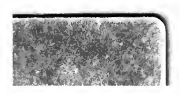

Ebner-Eschenbach,
Gesammelte Schriften.


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817



Gesammelte Schriften

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Vierter Band:

Erzählungen.

Zweiter Band.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1893.

Erzählungen

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Zweiter Band.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1893.

Die
Freiherren von Gemperlein.

I.

Das Geschlecht der Gemperlein ist ein edles und uraltes; seine Geschicke sind auf das Innigste mit denen seines Vaterlandes verflochten. Es hat mehrmals glorreich geblüht, es ist mehrmals in Unglück und Armuth verfallen. Die größte Schuld an den raschen Wandlungen, denen sein Stern unterworfen war, trugen die Mitglieder des Hauses selbst. Niemals schuf die Natur einen geduldigen Gemperlein, niemals einen, der sich nicht mit gutem Fug und Rechte das Prädicat: „der Streitbare" hätte beilegen dürfen. Dieser kräftige Familienzug war Allen gemeinsam. Hingegen giebt es keine schrofferen Gegensätze, als die, in welchen sich die verschiedenen Gemperlein-Generationen, in Bezug auf ihre politischen Ueberzeugungen, zu einander verhielten.

Während die Einen ihr Leben damit zubrachten, ihre Anhänglichkeit an den angestammten Herrscher mit dem Schwerte in der Faust zu bethätigen und so lange mit ihrem Blute zu besiegeln, bis der letzte Tropfen desselben verspritzt war, machten sich die Anderen zu Vorkämpfern der Revolte und starben als Helden für ihre

Sache, als Feinde der Machthaber und als wilde Verächter jeglicher Unterwerfung.

Die loyalen Gemperlein wurden zum Lohne für ihre energischen Dienste zu Ehren und Würden erhoben und mit ansehnlichen Ländereien belehnt, die aufrührerischen zur Strafe für ihre nicht minder energische Widersetzlichkeit in Acht und Bann gethan und ihrer Güter verlustig erklärt. So kam es, daß sich dieses alte Geschlecht nicht, wie so manches andere, eines seit undenklichen Zeiten von Kind auf Kindeskind vererbten Stammsitzes zu erfreuen hatte.

Am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts gab es einen Freiherrn Peter von Gemperlein, der, der Erste seines kriegerischen Hauses, dem Staate als Beamter diente und noch am Abende seines Lebens ein hübsches Gut in einer der fruchtbarsten Gegenden Oesterreichs erwarb. Dort schloß er hochbetagt, in Frieden mit Gott und mit der Welt, sein Dasein. Er hinterließ zwei Söhne, die Freiherren Friedrich und Ludwig.

In diesen beiden letzten Sprossen schien die im Vater verleugnete Gemperleinsche Natur sich wieder auf sich selbst besonnen zu haben. Sie brachte noch einmal, und zwar, was sie früher nie gethan, in demselben Menschenalter, die beiden Typen des Geschlechtes, den feudalen und den radicalen Gemperlein hervor. Friedrich, der Aeltere, war, seiner Neigung folgend, in der Militärakademie zu Wiener-Neustadt zum Waffenhandwerke ausgebildet worden. Ludwig bezog im achtzehnten Jahre

die Universität in Göttingen und kehrte im zweiund= zwanzigsten, mit einer prächtigen Schmarre im Gesichte und mit dem Ideale einer Weltrepublik im Herzen, nach Hause zurück.

Genau fünfzehn Jahre eines hartnäckigen, mit Kraft und Kühnheit geführten Kampfes brauchten die Brüder, um einzusehen, daß für sie in der Welt nichts zu suchen, daß Friedrichs Zeit vorüber und Ludwigs Zeit noch nicht gekommen war.

Der Erste legte sein Schwert nieder, müde, einem Monarchen zu dienen, der in Eintracht leben wollte mit seinem Volke, der Zweite wandte sich grollend von seinem Volke ab, das seinen Nacken willig und vergnügt dem Joche der Herrschaft beugte.

Zu gleicher Zeit bezogen Friedrich und Ludwig ihre Besitzung Wlastowitz und widmeten sich mit Liebe und Begeisterung der Bewirthschaftung derselben.

Wenn auch so verschieden von einander wie Ja und Nein, begegneten sich die Freiherren doch in einem Capital= punkte: in der unaussprechlichen Anhänglichkeit, die sie nach und nach für ihren ländlichen Aufenthaltsort faßten.

Kein überzärtlicher Vater hat jemals den Namen seiner einzigen Tochter in schmelzenderem Tone ausge= sprochen, als sie den Namen Wlastowitz auszusprechen pflegten. Wlastowitz war ihnen der Inbegriff alles Guten und Schönen. Für Wlastowitz war ihnen kein Opfer zu groß, kein Lob erschöpfend. „Mein Wlastowitz,“ sagte

Jeder von ihnen, und Jeder hätte es dem Anderen übel genommen, wenn er nicht so gesagt haben würde.

Bald nach ihrer Ankunft hatten die Brüder beschlossen, das väterliche Erbe in zwei gleiche Hälften zu theilen. Das Schloß mit seinen Dependenzen sollte im Besitze Friedrichs verbleiben, der dafür die Verpflichtung übernahm, für Ludwig, inmitten von dessen Grundstücken das Blockhaus errichten zu lassen, in welchem dieser an der Spitze der Familie, die er gründen wollte, zu leben und zu sterben gedachte.

Die Theilung wurde vielfach und hitzig erörtert, sie jedoch wirklich zu vollziehen, hoho! das überlegt man sich. Einen solchen Entschluß faßt man wohl; ihn auszuführen, verschiebt man gern von Jahr zu Jahr. Auf welches Stück, welchen Fußbreit, welche Scholle der geliebten Erde sollte einer der Brüder freiwillig verzichten? Jedem wäre der Grenzstrich, der Mein und Dein von einander geschieden und das Gut, das als Ganzes einzig und vollkommen war, in zwei unvollkommene Hälften gespalten hätte, mitten durch das Herz gegangen.

Nichtsdestoweniger war seit langer Zeit die Grenze zwischen Ober- und Unter-Wlastowitz in der Katastralmappe verzeichnet, lag der Plan zu Ludwigs Blockhause wohlverwahrt im Archiv, und einmal geschah es . . . aber wir wollen der ohnehin unausbleiblichen Katastrophe dieser wahrhaftigen Familiengeschichte nicht vorgreifen.

Das Leben, welches die Freiherren auf dem Lande führten, war ein äußerst regelmäßiges. Schon am frühen

Morgen verließen beide das Schloß und ritten zusammen im Sommer auf das Feld, im Winter in den Wald. Doch ereignete es sich gar selten, daß sie auch zusammen heimkehrten. Meistens kam Friedrich zuerst, mit hochgerötheten Wangen und blitzenden Augen durch die gegen Norden gelegene Kastanienallee im Schritte nach Hause geritten. Sein ehemaliger Privatdiener und jetziger Bediente Anton Schmidt erhielt den Befehl: „Frühstück auftragen!“ mit dem zornig klingenden Zusatze: „Für mich allein!“

Anton begab sich an die Küchenthür, wartete ein Weilchen und rief dann plötzlich dem Weibervolke am Herde zu: „Das Frühstück für die Herren!“

Das war der Moment, in welchem Ludwig auf schaum- und schweißbedecktem Pferde durch das gegen Süden gelegene Thor in den Schloßhof sprengte. Sein schmales, feines Gesicht war so gelb wie eine Weizenähre um Peter und Paul, die hohe Denkerstirne schwer umwölkt. In gebieterischer Haltung betrat er den Speisesaal. Dort saß Friedrich, viel zu sehr in die „K. K. ausschl. priv. Wiener Zeitung“ vertieft, um das Erscheinen seines Bruders wahrnehmen zu können. Dieser entfaltete sofort die „Augsburger Allgemeine“ und hielt sie mit der linken Hand vor sich hin, während er mit der rechten den Thee in seine Tasse goß. Eifrig wurde gelesen, hastig gefrühstückt und sodann aus türkischen Pfeifen kräftigst geraucht. Die beiden Freiherren saßen einander gegenüber auf ihren steiflehnigen Sesseln, die Zeitungen

vor den Gesichtern, vom Wirbel bis zur Sohle eingehüllt in schwere Rauchwolken, aus denen von Zeit zu Zeit ein Fluch, ein zürnender Ausruf als Vorzeichen nahenden Gewitters sich vernehmen ließ.

Auf einmal rief's da oder dort: „O, diese Esel!" und eine Zeitung flog unter den Tisch. Die politische Debatte war eingeleitet. Gewöhnlich gestaltete sie sich stürmisch und schloß nach beiläufig viertelstündiger Dauer mit einem beiderseitigen: „Hol' Dich der Teufel!"

Es gab aber auch Tage, an denen Ludwigs besonders gereizte Laune Abwechslung in die Sache brachte. Da führte er Reden, so persönlich giftig und beleidigend, daß Friedrich sie zu beantworten verschmähte. Sein offenes, sonst so freundliches Gesicht nahm einen starren Ausdruck an, ein Zug von unversöhnlichem Grimme legte sich um seinen Mund; jedes Haar seines Schnurrbartes schien sich trotzig emporzusträuben; er stand auf, ergriff seinen Hut, rief seinen braunen, kurzhaarigen Jagdhund und verließ schweigend das Zimmer. Sein breiter Rücken, seine mächtigen Schultern waren etwas gebeugt, als trügen sie eine schwere Last.

Ludwig bemerkte es, obwohl er ihm nur flüchtig nachsah, murmelte einige unverständliche Worte und las seine Zeitung mit all' der Aufmerksamkeit zu Ende, die ein Mensch, dem die Herrschaft über seine Gedanken so ziemlich abhanden gekommen ist, aufwenden kann. Bald jedoch erhob er sich und begann mit dröhnenden Schritten im Gemache auf- und abzuschreiten. Seine Miene wurde

immer finsterer; er warf den Kopf zurück; er nagte an der Unterlippe; er richtete seine schlanke Gestalt immer kühner und herausfordernder auf.

Wonach verlangte ihn denn noch, als nach Ruhe und Frieden! Hier hatte er gehofft, ihrer theilhaftig zu werden. Ja, eine saubere Ruhe, ein sauberer Frieden! Um die zu finden, braucht man sich nicht zurückzuziehen in die Einöde, sich nicht zu vergraben in geisttödtende Abgeschiedenheit. Wenn es aber schon nicht anders ist, wenn du Recht hast, o Seneca! wenn Leben Krieg führen heißt und durchaus gestritten sein muß, dann sei es auf würdigem Kampfplatze; dann sei es in der Welt, wohin ein Mann gehört, den das Schicksal mit ungewöhnlicher Ausdauer und mit ungewöhnlichen Geistesgaben gesegnet oder — heimgesucht hat.

Ludwig ging langsam die Treppe hinab. Sein struppiger, immer verdrießlicher Pintscher folgte ihm bellend nach.

Unter dem Thore blieb der Freiherr stehen und sah sich einmal wieder die Gegend an. Die grünen Höhen, die in sanften Wellenlinien den Horizont ziemlich eng umgrenzten, mahnten sie nicht: Stecke Dir nicht allzuweite Ziele! Was wir umschließen, ist auch eine Welt, aber eine stille, aber die Deine — laß es Dir gefallen in unserer Hut! . . .

Auf einem der Ausläufer des Gesenkes lag der freundliche Hof, der den Stolz des Gutes Wlastowitz, die Elite der Negretti-Herde, beherbergte. Wie ein

Schlößchen, stylvoll und blank, nahm er sich aus inmitten stattlicher Pappelbäume. Die sanft abgleitende Hügellehne nebenan, noch vor dreißig Jahren ödes Land, war jetzt in einen Obstgarten verwandelt. Dank dem treuen Vater, der ihn gepflanzt! Nicht für sich wahrlich, er sollte in seinem Schatten nicht mehr ruhen, sich an seinen Früchten nicht mehr erfreuen, für die Söhne, deren er stets gedachte und die er so selten sah, für die Söhne, die ferne von ihm ihre ehrgeizigen Ziele verfolgten und — wie vergeblich! — dauerndes Gute, dauerndes Glück im wechselvollen Leben suchten.

Nun standen die Birnbäume in der Fülle ihrer Kraft, die Apfel- und die Pflaumenbäume streckten ihre schwerbeladenen Aeste breit um sich, und die zierlich schlanken Kirschbäume, was für Früchte hatten die in den letzten Jahren getragen! Groß wie Nüsse und saftig wie Weintrauben. Ja, die Kirschen in Wlastowitz, die schmecken nicht nur den Kindern.

Und die Felder ringsum — im Frühling ein grünes, im Sommer ein goldenes Meer, im Herbste aber erst recht eine Wonne für das Auge des Oekonomen! Neue Verheißung nach der reichsten Erfüllung . . . Ja, der Boden in Wlastowitz! Gestürzt, geeggt, gewalzt, so fein wie der des sorglichst gepflegten Beetes in einem Blumengarten, so aromatisch wie Spaniol . . . schnupfen könnt' man diese Erde!

Ludwigs Blicke schwelgten in all' den Herrlichkeiten, und die Falten auf seiner Stirn, die hochgehenden Wogen

in seinem Innern glätteten sich. Ein kurzer Kampf noch, noch ein Versuch, den Zorn, die Entrüstung festzuhalten, die ihm abhanden zu kommen drohten, dann war's vorbei: — „Wo ist mein Bruder?" fragte er den Ersten, der ihm begegnete und machte sich die erhaltene Auskunft schleunigst zu Nutze.

Um zwei Uhr kamen die Herren, natürlich streitend, aber doch zusammen vom Felde zurück und setzten sich zu Tische. Nachmittags widmeten sie sich der Erziehung ihrer Hunde und Pferde, nahmen eine Recognoscirung des Gutes oder eines Theiles desselben vor und besprachen mit Herrn Verwalter Kurzmichel das morgige Tagewerk. Den Schluß des heutigen bildete ein allerschwerster, mit der allergrößten Erbitterung geführter Streit über religiöse, politische oder sociale Fragen. Sehr aufgeregt und einander ewigen Widerstand schwörend, gingen die Brüder zu Bette.

Das war im großen Ganzen, abgesehen von den Veränderungen, welche die jeweilige Jahreszeit, die Jagden, die Besuche in der Nachbarschaft mit sich brachten, die Lebensweise der Freiherren von Gemperlein.

Einem oberflächlichen Beobachter mochte sie nicht besonders reizend erscheinen, der tiefer Eindringende jedoch mußte zugeben, daß sie auch angenehme Seiten habe. Die angenehmste war die hohe Achtung, in welcher die Brüder bei ihrer Umgebung standen. Mochte sich auch ein guter Theil Furcht in diese Achtung mischen, das nahm ihr nichts von ihrem Werthe. Welcher von den

beiden Herren strenger gegen seine Diener sei, hielt schwer zu entscheiden. Sie forderten viel, aber niemals ein Unrecht; sie waren oft unerbittlich hart, aber sie ehrten in dem Geringsten, ja noch in dem Unverbesserlichen — den Menschen.

„Weil ich höher stehe, als der arme Teufel, mein Nächster, und in ihm einen Schutzbefohlenen respectiren muß," sagte Friedrich.

„Weil ich seinesgleichen bin," sagte Ludwig, „und sogar in dem verzerrten Ebenbilde meine Züge wiederfinde."

„Du Spitzbube!" rief Friedrich dem verstockten Sünder zu, „weißt Du nicht, was das Gesetz befiehlt; hörst Du nicht, was der Pfarrer predigt? Warte nur, Dich kriegt hier die Gendarmerie und drüben ganz gewiß — die Hölle!"

Ludwigs Ermahnungen hingegen lauteten: „Wann werdet Ihr endlich lernen, Euch selbst in Zucht zu halten? Wann werdet Ihr endlich, Ihr Dummköpfe, müde werden, Leute zu bezahlen, die Euch überwachen, Euch einsperren und manchmal sogar aufhenken? Regiert Euch selbst, Ihr Esel, dann erspart Ihr alles Geld, daß Euch jetzt die Regierung kostet."

So eindringliche Vorstellungen blieben nicht ganz ohne Wirkung, und eine viel größere, als sie hatten, schrieben ihnen die Freiherren zu, die überhaupt trotz mancher erlittenen Enttäuschung Alles, was sie am innigsten wünschten, auch für das Wahrscheinlichste hielten. Auf diese Weise genossen sie so manches Glück, das sie nie-

mals gehabt; kosteten es in Gedanken durch und empfanden dabei ein vielleicht lebhafteres Vergnügen, als wenn es ihnen in Wahrheit zu Theil geworden wäre. Die reiche Phantasie, welche die Natur ihnen geschenkt, entwickelte sich in dem stillen Wlastowitz viel üppiger, als dies im Wirbel des Weltgetriebes hätte geschehen können, und bereitete ihnen eine Fülle reiner Freuden, die nur derjenige belächelt und verschmäht, der nicht fähig ist, sich ähnliche zu schaffen.

Bekanntermaßen fließt das Dasein je einförmiger, je rascher dahin, und ehe die Brüder sich's versahen, kam der Tag heran, an dem Friedrich sagen konnte: „Ich möchte wissen, ob es je einen denkenden Menschen gegeben hat, der nicht schon die Bemerkung gemacht, daß die Zeit doch eigentlich sehr schnell vergeht."

„Im Gegentheile," sprach Ludwig, „diese Wahrheit ist schon so oft ausgesprochen worden, daß gar nichts daran liegt, sie noch einmal auszusprechen."

„Würden wir's glauben, wenn wir's nicht wüßten," fuhr Friedrich fort, „es sind jetzt gerade zehn Jahre, daß wir in Wlastowitz eingezogen sind."

Ludwig fegte mit der Reitgerte die Spitzen seiner staubigen Stiefel, kreuzte dann die Arme und starrte melancholisch ins Grüne, das heißt ins Gelbe, denn es war Herbst, und sie saßen vor einer Goldesche.

„Zehn Jahre," murmelte er, „ja, ja, ja — zehn Jahre. Hätte ich damals geheirathet, damals, als ich so gute Gelegenheit . . . als ich sehr geliebt wurde — —"

„Als Du geliebt wurdest,“ wiederholte Friedrich und zwang sich, ein ernsthaftes Gesicht zu machen.

„— So könnte ich jetzt bereits Vater von neun Kindern sein.“

„Von achtzehn, wenn Deine Frau Dir jedesmal Zwillinge beschert hätte, von noch viel mehr, weil ja die Aepelblüh büschelweise auf die Welt zu kommen pflegen!“ sprach Friedrich und lachte.

Ludwig sah ihn von der Seite an. „Es giebt,“ sagte er wegwerfend, „nichts Dümmeres als ein dummes Lachen.“

„Es giebt nichts Lächerlicheres als einen Mann, der am helllichten Tage träumt und ohne Fieber phantasirt,“ rief Friedrich. „Zum Kuckuck mit all' Deinen Wenn und Vielleicht, mit Deinen Chimären und Hirngespinnsten! Du leidest an fixen Ideen. Halte Dich doch endlich einmal an das Reale, an die Wirklichkeit!“

Jetzt schlug Ludwig ein grelles Gelächter auf. Er erhob die Augen und die gerungenen Hände anklagend zum Himmel. „Das Reale! Die Wirklichkeit!“ schrie er, „o Gott, Der spricht von ihnen . . . Der! . . . und war drei Jahre lang in einen Druckfehler verliebt!“

Friedrich senkte zornig-beschämt den Kopf und biß seinen Schnurrbart. Plötzlich fuhr er auf: „Und Du — weißt Du denn — —?“

Ein verhängnißvolles Wort schwebte auf seinen Lippen, doch sprach er es nicht aus, sondern brummte nur leise vor sich hin: „Hol's der Geier!“

II.

Schon im ersten Jahre ihrer Niederlassung in Wlastowitz hatten die Brüder beschlossen, sich zu verheirathen und auch bereits die Wahl ihrer zukünftigen Gattinnen getroffen. Friedrich entschied sich für eine Gräfin Josephe, Tochter des Hochgebornen Herrn Karl, Reichsgrafen von Einzelnau-Kwalnow und der Hochgebornen Frau Elisabeth, Reichsgräfin von Einzelnau-Kwalnow, gebornen Freiin ron Czernahlava, Sternkreuzordensdame. Ludwig, der längst mit sich darüber im Reinen war, daß er lieber zeitlebens in dem ihm eigentlich verhaßten Junggesellenstande verharren, als eine Aristokratin heirathen wolle, faßte den Entschluß, Lina Aepelblüh, ein Kaufmannstöchterlein aus dem nächsten Städtchen, zu seiner Frau und zur Mutter einer großen Anzahl freisinniger Gemperlein zu machen.

Daß die Bekanntschaft, welche die Brüder mit ihren Auserwählten geschlossen hatten, von sehr intimer Art gewesen sei, ließ sich nicht behaupten. Friedrich war seiner Braut im Genealogischen Taschenbuche der gräflichen Häuser begegnet und wußte nur Weniges von ihr, dieses

Wenige aber mit Bestimmtheit. Sie wohnte in Schlesien, auf dem 1100 Joche umfassenden Gute ihres Vaters, stand im Alter von dreiundzwanzig Jahren, hatte fünf Brüder, von denen der älteste dreizehn Jahre zählte, und bekannte sich zur katholischen Confession.

Ihre Familienverbindungen waren sowohl väterlicher- als mütterlicherseits äußerst achtbare. Sie gehörten zwar nicht dem höchsten, aber einem guten, erbgesessenen Adel an, dessen Anciennetät der des Gemperleinschen nichts nachgab. Einen nicht geringen Einfluß auf Friedrichs Wahl übte der Umstand, daß Josephe nur Brüder und keine Schwestern hatte; so gerieth der Mann, der sie heimführte, nicht in Gefahr, seinen häuslichen Frieden durch einige allenfalls zum Cölibat verurtheilte Schwägerinnen bedroht zu sehen. Kurz, unter sämmtlichen Töchtern des Landes, die das gräfliche Taschenbuch aufzuführen wußte, paßte für Friedrich keine wie Josephe Einzelnau.

Er verfolgte den Lebenslauf seiner Erkorenen mit liebevoller Aufmerksamkeit durch drei Jahrgänge des Almanachs, und befestigte sich immer mehr in dem Vorsatze, seinerzeit nach Schlesien zu reisen, und sich dem Grafen von Einzelnau als ein von den redlichsten Absichten beseelter Bewerber um die Hand Gräfin Josephens vorzustellen.

Ludwig indessen kannte Fräulein Lina nicht nur von Angesicht zu Angesicht, er hatte sie sogar einmal gesprochen, als sie nach Wlastowitz gekommen war, um

ihre Tante, die Frau Verwalterin Kurzmichel, zu besuchen.

„Wie geht's?“ fragte er das hübsche Kind, das er im Garten mit einer Stickerei beschäftigt traf. Lina Aepelblüh erhob sich von der Bank, auf der sie gesessen, machte einen kurzen, resoluten Knix, den echten Bürgermädchenknix, der mit reizendster Unbeholfenheit das gediegenste Selbstbewußtsein ausdrückt und antwortete:

„Ich danke, gut.“

Wie sehr ihn das freue, verrieth ihr ein feuriger Blick seiner blauen Augen, und ihre braunen senkten sich.

Eine Pause. — „Was soll ich ihr jetzt sagen? . . . Donner und Wetter! was soll ich ihr jetzt sagen?“ dachte der Freiherr und rief endlich: „Das macht die Landluft!“

„O mir geht's auch in der Stadt gut!“ versetzte die Kleine mit einem munteren Lächeln.

Die Erinnerung an dieses Gespräch beschäftigte den Freiherrn sehr oft und sehr angenehm; er gab sich ihr ohne Rückhalt hin, und seine Phantasie schmückte das bescheidene Erlebniß mit den anmuthigsten Zuthaten aus. Der Gruß der lieblichen Jungfrau, ihr Lächeln, ihr Erröthen gewannen eine täglich wachsende, für ihn immer schmeichelhaftere Bedeutung.

Eines Tages — an einem Sonntage war's, an dem das Ehepaar Kurzmichel auf dem Schlosse gespeist hatte — wandte sich Ludwig plötzlich mit den Worten zur Frau Verwalterin: „Ein ganz charmantes Mädchen, Ihre Nichte! Ein schönes, liebenswürdiges Mädchen.“

Frau Kurzmichel hatte eben den Berathungen Friedrichs und ihres Mannes über die bevorstehende Schafschur mit jenem verständnißinnigen Interesse für ernste Dinge gelauscht, dem sie vor allem Anderen den Ruf einer ausgezeichnet gescheiten Frau verdankte. Sie bedurfte einiger Augenblicke, um ihrem Gedankenfluge die neue Richtung zu geben, die ihm durch Ludwigs wie vom Himmel gefallene Bemerkung vorgeschrieben wurde. Sobald ihr dies jedoch gelungen, verbreitete sich ein Ausdruck zarten Wohlwollens über ihr großes, würdevolles Gesicht. Sie schüttelte beistimmend die Locken, die unzertrennlich von der Sonntagshaube, mit dieser zugleich angelegt wurden, und sprach: „Ein braves Kind! Ein wohlerzogenes, häusliches . . . Ich darf es gestehen."

Das Lob der sittenstrengen Dame war ein Moralitätszeugniß von unschätzbarem Werthe.

Ludwig sagte nur: „So, so," aber er rieb sich die Hände mit einer Art von Phrenesie, was bei ihm das Zeichen allerhöchsten Behagens, eines wahren Glückseligkeitsrausches war.

Schon einige Monate später kündigte er seinem Bruder eines Abends an, daß es sein ganz bestimmter, unerschütterlicher, durch keine Rücksicht, keinen Widerstand, kein Hinderniß, mit einem Worte durch nichts auf Erden zu besiegender Wille sei, sich mit Lina Aepelblüh zu verheirathen.

Als er diesen Namen nannte, schoß Friedrich einen Blick nach ihm, geladen mit Entrüstung und wildem

Hohne, doch senkte er ihn sogleich wieder auf das Buch, das er vor sich liegen hatte. Es war „Judas, der Erzschelm", sein Lieblingsbuch. Die Ellbogen auf den Tisch gestemmt, die zu Fäusten geballten Hände an die Schläfen gepreßt, setzte er mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit seine Lectüre fort. Auch Ludwig hatte seine Arme, jedoch verschränkt, auf den Tisch gelegt, machte, wie man zu sagen pflegt, einen Katzenbuckel und blickte seinen Bruder scharf und unverwandt an. Dieser wurde immer röther im Gesichte, immer drohender zogen die Falten auf seiner Stirn sich zusammen, allein er las — und schwieg.

Nun stieß Ludwig ein gellendes „Haha!" hervor, lehnte sich zurück und begann zu pfeifen.

„Pfeif' nicht!" schrie Friedrich heftig, ohne jedoch die Augen zu erheben.

„Schrei' nicht!" entgegnete Ludwig überlaut und setzte rasch und polternd hinzu: „Was hast Du gegen meine Heirath? Es ist mir zwar ganz gleichgültig, aber ich will es wissen!"

Friedrich schob das Buch von sich. „Ich hab' gegen Deine Heirath — nichts!" sagte er, „heirathe, wen Du magst, meinetwegen eine Taglöhnerin! . . . Nur," sein Gesicht nahm einen Ausdruck von kalter Grausamkeit an, er durchschnitt mit einer feierlichen Bewegung der erhobenen Hand die Luft zwischen sich und seinem Bruder, „nur: Jedem das Seine! — Es giebt Stufen im Leben. — Dich zieht's nach den unteren, mich — nach den oberen . . ."

„Was?" unterbrach ihn Ludwig mit herausforderndem Spotte. „Was giebt's im Leben? — Stufen?"

Friedrich ließ sich nicht irre machen; er fuhr in dem magistralen Tone fort, den er in entscheidenden Augenblicken anzunehmen wußte: „Meine Frau hüben — die Deine drüben. Umgang duld' ich nicht. Die Schwelle der gebornen Aepelblüh wird meine Josephe niemals überschreiten."

„Das hoff' ich!" rief Ludwig. „Umgang mit einer hochmüthigen Aristokratin — dafür dank' ich. Meine Frau soll gar nicht ahnen, daß Närrinnen existiren, die sich für etwas Besonderes halten, weil man ihre Ahnen zählen kann!"

„Warum kann man das?" fiel Friedrich ein. „Weil diese Ahnen sich hervorgethan haben, nicht untergegangen sind in der Menge — darum kann man sie zählen."

„Zufall!" entgegnete der jüngere Freiherr von Gemperlein, „daß sie sich hervorthun konnten; Gunst der Verhältnisse, daß die Erinnerung an ihr ehrenwerthes oder nichtsnutziges Wirken sich im Volke wach erhielt ... Es giebt Thaten genug — lies die Geschichte! — es giebt weltumgestaltende Ereignisse genug, deren Urheber Niemand zu nennen weiß ... Was ist's mit den Nachkommen dieser Männer? Kannst Du darauf schwören, daß Dein Anton Schmidt nicht von dem Sänger des schönsten deutschen Götterliedes, nicht von einem der Wahlkönige der Gothen abstamme? Kannst Du darauf schwören?" fragte er, und sah seinen Bruder durchbohrend

an. Dieser, ein wenig außer Fassung gebracht, zuckte die Achseln und sprach: „Lächerlich!"

„Lächerlich? Ich will Dir sagen, was lächerlich ist. Es ist lächerlich, Auszeichnungen genießen, die Andere verdienten. Es ist mehr als lächerlich, es ist niedrig, den Lohn fremder Mühe einzusäckeln!"

„Fremder? Sind meine Ahnen mir fremd?!"

„Laß Deine Ahnen in Ruh'! Wirst Du denn ewig Deinen Anspruch auf das Köstlichste, das es giebt, auf die Achtung der Menschen, aus dem Ekelhaftesten, das es giebt, aus dem Moder wühlen? . . . Pfui! mich widert's an!" Ludwig schüttelte sich vor Abscheu und fügte dann ruhiger, in beinahe flehendem Tone hinzu: „Wirst Du denn niemals einsehen, daß sich zu Gunsten der Adelsinstitution nichts vorbringen läßt, als was Staatsanwalt Séguier — lies die Geschichte! — zu Gunsten anderer Mißbräuche sagte: Ihre lange Ausübung macht sie ehrwürdig . . . Oder was die Bollandisten zu Gunsten des Diebstahls sagten — lies die Acta Sanctorum nur bis zum vierundvierzigsten Bande . . ."

„Bis zum wievielten?" schrie Friedrich, empört über diese hirnverbrannte Zumuthung.

Sein Bruder lächelte geringschätzig und sprach: „Kennst Du den Preis, mit welchem Du Deinen Ahnenstolz bezahlst? Er heißt: Selbstachtung! . . . Was ich bin, was ich bleibe, wenn man mir meinen Namen, meinen Rang, mein Vermögen nimmt, darin besteht mein Werth, auf den allein bau' ich mein Recht, das

Uebrige veracht' ich als Geschenk des blinden, sinnlosen Zufalls!"

Beide waren aufgesprungen; der Aeltere stürzte auf den Jüngeren los und packte ihn an den Schultern: „Wessen Geschenk sind denn diese Schultern, wem verdankst Du diese Brust, den Wuchs, der das Mittelmaß der Menschen um Kopfeshöhe überragt? und daß in Deiner Brust ein redliches Herz schlägt und daß in Deinem Kopfe Ideen wohnen — tolle freilich — aber doch Ideen — wem verdankst Du das Alles? Hast Du's vom Zufalle? hast Du's von Deinen Ahnen?"

„Ich hab's von der Natur!"

„Ja wohl, von der Gemperleinschen Natur!" versetzte Friedrich triumphirend.

„Dein Gedankenkreis," sagte Ludwig nach einer kleinen Pause, „hat nicht mehr Umfang, als der eines Perlhuhns. Ein fester Punkt ist da, um den drehst Du Dich herum wie jenes Thier auf dürrer Haide — —"

„Perlhuhn? Thier?" brummte Friedrich, „einmal könntest Du aufhören mit Deinen Vergleichen aus der Zoologie."

„Der feste Punkt, von dem aus jeder Esel," Ludwig ließ die Stimme auf diesem Worte ruhen, um zu zeigen, wie wenig er die erhaltene Ermahnung berücksichtige, „von dem aus jeder Esel die vernünftige Welt aus ihren Angeln heben kann, heißt das Vorurtheil."

„Ludwig! Ludwig!" unterbrach ihn hier sein Bruder, „mit erhobenen Händen beschwör' ich Dich: Taste das

Vorurtheil nicht an. . . Vorurtheil!“ wiederholte er und legte auf dieses Wort einen unbeschreiblichen, man könnte sagen zärtlichen Nachdruck, „so nennt der Grobian die Höflichkeit, der Egoist die Selbstentäußerung, der Schurke die Tugend, der Atheist den Glauben an Gott, das ungerathene Kind die Ehrfurcht vor den Eltern! Nimm das Vorurtheil, Du nimmst die Pflicht aus der Welt!“

„Holla! Es ist genug!“ sprach Ludwig gebieterisch. „Dir beweisen Gründe nichts, man muß mit Thaten kommen.“ Er warf den Kopf zurück, sein Blick war prophetisch in die Ferne gerichtet, eine erhabene Zuversicht klang aus seiner Stimme. „Meine Kinder werden Dich lehren, was das heißt, erzogen sein in Ehrfurcht vor dem Ehrwürdigen, aber — ohne Vorurtheil . . .“

„Deine Kinder! bleib mir mit Deinen Kinder vom Leibe!“ schrie Friedrich auf und focht mit verzweiflungsvoller Hast in der Luft umher, als gälte es, von allen Seiten in hellen Schwärmen heranfliegende kleine, vorurtheilslose Gemperlein von sich abzuwehren, „sie dürfen mir nicht über die Schwelle, Deine Kinder! ich verbiete ihnen mein Haus!“

Tief verletzt in seinem etwas verfrühten Vaterstolze wandte Ludwig sich ab.

„Kinder ohne Vorurtheile!“ fuhr Friedrich empört fort, „Gott bewahre Einen vor solchen Ungeheuern!“

„Brauchst Gott nicht anzurufen, bist schon bewahrt,“ versetzte sein Bruder mit eisiger Kälte. „Das übrigens versteht sich von selbst — an die Thüre, die meiner Frau,

meinen Kindern gewiesen wurde, werde ich nie pochen. Unsere Wege trennen sich. Wo sind die Schlüssel des Archivs?“

Er holte die Karte von Wlastowitz herbei, breitete sie auf dem Tische aus und begann die Grenzlinie, welche das schöne Blatt ohnehin schon traurig verunstaltete, zu beiden Seiten so derb zu schattiren, daß sie jetzt wie ein hoher, unübersteiglicher Gebirgszug erschien, der sich schroff durch die spiegelglatte Ebene, durch die blühendsten Felder und Wiesen hinschlängelte. Friedrich sah ihm traurig und grimmig zu.

„So!“ brummte Ludwig jedes Mal, wenn er von Neuem die Feder eintauchte, „das zwischen uns. Hier bist Du — hier bin ich. Gemeinschaft ist gut im Himmel, aber leider! leider! nicht auf der Erde . . . Die jetzigen Menschen sind noch nicht danach! . . .“

Nicht so schnell als mit der längst auf dem Papier durchgeführten Theilung der Gründe konnte Ludwig mit der Wahl des Platzes fertig werden, an dem das Blockhaus zu errichten sei; gegen jeden, für den er sich entschied, machte Friedrich einen triftigen und berücksichtigenswerthen Einwand. Ludwig verlor endlich das bischen Geduld, das er noch zu verlieren hatte.

„Jetzt hab' ich's satt. Da wird's stehen!“ rief er und bezeichnete mit der in zorniger Hast geschwungenen Feder die Stelle, auf der sein zukünftiges Heim sich erheben solle. Ach! wie eine schwarze Thräne fiel ein großer Klex auf die Karte von Wlastowitz. Auf die

schöne Karte, das treffliche, noch auf Anordnung des seligen Vaters mit wahrem Mönchsfleiße ausgeführte Werk eines ausgezeichneten Ingenieurs . . . Friedrich zuckte zusammen, und Ludwig murmelte: „Hunderttausend Millionen Donnerwetter! Die verdammte Feder!“ —

Herr Verwalter Kurzmichel war an jenem Abende eben im Begriffe, das eheliche Lager zu besteigen, in dem seine Gemahlin bereits Platz genommen, als er durch ein heftiges Pochen am Hausthore in seinem Vorsatze gestört wurde. Eilige Schritte auf der hölzernen Treppe, rasch gewechselte Worte — — Frau Kurzmichel saß schon aufrecht in ihrem Bette — die beiden Gatten sahen einander an; er ein Bild der Bestürzung, sie ein Bild der Wachsamkeit. Nun klopft es an die Stubenthür: „Herr Verwalter,“ ruft die Magd, „Sie sollen kommen — ins Schloß — gleich!“

„Um Gotteswillen — brennt's?“ stöhnte Herr Kurzmichel und stürzte auf die Thüre zu. Aber seine Frau kam ihm noch glücklich zuvor: „Kurzmichel — Du wirst doch nicht — Du bist — — in diesem Nichtanzuge . . .“

„Wahr, wahr!“ entgegnete Herr Kurzmichel mit klappernden Zähnen, eilte an den Nachttisch zurück, setzte für alle Fälle seine Brille auf und machte krampfhafte Versuche, seine Tabaksdose in eine nicht vorhandene Tasche zu versenken.

„Ruhe, Kurzmichel! — in jeder Lage des Lebens Ruhe!“ mahnte die Frau Verwalterin und rief nun ihrer-

seits durch die geschlossene Thür: „Brennt es?“ „Nein — brennen thut's nicht!“ antwortete von draußen Antons derbe Stimme, „aber der Herr Verwalter soll gleich ins Schloß kommen!“

Frau Kurzmichel half dem Gatten in die Kleider: „Was mag's geben? was mag's nur geben?“ fragte ihr Mann einmal ums andere, und innerlich bewegt, äußerlich aber ruhig wie das gute Gewissen, antwortete die große Frau: „Was soll's denn geben? Die Flanelljacke, Kurzmichel! . . . Wer hätte uns etwas vorzuwerfen? Was kann uns geschehen? Ich denke, wir stehen da! Nein! nein — ohne Flanelljacke darfst Du mir nicht hinaus in die Nacht!“

Eine Viertelstunde verging. Die Frau Verwalterin hatte inzwischen Thee gekocht und die Wärmflasche mit heißem Wasser gefüllt. Der Herr Verwalter mußte, als er zurückkam, vor allem Anderen zu Bette. Der Thee, den seine Gattin ihm aufnöthigte, verbrannte ihm den Gaumen und die Wärmflasche die Fußsohlen. Er klagte ein Weniges darüber. Aber seine heilkundige Hälfte belehrte ihn: „Das ist nur die Erkältung, die herausgeht, das thut nichts . . . Und jetzt sprich: Was hat's gegeben im Schlosse?“

„Befehle, liebe Frau; dringende, strictens zu befolgende Befehle wegen des morgen mit dem Frühesten beginnenden Baues von Freiherrn Ludwigs . . .“

„Blockhaus!“ fiel Frau Verwalterin mit ironischer Schärfe ein.

Ihr Gatte blickte sie voll Erstaunen an: „Woher vermuthest Du? . . .“ sagte er.

Die Antwort, die er erhielt, war eine sehr sonderbare. Sie lautete: „Man könnte wahrlich, wenn der Respect dies nicht verböte, in Versuchung gerathen, die Herren Barone trotz all' ihrer ausgezeichneten Eigenschaften, die ich verehre, ein bischen — wie sag' ich nur — zu nennen.“ Die Frau Verwalterin machte eine Pause, bevor sie wieder die schmalen Lippen zu den aufzeichnenswerthen Worten öffnete: „Denke an mich, Kurzmichel, denke in zehn Jahren an mich, wenn Du noch lebst, was Gott gebe: Das Blockhaus wird nie gebaut! — Gute Nacht, Mann, lege Dich aufs Ohr und schlafe, morgen wecke ich Dich nicht!“

Man muß gestehen, die seltene Frau gab in jener Stunde einen durch das Dunkel der Zeiten glänzend leuchtenden Beweis ihres Scharfsinnes, ihrer merkwürdigen Voraussicht und ihrer ausgezeichneten Kenntniß des menschlichen Herzens.

III.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß Kämpfe, die man mit einem solchen Aufwande an Geist, Ausdauer und Temperament führt, wie die Freiherren von Gemperlein thaten, nach und nach zum Selbstzwecke werden, während die Veranlassung derselben in den Augen ihrer wackeren Streiter immer mehr an Bedeutung verliert. Wenn Friedrich aufrichtig sein wollte, so mußte er bekennen, daß er hundert Josephen für Einen zu standesgemäßen Ueberzeugungen bekehrten Ludwig gegeben hätte. Ludwig hingegen gestand sich, daß es ihm süßer wäre, von seinem Bruder ein einziges Mal zu hören: Du hast Recht, als von seiner Lina: Ich liebe Dich!

Nur in ganz bösen Stunden, in denen sie definitiv an einander verzweifelten, rafften sie sich zu entscheidenden Entschlüssen auf. So geschah es, daß Friedrich eines Tages seine Koffer packen ließ und seine Abreise nach Schlesien für den kommenden Morgen festsetzte, während Ludwig mit sich selbst zu Rathe ging, in welcher Weise er Frau Kurzmichel am besten von seinen Gefühlen für ihre Nichte in Kenntniß setzen könnte. Aber — mitten

in diese Vorbereitungen hinein fiel ein Wink vom Himmel in Gestalt einer Büchersendung aus Wien. Die Sendung enthielt unter Anderem den neuesten Gothaischen Almanach und dieser die Nachricht, daß Frau Gräfin Mutter Einzelnau am 3. August des laufenden Jahres auf Schloß Kwalnow verschieden sei.

Friedrich war von dem schmerzlichen Verluste, den Josephe erlitten, tief erschüttert, und auch Ludwig, der doch keine Ursache hatte, seine Schwägerin zu lieben, versagte ihr in diesem ernsten Augenblicke seine Theilnahme nicht.

„Ah ça! ah ça! meine arme Josephe!“ wiederholte Friedrich sechsmal nach einander und schnalzte dabei energisch mit den Fingern. „Ich bedauere nur meine arme Josephe. Sie ist es, die durch diesen Trauerfall am schwersten betroffen wird. Auf wem ruht jetzt die ganze Last der Haushaltung? Wer ist jetzt die Stütze des Vaters? wer vertritt jetzt Mutterstelle an den jungen Brüdern? Niemand anders als sie — meine arme Josephe!“

Er gab sich eine Weile schweigend seinen Betrachtungen hin und sprach dann mit würdiger Resignation: „Sie stören in der Ausübung so heiliger Pflichten, in diesem Augenblicke mit selbstsüchtigen Absichten vor sie treten, wäre nicht mehr und nicht weniger als eine Rohheit! . . . Anton, auspacken!“ befahl er seinem Diener, der im Nebenzimmer eben damit beschäftigt war, die Koffer zu schließen.

Ludwig hatte sich in das Studium des Taschenbuches vertieft und rief plötzlich aus: „Sage mir doch nur, wo ist denn Deine Josephe hingekommen? Ich finde sie nicht mehr. Ich finde nur noch einen Joseph, Oberlieutenant im 12. Dragoner-Regimente."

„Ja, Du und der Gothaische Almanach!" sprach Friedrich und nahm mit selbstbewußter Kennermiene seinem Bruder das Buch aus der Hand.

Er überflog die betreffende Stelle, er las, er betrachtete, er magnetisirte sie förmlich mit seinen Blicken, aber — auch er fand seine Josephe nicht. Sie war und blieb verschwunden.

„Was soll denn — was soll denn das heißen?" fragte er in großer Bestürzung und antwortete sich selbst endlich: „Es kann nur ein Druckfehler sein!"

Von Neuem begann er seine Prüfung: „Hier fehlt das e — es soll stehen Josephe, nicht Joseph. Der Titel Oberlieutenannt et caetera gehört meinem Schwager Johann, gehört in die nachfolgende Zeile, ist beim Setzen vermuthlich nur zufällig hinaufgerutscht . . ."

„Dieser Schwager," meinte Ludwig, „ist erst sechzehn Jahre alt und sollte schon Oberlieutenant sein? Das wäre doch curios . . . Bei aller Protection, die der Bursche genießen mag, doch curios! . . . Es hat freilich — lies die Geschichte! — im sechzehnten Jahrhunderte einen neunjährigen Bischof von Valencia gegeben . . ."

„Glaube doch nicht alle diese Klatschereien!" murmelte Friedrich ärgerlich.

„Dennoch," fuhr Ludwig fort, „halte ich einen sechzehnjährigen Oberlieutenannt, in unserem Zeitalter, für ein Ding der Unmöglichkeit."

Sie begannen zu streiten.

Friedrich aber war nicht bei der Sache; er ließ so manche von Ludwigs verwegensten Behauptungen unangefochten und entgegnete auf einen von dessen tollkühnsten Schlüssen:

„Ein Druckfehler ist's. Man thäte gut, die Redaction davon in Kenntniß zu setzen."

Noch am selben Abende schrieb er vor dem Schlafengehen folgenden Brief:

„Verehrliche Redaction des Genealogischen Taschenbuches der gräflichen Häuser!

„Der Unterzeichnete, ein langjähriger Verehrer und Leser Ihres Almanachs, nimmt sich die Freiheit, Ihnen einen peinlich sinnstörenden Druckfehler zu notificiren, der sich auf Seite 237 des diesjährigen Jahrganges eingeschlichen hat, indem auf der, früher von Gräfin Josephe eingenommenen Zeile ein Oberlieutenant im 12. Dragoner-Regimente steht, der offenbar dahin nicht gehört, wovon Sie sich durch Nachschlagung der drei früheren Jahrgänge zu überzeugen die Freundlichkeit haben und mir eine dringend erbetene Aufklärung mit umgehender Post zukommen lassen wollen. Empfangen Sie rc."

Nach wenigen Tagen erschien die „erbetene Aufklärung". Sie lautete:

„Verehrter Freiherr!

„Kein Druckfehler, sondern — eine Berichtigung. Herr Graf von Einzelnau (der unserer Publikation nur sporadisch Beachtung zu schenken scheint) wies erst bei Gelegenheit des uns mitgetheilten Ablebens seiner Frau Gemahlin auf den bedauerlichen Irrthum hin, der sich leider durch drei Jahrgänge unseres Taschenbuches geschlichen hat. Unserseits ersuchen wir Sie, die früheren Jahrgänge des Almanachs nachzuschlagen, in denen Herr Graf Joseph als Cadet, Lieutenant u. s. f. eingetragen steht.

„Für Ihre Theilnahme dankend, ergreifen wir diese Gelegenheit, um Sie zu bitten, uns jede in Ihrem werthen Hause eintretende Veränderung rechtzeitig bekannt zu geben und zeichnen rc."

Die Brüder saßen am Frühstückstische, als die verhängnißvollen Zeilen eintrafen. Lange nachdem er sie gelesen, hielt Friedrich dieselben vor sich hin und blickte sie an, wie ein Landmann seine verhagelte Saat, wie ein Künstler sein zerstörtes Werk. Ludwig, der ihn mit ungeduldiger Bestürzung beobachtete, zog ihm endlich das Blatt aus den zitternden, widerstandslosen Händen, überflog es und brach in ein schallendes Gelächter aus. Plötzlich jedoch hielt er inne, hustete und begann sich mit der Allgemeinen Zeitung zu beschäftigen.

Friedrich hatte die Pfeife weggelegt, die Arme über die Brust gekreuzt, die Augen niedergeschlagen. Helle Schweißtropfen standen auf seiner Stirne, die so weiß abstach von seinem übrigen sonnverbrannten Gesichte.

Ludwig warf besorgte Blicke nach ihm, räusperte sich immer aggressiver, schleuderte die Zeitung zu Boden und schrie wie besessen: „Das bist halt Du! So etwas kann nur Dir geschehen! unter den Millionen, welche die Erde bevölkern, nur Dir! . . . Wenn ich schon ein Narr sein und mir meine Braut im Gothaschen Almanach suchen will, so thue ich's wenigstens gründlich, gehe ihr nach bis auf ihre Quelle, bis auf ihren allerersten Ursprung; kenne ihre Vorvorgroßeltern ungeboren! Aber Du! — was Du thust, kannst Du nur cavaliermäßig thun, das heißt: — lies die Geschichte! — oberflächlich, leichtsinnig, dumm mit einem Worte! . . . Gedankenlosigkeit und Gedankenfaulheit — das ist es ja! daran geht Ihr zu Grunde, Du und Dein ganzer vernunftverlassener Stand!"

Jetzt erhob sich Friedrich brüllend wie ein angeschossener Löwe. Der Bann seines Schweigens war gelöst, und im Kampfe, der sich nun entspann, fand er seine Stärke wieder.

Der Einsturz von Friedrichs Luftschlössern hemmte natürlich den Aufbau von Ludwigs sicherem Hause. Wie konnte einer der Brüder daran denken, sich einen behaglichen Herd zu errichten im Augenblicke, in dem der andere vor den Trümmern seines Familienglückes stand? Ludwig verschob die Unterredung mit Frau Kurzmichel auf einen günstigeren Zeitpunkt. In drei, in sechs Monaten, wenn Friedrichs Herzenswunde vernarbt sein würde, dann erst wollte er die eigene Liebesgeschichte mit Eifer betreiben.

Aber — nur zu oft meint der Mensch über sein Schicksal noch entscheiden zu können, während dieses längst über ihn entschieden hat. Diese Erfahrung sollte Ludwig schon am folgenden Sonntage machen.

Da erschien Frau Kurzmichel in großem Staate beim Diner. Sie hatte sich mit ihren berühmtesten Garderobestücken geschmückt; mit ihrem braunen Seidenkleide, dem Hochzeitsgeschenke, das ihr Gatte ihr dargebracht, und mit dem gelben Shawl, der noch aus dem Nachlasse der hochseligen Frau Baronin, der Mutter der Freiherren, stammte. Das braune Kleid pflegte die Frau Verwalterin bei jeder feierlichen Gelegenheit anzulegen, den gelben Shawl aber nur dann, wenn sie sich in besonders gehobener Stimmung befand. Dies war heute der Fall. Man sah es ihrer verheißungsvollen Miene an, daß sie trotz all' der Frische und Originalität, die wie gewöhnlich ihr Gespräch beseelten, das Beste doch, wie der Feuerwerker das Bouquet, für den Schluß der Vorstellung versparte.

Beim schwarzen Kaffee erhob sie denn auch unter allgemeinem Schweigen die Stimme und sagte: „Darf ich mir erlauben, Freiherrlichen Gnaden eine Mittheilung zu machen, die zwar nur eine tief- und fernstehende, aber Freiherrlichen Gnaden doch bekannte Persönlichkeit betrifft; indem dieselbe vor einiger Zeit die Gastfreundschaft des herrlichen Wlastowitz genossen hat?"

„Wen meinen Sie?" fragte Friedrich.

„Sie meinen Ihre Nichte Lina Aepelblüh," sprach

Ludwig mit dem devinatorischen Instincte der Liebe. Frau Kurzmichel verneigte sich beistimmend: „Meine Nichte allerdings — allein nicht mehr Aepelblüh, sondern Klempe — da sie sich vor drei Tagen mit Herrn Notar Klempe in K. verehelicht hat.“

Ludwig fuhr zusammen, und Friedrich rief:

„Was der Teufel! mit Dem? mit dem alten Griesgram?“

„Griesgram,“ berichtete die Verwalterin, „Griesgram ist ein etwas starker Ausdruck, Herr Baron, ich würde kaum wagen, ihn zu gebrauchen. Der Herr Notar hat allerdings viele — Extremitäten, ist aber ein sehr braver Mann, Herr Baron, und wohlhabend . . .“

„Darum also,“ fiel Friedrich geringschätzig ein.

„Nicht darum, Herr Baron — aus Liebe . . .“

„Aus Liebe?“ schrie Ludwig.

„Aus Liebe,“ wiederholte Frau Kurzmichel, „zu ihren unbemittelten Eltern und ihren neun unversorgten Geschwistern. Drei davon durfte sie gleich mit ins Haus bringen. Das war ihre Bedingung, sonst hätte sie sich wohl geweigert; denn, Du lieber Gott, wenn sie ihrem Herzen hätte folgen dürfen — dieses würde wohl anders — einen anderen — ganz anderen Gegenstand . . .“ Frau Kurzmichel war bewegt, ihre gewohnte Zurückhaltung verließ sie, und sie schloß, hingerissen von Theilnahme und Rührung: „Ich sollte eigentlich — es ist nicht recht, aber jetzt, wo das Opfer vollbracht ist, Alles vorbei, die

3*

Pforten der Ehe hinter ihr zugefallen sind . . . ihr Herz, Herr Baron — ist hier zurückgeblieben."

„Wie? wo? in Wlastowitz?" sprach Friedrich betroffen, und Ludwig stand auf und verließ das Zimmer.

„Aber Frau," sagte der Herr Verwalter, derlei interne Angelegenheiten haben doch kein Interesse für . . ."

„Frau Kurzmichel," unterbrach ihn Friedrich, der sehr ernst geworden war, „ich wünsche Sie einen Augenblick allein zu sprechen."

Frau Kurzmichel erröthete, und ihr Gatte, discret und tactvoll wie immer, entfernte sich sogleich.

Durch einige Zeit herrschte im Saale eine tiefe Stille. Friedrich rieb sich die Stirne und die Augen, riß unbarmherzig an seinem Schnurrbarte und begann endlich: „Können Sie mir sagen . . . Nun?"

„Befehlen Herr Baron," sprach Frau Kurzmichel.

„Nun ja," er vermied ihre Augen, sagen Sie mir — geniren Sie sich nicht: Wer ist denn der Gegenstand, Sie wissen, den Ihre Nichte —"

„Herr Baron, diese Frage —" stotterte Frau Kurzmichel, ganz erschrocken über die ihr räthselhafte Wichtigkeit, die Lina Aepelblühs Herzensangelegenheiten für den Freiherrn zu haben schienen.

Nach abermaliger Pause sagte Friedrich mit ganz ungewöhnlich sanfter Stimme: „Ich bitte Sie, geniren Sie sich nicht, vertrauen Sie es mir an, Frau Kurzmichel . . . Wer ist der Gegenstand — Sie wissen —"

„Herr Baron, Sie haben von Vertrauen gesprochen,"

entgegnete Frau Kurzmichel, beugte die Schultern etwas vor und legte so recht hülflos und jeden Widerstand aufgebend die Hände in den Schoß . . . „Wenn Sie von Vertrauen sprechen, Herr Baron, da ist es aus, da kann ich nur antworten ganz schlicht und bündig: „Es ist der Amtsschreiber . . .“

„Nicht mein — —“ beinahe hätte der Freiherr sich verschnappt in seiner ersten Ueberraschung, „sieh' da, der Amtsschreiber, also der Amtsschreiber?!“

Es war ihm sonderbar zu Muthe. Eigentlich freudig, aber eine getrübtere Freudigkeit kann sich Niemand vorstellen. Er athmete tief auf, wie befreit von einer schweren Last und warf dabei einen Blick voll schmerzlicher Zärtlichkeit nach der Thüre, aus der Ludwig soeben getreten war.

„Frau Kurzmichel,“ sprach er, „wollen Sie mir einen Gefallen erweisen?“

„O Herr Baron, was irgend in der Macht eines redlichen Weibes . . .“

„An ein unredliches würde ich mich nicht wenden,“ fiel Friedrich ein, rückte seinen Stuhl näher zu dem ihren und blickte sie unbeschreiblich gütig und treuherzig an. „Der Gefallen, um den ich Sie bitte, ist: Wenn mein Bruder Sie fragen sollte: An wen hat denn Fräulein Lina ihr Herz verloren? So antworten Sie: Das ist ein Geheimniß — und, Frau Kurzmichel, Sie sterben lieber, als daß Sie es ihm verrathen. Schwören Sie mir das, Frau Kurzmichel?“

„Ich verspreche es,“ sagte die große Frau und erhob

dabei das Haupt wie ein todesmuthiger Soldat im Kugelregen: „Versprechen ist Schwur, Herr Baron.“

„Warum ich das von Ihnen verlange,“ versetzte er, „das muß ich Ihnen — nehmen Sie es nicht übel — jetzt und immer verschweigen.“

Die Verwalterin erwiderte einfach und edel: „Herr Baron, ich brauche es nicht zu wissen.“

Mit ungeheuchelter Bewunderung reichte ihr Friedrich die Hand: „Ich glaube Ihnen, Sie sind brav!“ rief er, sich erhebend, „ich sage es immer, Sie haben so etwas — etwas Antikes, Frau Kurzmichel, etwas Römisches.“

Frau Kurzmichel verbeugte sich und verließ den Saal; in ihrer Brust wogten unendliche Gefühle.

Friedrich begab sich in die Allee hinter dem Schlosse, wo sein Bruder, ohne Hut heftig gesticulirend, auf- und abstürmte und ihn mit den Worten empfing:

„Alles hin! — und wer ist Schuld? Du! . . . Um Deinetwillen hab' ich mein Glück versäumt, das meine und das Glück des Mädchens, das mich so ungeheuer geliebt hat . . .“

„Das Dich geliebt hat — ja, ja,“ wiederholte Friedrich und dachte:

„Armer Kerl!“

IV.

Die Nachbarin, mit welcher die Freiherren am eifrigsten verkehrten, war Ihre Excellenz die Frau Kanzlerin von Siebert, Herrin von Perkowitz.

Diese Dame führte seit fast einem halben Jahrhundert auf ihrem Gute, dem Vermächtnisse ihres verstorbenen Gatten, ein weises Regiment. Sehr jung Wittwe geworden, bewahrte sie sich selbst die Unabhängigkeit und dem Andenken ihres „Herrchens" die Treue. Sie verließ den Wohnsitz nicht mehr, an dem sie einige Jahre mit ihm verlebt hatte und vermählte sich auch nicht wieder, obwohl es ihr an Gelegenheiten dazu nicht gefehlt hatte.

Perkowitz bildete die östliche Grenze des freiherrlich Gemperleinschen Gutes, und trieb eine Remise und drei Felder als eben so viele Keile ins Mark von Wlastowitz hinein. Eine unangenehme Grenze. Eine Grenze, die zeitweilige Reibungen zwischen Nachbaren unvermeidlich macht. Ein verschobener Pfahl, eine schiefgezogene Furche, geben auch den Friedfertigsten Anlaß zu Zwistigkeiten und Rivalität. Allein gerade das trug nicht wenig zur Annehmlichkeit des Verkehrs bei, indem es ihm ein prickelndes

Interesse verlieh. Die Excellenz war eine muntere alte Dame von siebenzig Jahren, gesellig wie Madame de Tencin, mit welcher Ludwig sie zu vergleichen liebte. Sie fürchtete nichts so sehr wie die Langeweile, bestimmte den Werth der Menschen nach dem Grade der Huldigungen, die sie ihr darbrachten, und forderte von Jedermann die eifrigste Anerkennung ihres nicht gewöhnlichen Verstandes. Hingegen begnügte sie sich, ungleich ihrem berühmten Vorbilde, auch mit anspruchslosem Umgang, wußte einen mittelmäßigen Spaß zu würdigen und kümmerte sich nicht im geringsten um den Verdruß Derjenigen, auf deren Kosten er gemacht wurde. Sie befaßte sich überhaupt nicht viel mit Rücksicht auf Andere und theilte noch die altmodische Anschauung, „ein guter Mensch" sei nur die höfliche Bezeichnung für „Schwachkopf."

In den Augen Frau von Sieberts, die sich gewöhnt hatte, auch in wirthschaftlichen Fragen als das Orakel der Gegend zu gelten, waren die „jungen Gemperlein" talentvolle Dilettanten. Sie lachte über die Schwärmerei der Freiherren für ihr Wlastowitz, war aber im Grunde den „feindlichen Brüdern" sehr gewogen. Es ereignete sich nicht selten, daß Friedrich und Ludwig heftig mit einander streitend in Perkowitz erschienen, der Excellenz die Hand küßten, Fräulein Ruthenstrauch, die Gesellschafterin, und Herrn Scheber, den Secretär, grüßten, eine Stunde lang weiter stritten, wüthend aufsprangen, sich empfahlen und streitend abfuhren.

Die Excellenz, die während der ganzen Zeit Oel ins

Feuer gegossen hatte, indem sie jetzt Friedrich und jetzt Ludwig zurief: „Da haben Sie recht!“ — „Da haben wieder Sie recht!“ hielt sich die Seiten vor Lachen.

Herr Scheber wirbelte die Daumen, rückte die Perrücke, die immer schief auf seinem gurkenförmigen Kopfe saß, in der Absicht, sie gerade zu richten, noch schiefer, schwitzte sehr, nahm eine Priese Tabak und seufzte: „Das ist aber doch —!“

Die wasserblauen Augen Fräulein Ruthenstrauchs drückten hülflosen Unwillen aus, ihre bleichen Lippen sprachen zitternd: „Ich dachte schon, sie würden einander in die Haare fahren, ich habe alle Farben gespielt . . .“

„Bilden Sie sich nichts ein!“ rief die Excellenz. „Die interessante Blässe Ihrer Wangen hat die ganze Zeit über nicht die geringste Veränderung erlitten.“

Mit innigem Ergötzen an den verstörten Mienen ihrer Untergebenen fuhr sie fort: „Was habt Ihr für Nerven, Ihr zwei! — Mir hat der Lärm wohl gethan. Man hört doch einmal wieder, was die menschliche Stimme vermag. Solch ein Gespräch reinigt die Luft, ich fühle mich erquickt wie nach einem Gewitter!“

An dem Tag, an welchem die Brüder die Entdeckung gemacht hatten, daß sie bereits seit zehn Jahren in Wlastowitz weilten, statteten sie der Excellenz einen Besuch ab. Die Gesellschaft hatte sich wie gewöhnlich in der Salle à terrain versammelt. In der rechten Ecke des Canapees, das vor dem runden Tische stand, saß die Herrin von Perkowitz; Friedrich und Ludwig hatten auf

zwei Armstühlen Platz genommen. Fräulein Ruthenstrauch wickelte in der Fenstervertiefung Seide ab, Secretär Scheber hatte sich auf den Rand eines dünnbeinigen Sessels niedergelassen, in respectvoller Entfernung von den hochgebornen Herrschaften und in einer Positur, welche die Mitte hielt zwischen Schweben und Sitzen. Er blickte die Freiherren von Zeit zu Zeit verstohlen an, und dachte: „Was wird es heute geben?"

Aber es gab nichts. Die Brüder waren in weicher, melancholischer Stimmung. Die Betrachtung über die rasche Flucht der Zeit, die Friedrich kürzlich angestellt, hatte einen starken Eindruck in seinem und in Ludwigs Gemüth hinterlassen.

Beide waren sich der entschwundenen Jugend, des versäumten Glückes plötzlich bewußt worden und fühlten sich eigenthümlich bewegt.

Die alte Excellenz schwang vergebens ihre kleine Eris-Fackel, die Funken, die sonst wie in ein Pulverfaß gefallen wären, fielen jetzt wie in nasses Gras.

„Wissen Eure Excellenz," sagte Friedrich, „wie lange wir nun schon in Wlastowitz leben? — Zehn Jahre sind's! Ja, seit zehn Jahren genießen wir die Ehre, Ihre Nachbarn zu sein!"

„Erst seit zehn Jahren?" erwiderte sie. „Ich hätte geglaubt, unser Krieg wär' schon ein dreißigjähriger."

„So?" — Friedrich ging mit sich zu Rathe, ob dies eine Schmeichelei oder das Gegentheil sei. „Sehen Euer

Excellenz! . . . und ich machte erst kürzlich meinem Bruder die Bemerkung, daß die Zeit doch eigentlich sehr schnell . . . daß ich fände, daß eigentlich — die Zeit — ach, die Zeit . . ."

Er wußte nicht mehr, was er sagte, sagte es auch nur noch mechanisch hin und verstummte ganz, bevor er ein Ende seines Satzes gefunden.

Aber wenn die Stimme ihm ausblieb, so führten seine Augen eine um so beredtere Sprache. In Worte übersetzt würde sie gelautet haben: „O wie schön! . . . O du grundgütiger Himmel, wie teufelsmäßig schön! . . Etwas Schöneres kann man sich nicht denken, und giebt's nicht!"

Die Augen aller Anwesenden folgten der Richtung seines verzückten Blickes. In der Thüre, die zu den Gastzimmern führte, stand eine hohe weibliche Gestalt. Nicht mehr in der ersten, aber so wahr einem das Herz aufging bei ihrem Anblicke, in der schönsten Blüthe. Sie trug ein einfaches, weißes Kleid, die prachtvollen kastanienbraunen Haare waren, in schwere Zöpfe geflochten, um den edel geformten Kopf gelegt. In der Hand hielt sie einen Strohhut, Handschuhe und Sonnenschirm, und so eigenthümlich geschmackvolle, ja wirklich allerliebste Dinge, wie diesen kleinen schwarzen Strohhut, diese schwedischen Handschuhe und diesen Sonnenschirm aus ungebleichter Seide, meinte Friedrich in seinem ganzen Leben nicht gesehen zu haben.

„So hatte ich mir meine Josephe vorgestellt!" dachte

er. Ludwig dachte: „Mit der kann sich nicht einmal meine Lina vergleichen," und beide dachten: „Kein Traum kann holder sein!" Aber sie hat vor diesem voraus, daß sie nicht zerstiebt beim Erwachen, daß man sie auch mit offenen Augen sehen, ja sogar mit ihr sprechen kann.

Als die Excellenz ihr die Freiherren nannte und dann zu diesen sagte: „Meine Nichte Siebert," verneigte sie sich, lächelte und versicherte auf das Liebenswürdigste, daß sie „sehr erfreut" sei.

Sie setzte sich zu ihrer Tante auf das Canapee, in die linke Ecke, neben der Friedrichs Armstuhl stand.

Der ältere Freiherr begann sogleich mit dem schönen Gaste des Schlosses ein lebhaftes Gespräch, während der jüngere tiefsinnig schwieg und die Dame mit ausbündiger Bewunderung betrachtete.

Der Eindruck, den die Erscheinung dieses entzückenden Wesens auf ihn machte, war um so überwältigender, da er ihn in einem Augenblicke innerer Wehrlosigkeit empfing; in einem Augenblicke der Wehmuth, der Reue — der Schwäche mit einem Worte!

Es giebt aber auch Zufälligkeiten im Leben, derart merkwürdig, daß man sie für Winke des Schicksals halten muß und wäre man weise wie Kant und aufgeklärt wie Voltaire. Ich möchte Den sehen, der in der Stunde, in welcher er den Verlust einer guten Gelegenheit betrauert, eine hundert Mal bessere fände und nicht ausriefe:

„Fatum! Fatum!“

Was Ludwig betrifft, er meinte die Stimme zu hören die ihm zurief: Da hast Du's wieder, das Glück — das verloren gewähnte! Und dieses Mal greifbar genug. Es wohnt in Perkowitz — es ist die Nichte Deiner nächsten Nachbarin!

Er beneidete seinen Bruder recht herzlich um die Beredtsamkeit, die dieser 'entwickelte. Freilich man muß bornirt sein, um vor einem so wunderbaren Wesen, mit so hausbackenem Zeug auszurücken. Es geschah indessen mit hinreißendem Ausdrucke. Friedrich sagte: „Solches Wetter im September — das ist ein Segen — da reifen die Trauben — da polarisiren die Rüben!“ und sah sie dabei mit Blicken an, die sie förmlich einhüllten in Wohlwollen, und neigte sich über ihre Hände, die auf dem Tische lagen und mit den schwedischen Handschuhen spielten, so tief, so tief, daß man meinte, er werde sie gleich küssen.

Die Dame schien sich des Zaubers, den sie ausübte, wohl bewußt. Sie hätte eine deutsche Lustspiel-Naive sein müssen, um nichts davon zu merken; doch wurde sie dadurch nicht übermüthig, sie schien eher ein wenig verlegen, ein bischen unangenehm berührt.

Wer jedoch die Freiherren mit heller Schadenfreude beobachtete, in wessen Mienen sich der Ausdruck des boshaftesten Triumphes spiegelte, das war niemand anders als Ihre Excellenz.

Vorderhand war ihr jedoch daran gelegen, ihre wahren

[illegible] Ludwig dachte: „Mit der kann sich nicht einmal meine Lina vergleichen," und beide dachten: „Kein Traum kann holder sein!" Aber sie hat vor diesem [illegible], daß sie nicht zerstiebt beim Erwachen, daß man sie nun mit offenen Augen sehen, ja sogar mit ihr [illegible] kann.

Als die Freifrau ihr die Freiherren nannte und dann [illegible]: „Meine Nichte Siebert," verneigte sie [illegible] und versicherte auf das Liebenswürdigste, daß [illegible] sei.

[illegible] ihrer Tante auf das Canapee, in [illegible] neben der Friedrichs Armstuhl stand.

Der ältere Freiherr begann sogleich mit dem schönen [illegible] Gespräch, während der [illegible] und die Dame mit ausbündiger [illegible].

[illegible] Erscheinung dieses entzückenden [illegible] nur um so überwältigender, da [illegible] empfing; [illegible] der Reue — der [illegible]

[illegible] im Leben, derart [illegible] des Schicksals [illegible] und auf- [illegible] der in [illegible] einer guten Ge- [illegible] finde und

[illegible]

Gefühle zu verbergen, und plötzlich hub sie mit ihrer lauten, gedehnten Nasenstimme an: „Ja, was heißt denn das? mein lieber Ludwig? Ich frage Sie schon drei Mal, ob Sie Ihre Wolle endlich verkauft haben, und kriege keine Antwort. Was ist denn überhaupt mit Euch beiden? Ich weiß nicht, wie Ihr mir vorkommt, meiner Treu'! . . . Der Eine sitzt da wie Amadis auf dem Armuthsfelsen und der Andere . . . Nehmen Sie sich in Acht, Fritz, Sie sehen heute wieder aus, so roth, als sollte Sie gleich der Schlag treffen."

Den Freiherren war zu Muthe, als ob sie mittelst eines Fußtrittes aus dem siebenten Himmel auf die Erde geschleudert worden wären, und zwar dahin, wo sie am miserabelsten ist. Sie hätten in dem Momente die alte Dame ganz gerne todtgeschlagen.

Diese fuhr fort: „Uebrigens haben wir miteinander noch ein Hühnchen zu pflücken. Ich wollte Sie bitten, Ihrem Förster die Erlaubniß zu geben, wenigstens manchmal irgendwo anders als an der Grenze zu jagen."

„Die Erlaubniß?" murmelten die Brüder. „Excellenz . . . in der That . . ."

„Als an der Grenze!" wiederholte die Excellenz scharf und nachdrücklich. „Er patrouillirt Tag und Nacht vor meiner Remise auf und ab und pafft nieder, was sich zeigt — Bock oder Gais!"

Die Freiherren schrieen auf. Die Augen Friedrichs funkelten und die Ludwigs schossen Blitze. „Ich gebe

mein Wort," sprach der Letztere, „daß der Förster entlassen ist, wenn mir die Gais bewiesen wird."

„Er vacirt!" rief die Excellenz und streckte ihre dürre Hand befehlend aus. „Die Gais ist vorgestern geschossen worden!"

„Excellenz!" entgegnete Friedrich, kaum mehr Herr seiner selbst, „ich habe das Stück gesehen, es war ein Bock!"

„Es war eine Gais!" fiel Ihre Excellenz mit kalter Bosheit ein, und Friedrich schrie wüthend . . . das heißt, er schickte sich an, wüthend zu schreien, doch blieb es bei der Absicht. Ein Blick seiner schönen Nachbarin verwandelte seine Aufregung in Ohnmacht und seinen Groll in Wonne. Sie sah ihn erschrocken an, flüsterte ihm leise flehend zu: „Ich bitte Sie! Haben Sie Nachsicht mit dem Eigensinn des Alters."

— Ich bitte Sie! . . .

Es klang wie himmlische Musik, hinreißend und unwiderstehlich. Nicht nur beschwichtigt, nein, selig neigte er das Haupt vor Ihrer Excellenz und sprach mannhaft und begeistert wie ein ritterlicher Märtyrer:

„Wenn Euer Excellenz befehlen, so war es denn eine Gais."

„Da haben wir's!" sagte die Tante; die Nichte jedoch legte die Hände wie applaudirend zusammen: „Bravo! Bravo! Sie sind ja außerordentlich liebenswürdig, Baron Gemperlein!"

„In solcher Nähe bemüht man sich wenigstens . . ."

sagte er mit gutmüthiger Naivetät, und überwältigt von seiner großen, rasch entflammten Sympathie, fügte er hinzu: „Bleiben Sie doch recht lange bei uns, Fräulein!"

Sie hob bei diesem Worte erröthend und mit schalkhaft protestirender Miene den Kopf. Schebers Augenbrauen fuhren ihm plötzlich vor Entzücken mitten auf die Stirn; Fräulein Ruthenstrauch stieß in ihrer Fensterecke ein Gekicher aus . . . Aber die Herrin blickte die beiden Satelliten strafend an. — Schebers Gesicht legte sich sogleich wieder in die gewohnten Angst- und Kummerfalten. Fräulein Ruthenstrauch unterdrückte ihr Gekicher und widerrief es gleichsam durch ein lebhaftes Räuspern.

Die Excellenz brachte rasch einen neuen Gesprächsgegenstand auf das Tapet und sagte dann, sich an ihren Gast wendend: „Wollen wir den Kaffee im Pavillon trinken, Clara?"

So erfuhren die Brüder, daß die Nichte Frau von Sieberts Clara hieß. Friedrich hatte eine große Freude darüber, begnügte sich aber mit dieser Kenntniß nicht, sondern brachte es, abgefeimt, wie er einmal war, im Laufe des Abends durch geschickt eingeholte Erkundigungen und feingestellte Fragen so weit, daß er erfuhr, Clara sei die Tochter des Schwagers der Kanzlerin, Herrn von Sieberts, Obersten in sächsischen Diensten. Er jubelte über den Erfolg seiner Forschungen. Dieses Mal wird ihm Ludwig nicht vorwerfen können, daß er sich in ein

Phantom verliebt hat, dieses Mal geht er gründlich, praktisch, besonnen an die Vorbereitungen zu einer künftigen möglichen Werbung.

Der Pavillon, in welchem das Abendbrot eingenommen wurde, befand sich auf einer Höhe derjenigen gegenüber, von der aus Schloß Wlastowitz die Gegend beherrschte. Clara erklärte, es sei wunderhübsch gelegen, nehme sich mit seinen weißen Schornsteinen und seinem hohen französischen Dache sehr freundlich, ja, man könne sogar sagen, imposant aus.

Friedrich meinte ganz beseligt, es käme ihm selbst manchmal so vor. Wlastowitz sei überhaupt ein Aufenthalt, der eigentlich nichts zu wünschen übrig lasse . . . „Eines freilich ausgenommen — Eines ja — längst gesucht — nicht gefunden — es fehlt eine . . .“

„Halt!“ unterbrach ihn Clara, „lassen Sie mich rathen!“

„Gut, gut, rathen Sie . . . Rathen Sie“ — wiederholte er leise und blinzelte sie erwartungsvoll an.

„Das wäre eine Kunst, das zu errathen!“ sprach die Kanzlerin trocken. „Eine Hausfrau fehlt Ihnen, das weiß ja die ganze Welt.“

Clara versicherte, daß sie auf den Gedanken nicht gekommen wäre, sie lachte, sie scherzte, und harmlos mitlachend, bemerkte Friedrich die Blicke des Einverständnisses nicht, die Tante und Nichte, Secretär und Gesellschafterin mit einander wechselten.

Ludwigs Angesicht hatte sich verfinstert. Er schämte

sich seines Bruders, er mußte sich zusammennehmen, um ihm nicht laut zuzurufen: Man hat Dich zum Besten! Das aber ging jetzt durchaus nicht an, und so sagte er nur in tadelndem Tone zu Clara:

„Sie besitzen ein sehr heiteres Naturell.“

Sie senkte die Augen und sah plötzlich ganz betroffen aus; erst nach einer kleinen Pause antwortete sie: „Ja.“

Nur: Ja, — aber in dem einen Wörtchen lag das freimüthigste Eingeständniß, die liebenswürdigste Reue. Ludwig fühlte sich entwaffnet und sagte, schon freundlicher: „Dazu kann man nur gratulieren!“

„Nicht wahr?“ sprach sie: „Es ist gut, zu den Leuten zu gehören, die Gott danken, daß er neben den tiefsten Schatten das hellste Licht gestellt hat.“

Ein Citat, nicht gerade neu, allein ganz charmant gebracht, er mußte ihr seine Anerkennung aussprechen, sie fand eine geistvolle Antwort und die hohe Meinung, die er sich beim ersten Anblicke von ihr gemacht, war wieder hergestellt. Wie so ganz anders, als mit seinem Bruder, sprach dieses himmlische Wesen mit ihm! Wie gut wußte sie, mit wem sie es jetzt zu thun hatte, wie gründlich ging sie auf seine gediegenen Erörterungen ein! Er bewies ihr das Vertrauen, das ihr Verstand ihm einflößte, indem er die tiefsten Fragen berührte, mit denen sein Geist sich beschäftigte. Er stellte die drei Cardinalpunkte seiner Ueberzeugungen auf:

1. Die einzig sittliche Staatsform ist die Republik.

2. Es giebt keine persönliche Fortdauer nach dem Tode.

3. Die Mutter alles Unheiles, das je in die Welt gekommen, ist die Phantasie.

Friedrich rutschte in peinlicher Verlegenheit auf seinem Sessel hin und her. — Ein so gescheiter Mensch, dieser Ludwig! aber wie man mit Frauen umgeht, davon hat er keine Idee! . . . Es thut einem leid, Jesus, wirklich leid um ihn . . .

Die Kanzlerin fragte laut, wie viel Uhr es sei? Ruthenstrauch und der Secretär gähnten durch die Nase. Es begann kühl und dunkel zu werden, die Gesellschaft begab sich nach dem Schlosse zurück. Im Speisezimmer brannten schon die Lichter, und der Bediente trat an Ihre Excellenz mit der Frage heran, für wie viele Personen gedeckt werden solle . . . „Gedeckt? . . . Wozu? . . .“ fiel ihm die Frau vom Hause ins Wort, und wandte sich dann mit unverhohlener Ungeduld zu den Freiherren: „Bleiben Sie auch beim Souper?“

Sie wurde nicht verstanden, denn wie aus Einem Munde versicherten die Brüder, daß sie nicht vermöchten, einer so gütigen Aufforderung zu widerstehen.

„Jetzt dauert mir der Spaß lange genug!“ sagte Ihre Excellenz so laut zur Ruthenstrauch, daß diese erschrak und einen langen Blick auf die Freiherren warf. Unnöthige Sorge! Sie sahen und hörten nur die schöne Clara. Das Souper wurde auf-

und wieder abgetragen, die hartnäckigen Gäste rührten sich nicht.

Die Kanzlerin gab endlich den Befehl, den Wagen der Freiherren, der längst angespannt war, anzumelden. Da erwachten sie wie aus einem Traume und empfahlen sich — beide so verliebt, wie sie bisher nicht geahnt hatten, daß man es sein könne.

V.

Zum ersten Male seit zehn Jahren brachten die Brüder eine schlaflose Nacht zu. Zum ersten Male unterblieb am folgenden Tage der Morgenritt, zum ersten Male frühstückte Jeder von ihnen auf seinem Zimmer und streifte dann allein durch Wälder und Fluren. Sie kamen nicht nach Hause zum Mittagessen, worüber Anton Schmidt beinahe in Verzweiflung und die Köchin in solche Aufregung gerieth, daß sie eine spanische Windtorte mit Bratensauce statt mit Chocolade übergoß und dem Küchenmädchen, das ihr Versehen zu belächeln wagte, mit sofortiger Entlassung drohte.

Frau Kurzmichel, von den Vorgängen im Schlosse unterrichtet, brachte den Tag in Angst und Sorge zu und wußte keine Antwort auf die unablässig wiederholte Frage ihres Gatten: „Was thun? was beginnen?"

Angesichts des Unerhörten steht auch der größte Verstand still.

Abends gegen acht Uhr begab sich der Herr Verwalter gewohntermaßen zum Vortrage in das Schloß. Es war darin so still, als würde es nur von Mäusen

bewohnt. Anton hatte sich in höchster Angst aufgemacht, um seinen Gebieter zu suchen. Die übrige Dienerschaft saß wispernd und flüsternd in der hellerleuchteten Küche um den warmen Herd.

Kurzmichel durchwanderte vorsichtshalber zuerst die ganze Enfilade. Alles leer, verödet und unheimlich dunkel. Der alte Mann nahm endlich Platz auf dem schwarzen Ledersopha im Vorgemache und wartete, seine Wirthschaftsbücher unter dem Arme. Durch das breite Fenster ihm gegenüber blinkte der Abendstern freundlich herein, während hellgraue Nebel langsam emporstiegen aus den Wiesen im Thale und sich allmälig mit dem schweren Wolkenkranze verbanden, der unbeweglich über den Bergen lag. Kurzmichel begann über Alles nachzusinnen, was den Herren begegnet sein konnte, und schreckliche Möglichkeiten stellten sich ihm dar. Vielleicht waren beide verunglückt — vielleicht nur Einer — vielleicht Einer durch den Anderen . . . Kurzmichel hat so etwas tausend Mal befürchtet bei ihrem Temperament, bei ihrer nie gestillten Kampflust! . . . Vielleicht war es zum Aeußersten gekommen, vielleicht ist jetzt einer der Brüder . . . Nein, der Gedanke ist nicht auszudenken . . . Kurzmichel bemüht sich, die entsetzlichen Vorstellungen, die ihn bedrängen, durch eine friedliche Geistesthätigkeit zu beschwören und beginnt halblaut das große Einmaleins herzusagen. Dabei jedoch lauscht er fieberhaft gespannt gegen die Treppe hin und endlich ist ihm, als ließen sich Schritte auf derselben vernehmen. Sie steigen langsam

herauf, die Thüre des Vorsaals öffnet sich, um eine imposante Gestalt einzulassen, und die Stimme des Freiherrn Friedrich spricht: „Wer ist da? warum zündest Du die Lampe nicht an, Du Esel?"

Der Verwalter fühlt sich durch den Esel nicht getroffen, denn sein Herr hält ihn offenbar für den Hausknecht; doch kann er nicht umhin, zu denken, daß die Freiherren diese für jeden Menschen demüthigende Bezeichnung doch etwas seltener gebrauchen sollten.

„Ich bin's, Euer Hochwohlgeboren," spricht er, „ich komme, ich erscheine zum Vortrag."

Ein unartikulirter Laut — das Wort „Vortrag" nachgemurmelt mit einem Accente, als bezeichne es etwas Ungeheuerliches, nie Gehörtes. Friedrich fährt Herrn Kurzmichel an: „Sprechen Sie mit meinem Bruder!" und geht an ihm vorüber in den Saal, dessen Thür er kräftig hinter sich zuschlägt.

Mit meinem Bruder! . . . Kurzmichel athmet und lebt wieder auf, und als der Hausknecht mit dem brennenden Wachsstocke hereinstürzt, die Hängelampe anzündet und forteilt, um weiterhin Licht zu verbreiten, schlägt der Verwalter sich vor die Stirn, als wollte er sie strafen für die tollen Vorstellungen, die sie eben gehegt.

Wieder rasselte die schwere Thür in ihren Angeln und herein trat Freiherr Ludwig. Er trug den Kopf wie immer hoch und stolz, hatte beide Hände in die Taschen seines langen Ueberrockes versenkt und schritt

gerade so zerstreut wie Friedrich an Herrn Kurzmichel vorüber. „Ich komme zum Vortrage," sprach dieser. „Sprechen Sie mit meinem Bruder —" rief Ludwig, ohne sich aufzuhalten, ohne ihn nur anzusehen, und warf die Salonthür noch kräftiger hinter sich zu, als Friedrich gethan.

Herr Kurzmichel kannte die barsche Art seiner Herren, wurde aber immer empfindlich durch sie verletzt. Beim Nachhausekommen erklärte er seiner Gattin, man brauche etwas Unangenehmes deshalb noch nicht angenehm zu finden, weil es einem täglich widerfährt. Die treffliche Frau ließ die Richtigkeit dieser Bemerkung gelten und gewährte ihrem Manne den besten Trost, den es giebt: sie bedauerte ihn.

Die Freiherren nahmen das Abendessen schweigend und hastig ein. Nach demselben zündeten sie ihre Cigarren an, rückten beide ihre Stühle vom Tische weg, wandten einander nicht gerade den Rücken, aber doch die Seite zu und starrten hartnäckig in die Luft. Friedrich war der Erste, der einen Laut von sich gab, indem er zu murmeln begann: „Sie—bert—Siebert! . . . Clara Siebert!"

„Was?" fragte Ludwig.

„Gute Familie," fuhr Friedrich fort. „Gehört dem ältesten Adel Sachsens an."

Ludwig entgegnete mit unglaublich sanfter Stimme: „Woher hast Du das?"

Sein Bruder sah ihn flüchtig an: „Es ist meine Ueberzeugung," antwortete er.

„Ich glaube, daß Du irrst," sagte Ludwig so sanft wie früher. „Die Siebert sind bürgerlich — Papieradel zählt ja in Deinen Augen nicht — ganz bürgerlich."

Friedrich richtete sich auf, schlug heftig mit der Faust auf den Tisch und rief: „Meinetwegen!"

Es trat eine lange Pause ein. Endlich sprach Ludwig, schwer athmend, allein immer noch mit anbetungswürdiger Ruhe: „Du bist verliebt. Ich bin es auch."

Schmerzlich bejahend, nickte Friedrich mit dem Kopfe. Das Wort überraschte ihn nicht, es war nur die Bestätigung eines ihm bereits bekannten Unglückes.

„Was ist," fuhr Ludwig fort, „müssen Männer den Muth haben, gelten zu lassen. Nicht wahr?"

„Wahr," lautete die Antwort.

„Heirathen aber — kann sie nur Einer."

„Auch wahr —"

„Denn — Bruder — —" Ludwig stand auf, drückte die Knöchel der geballten Hände auf den Tisch und schien sich anzuschicken, eine längere Rede zu halten. Aber Friedrich hinderte ihn an der Ausführung dieses Vorhabens, indem er sagte: Lieber Bruder, was sich von selbst versteht, brauchst Du mir doch nicht zu erklären."

„Das ist also ausgemacht. Höre ferner — höre mich ferner geduldig an. Kannst Du mich ferner geduldig anhören?"

„Ich werde sehen. Rede."

„Heirathen kann sie nur Einer. Jetzt aber kommt die Frage: Welcher?"

„Das ist es ja!“ Auch Friedrich stand auf, fuhr sich mit beiden Händen in die Haare und setzte sich wieder nieder.

„Ich habe gefragt: Welcher?“ sprach Ludwig — „die Antwort auf diese Frage ist die selbstverständlichste der Welt und lautet: Derjenige, für den sie sich entscheidet... Ueberlassen wir ihr die Wahl —“

„... Ihr — die Wahl? ... ihr die Wahl? ... Glaubst Du nicht, lieber Bruder, daß sie Denjenigen wählen wird, der am eifrigsten um sie wirbt? Denjenigen, der ihr zuerst seine Hand anbietet?“

„Ich glaube, lieber Bruder, daß sie Denjenigen wählen wird, der ihr besser gefällt. Was werben! ... Wirbt Der, der ihr nicht gefällt, so schlägt sie ihn aus ... So schlägt sie ihn aus —“ wiederholte er nachdenklich.

Als die Brüder gestern von Perkowitz fortgefahren waren, hatte Ludwig die Ueberzeugung mitgenommen, auf Clara einen sehr günstigen Eindruck hervorgebracht zu haben. In der schlaflos durchwachten Nacht jedoch, während des einsam verträumten Tages, waren allerlei Zweifel in ihm aufgestiegen. Daß sie seine geistige Ueberlegenheit über seinen Bruder erkannt habe, blieb ihm ausgemacht. Aber konnte nicht gerade diese Ueberlegenheit erkaltend auf sie wirken? Konnte nicht vielleicht Friedrichs naives und harmloses Wesen ihr sympathischer sein als sein strenges, unbeugsames? Hatte sie sich nicht gesagt: Dir könnte ich Gattin, ihm Herrin werden und, wer weiß es, vielleicht gehört sie zu den Frauen — es

soll auch solche geben! — die lieber herrschen als beherrscht werden . . .

Der Vorschlag also, den er seinem Bruder machte, Fräulein Clara zwischen ihnen entscheiden zu lassen, kam aus vollkommen ehrlichem Herzen und aus dem redlichen Wunsche, der qualvollen Ungewißheit, in welcher sie sich befanden — so oder so! ein Ende zu machen.

Friedrich jedoch zögerte, dazu Ja zu sagen. Er wußte die Antwort im Voraus, die Clara geben würde, wenn man ihr die Wahl freistellte; es schien ihm falsch, treulos, hinterlistig, den armen Teufel, den Ludwig, einer sicheren Enttäuschung und Demüthigung auszusetzen. Anderseits — wenn man ihm noch so oft wiederholt: Dich nimmt sie nicht! — wird er es glauben? . . . Ein schwerer Kampf entspann sich in ihm. Er hätte um Alles in der Welt ein anderes Auskunftsmittel finden mögen — aber er fand keines, wie sehr er sich auch quälte. So schwieg er, schwieg um so hartnäckiger, je eifriger und beredtsamer Ludwig in ihn drang, entweder seinen Vorschlag anzunehmen oder einen besseren zu machen!

Während er so finster, stumm und gepeinigt da saß, kam sein Jagdhund, legte ihm den Kopf auf das Knie und begann zu winseln. „Marsch!" rief Friedrich, und als das Thier nicht sogleich gehorchte, gab er ihm einen derben Fußtritt. Der Hund stieß einen kurzen heulenden Laut aus und setzte sich in die Fensterecke; frierend, von Zeit zu Zeit leise winselnd, verfolgte er Friedrich fortwährend mit liebevoll flehenden Augen und trommelte

vergnügt mit seinem harten Schwanze auf dem Boden, sobald es ihm gelang, einen Blick seines Herrn zu erhaschen. Dieser brummte „Verwöhntes Vieh!“ erhob sich, holte einen Polster vom Canapee und schleuderte ihn dem Hunde zu, der ihn sogleich mit der Schnauze in die Ecke schob und sich darauf niederlegte.

Ludwig aber brauste plötzlich auf: „Herr Gott im Himmel! . . . Da red' ich seit einer halben Stunde in diesen Menschen hinein . . . Es handelt sich um sein Lebensglück und um meines, und dieser Mensch — spielt mit seinem Hund! . . .“

Jetzt flammte auch Friedrich auf: „Habe was Du willst! . . . Gut denn, sie mag wählen! Mir ist's recht. Aber wenn die Wahl getroffen sein wird, dann — ein Feigling, wer dann recriminirt . . .“

„Ein erbärmlicher Feigling!“ überbot ihn Ludwig. „Der Eine heirathet, der Andere sieht zu, wie er mit sich fertig wird.“

„Seine Sache. Mich kümmert's nicht!“

„Mich noch weniger!“

„Merke Dir das!“

Die Freiherren blickten einander erbittert an, und stürzten in entgegengesetzten Richtungen aus dem Gemache. So zornig sie auch noch immer waren, empfanden sie es doch als eine Erlösung, endlich wieder ihre Herzen entlastet zu haben von der bedrückenden Qual der Rathlosigkeit.

VI.

Am nächsten Tage, die Brüder waren eben von ihrem Morgenritte heimgekehrt, ließ der Herr Verwalter sich bei ihnen melden. Er berichtete, daß der Bote des Amtes Perkowitz soeben im Amte Wlastowitz einen Brief unter der freiherrlich Friedrichschen Adresse hinterlegt habe und ...

„Brief —" unterbrach ihn Friedrich — „aus Perkowitz — wo? . . ."

Kurzmichel übergab einen nett und zierlich gefalteten Zettel und bat, diese Gelegenheit ergreifen zu dürfen, um den gestern versäumten Vortrag . . .

Aber der Freiherr hörte ihn nicht an. Er hatte das kleine Schreiben hastig aufgebrochen, in höchster Aufregung in allen seinen Taschen nach seinen Augengläsern gesucht. — Ach! seit einem Jahre konnte er, fatale Geschichte! nicht mehr ohne Augengläser lesen — und war, da er sie nicht fand, mit Riesenschritten in sein Zimmer gestürzt.

„Von wem — der Brief? . . ." fragte Ludwig dumpf.

„Von Ihrer Excellenz —"

„Von Ihrer Excellenz? — — —“ und Ludwig eilte seinem Bruder nach.

„Einladung!“ rief ihm dieser zu. „Ihrer Nichte und uns zu Ehren veranstaltetes Gouter, im Waldschlößchen Rendezvous! . . . Ihrer Nichte und uns . . . verstehst Du? und uns!“

„Aha!“ sagte Ludwig und nahm das Briefchen aus Friedrichs Händen. Die Schlußzeilen desselben waren viel merkwürdiger als der Anfang. Friedrich hatte sie in seinem Freudentaumel nur nicht recht angesehen:

„Wir haben Ihnen ein Bekenntniß abzulegen, dann trinken wir Kaffee auf fernere gute Freundschaft.“

„Wirklich? steht das?“ jubelte Friedrich und hüpfte im Zimmer herum wie ein glückliches Kind.

An diesem Tage klagten die Freiherren nicht über die rasche Flucht der Zeit. Eine Stunde lang warteten beide vor dem Schlosse auf den für drei Uhr Nachmittags bestellten Wagen. Pünktlich fuhr um diese Zeit die Equipage in den Hof: Ein leichter Phaeton, mit Braunen bespannt, die der Kutscher vom Rücksitze aus lenkte. Sobald Friedrich die Pferde erblickte, runzelte er die Stirne. „Die Hannaken?“ fragte er, „wer hat befohlen, die Hannaken einzuspannen?“

„Ich!“ antwortete Ludwig, schwang sich auf den erhöhten Kutschersitz und ergriff die Zügel. „Steig' ein! Nun — so steig' doch ein!“

Aber Friedrich blieb neben den Pferden stehen und

musterte sie mit gehässigen Blicken. „Mit denen wirst Du Parade machen," sprach er.

Die Braunen waren seit Monaten die Veranlassung lebhafter Streitigkeiten zwischen den Freiherren. Ludwig, der, wie Friedrich sagte, von Pferden so viel verstand, wie ein Faßbinder vom Spitzenklöppeln, hatte sie von einem Bauer ohne Vorwissen seines Bruders gekauft. Als er sie diesem, voll Stolz auf die getroffene Wahl, vorführen ließ, rief Friedrich schon von weitem: „Nichts d'ran! Gemein!"

„Was gemein? — Nichts ist gemein als der Hochmuth. Sie haben Figur!" entgegnete Ludwig.

„Figur — aber kein Blut — und nicht einmal Figur — Beine wie Spinnen — abgeschlagenes Kreuz — Rehhälse — es sind Krampen!"

Ludwig hatte an die Pferde die unsäglichste Sorge und Mühe gewendet, sie in Stroh stellen lassen bis an die Bäuche, mit Hafer vollgestopft — sie longirt, dressirt, eingeführt — Alles umsonst! — Sie waren und blieben schlechte Zieher; faul, wenn's vom Stalle, hitzig, wenn's nach Hause ging; schreckhaft, nervös, bodenscheu — nichtsnutz mit einem Worte.

Allein Ludwigs Herz hing an ihnen, ihm gefielen sie, und weil er hoffte, daß sie auch Fräulein Clara gefallen würden, hatte er sie heute einspannen lassen.

„Steig' nur ein!" wiederholte er, und trotz des innigsten Widerstrebens entschloß sich Friedrich dazu. Schwer genug kam es ihm an! Bei einer Gelegenheit, in

welcher man sich gern im besten Lichte zeigen möchte, bei welcher Alles an und um einen den Stempel der Solidität und Gediegenheit tragen soll, mit solchem Gespann vorzufahren — dazu gehört etwas! . . .

Allein er that's, er gab nach. Der arme Mensch, der Ludwig, dem vermuthlich schon in der nächsten Stunde die bitterste Enttäuschung bevorstand, flößte ihm Mitleid ein, und er ließ ihm denn seinen kindischen Willen.

Sie lenkten durch das Dorf. Trotz Friedrichs dringender Warnung verließ Ludwig am Ausgange desselben die Straße und schlug den Feldweg ein. Der war so schlecht als möglich und wurde im Walde, der den nächsten Bergrücken deckte und hier die Perkowitzer Grenze bildete, sogar gefährlich, da folgte er einem Gerinne und stieg bis zur Erreichung der Wasserscheide steil hinan, rechts vom Hochwalde begrenzt, links jäh abfallend gegen den feuchten Wiesengrund. An seiner schmalsten Stelle war freilich ein Geländer angebracht, doch bestand es nur aus halbvermorschten Birkenstämmen und bedeutete viel eher: Nehmt Euch in Acht! als: Verlaßt Euch auf mich!

Gegen alle Erwartungen Friedrichs hielten sich die Braunen heute merkwürdig gut. Sie liefen leicht und munter in gleichmäßigem Trabe vorwärts, als wüßten sie, daß ihnen die ehrenvolle Aufgabe geworden, ihren Herrn in die Arme des Glückes zu führen. Ludwig betrachtete sie liebevoll und ließ es an schmeichelhaften Zurufen nicht fehlen. Sein Gesicht strahlte vor Freude. Jetzt begann es aufwärts zu gehen, die Last des Wagens wurde den

Pferden empfindlich fühlbar: plötzlich drückten beide gegen die Stange und eines stieß das andere mit dem Kopfe an den Hals, als ob sie sagten: „Ziehe Du!"

Friedrich, der bisher schweigend, mit gekreuzten Armen neben seinem Bruder gesessen hatte, sprach nun ganz ruhig zwar, aber außerordentlich wegwerfend: „Kommen nicht hinauf."

„Kommen hinauf!" rief Ludwig.

„Im Schritte schon garnicht."

„Nun denn, in einem anderen Tempo!" sprach Ludwig und schnalzte mit der Peitsche. Die Pferde sprangen in Galopp ein, und glücklich gelangte man ein Stückchen weiter. Aber nur zu bald erlahmte der Eifer der Hannaken, ein paar Sätze noch, und sie blieben stehen — der Wagen rollte zurück. Friedrich zwinkerte mit den Augen und stieß ein spöttisches: „Bravo!" aus. Ludwig strich Rücken und Flanken der Pferde mit wuchtigen Hieben, sie zitterten, schlugen aus und — rührten sich nicht vom Flecke. Der Kutscher stieg ab und schob einen Stein hinter eines der Räder; dabei glitt er aus, fiel, gerieth, als er aufspringen wollte, zu nahe an den Wegrand und kugelte den Abhang hinab.

Friedrich lachte, Ludwig fluchte; er warf seinem Bruder die Zügel zu, sprang vom Wagen, schlug wie rasend auf die Braunen los und schrie vor Wuth schäumend: „Bestien! . . . umbringen . . . umbringen könnt' man sie!"

Die Thiere, stöhnend unter den Schlägen, die auf sie niederhagelten, bäumten sich, ein Ruck — das gegen

den Stein gestemmte Rad krachte, der Wagen stand quer über dem Wege. —

Jetzt begann Friedrich die Sache nicht mehr ganz geheuer zu finden. „Du Narr, so wart' doch!" rief er und wollte sich von seinem Sitze schwingen, aber Ludwig ließ ihm dazu nicht Zeit. Sinnlos vor Zorn, drang er nur wilder auf die Pferde ein. Die warfen sich zurück, prallten an das Geländer, es brach und die ganze Equipage schlug den Weg ein, den vor ihr schon der Kutscher genommen.

„Prosit!" knirschte Ludwig — aber im selben Augenblicke blitzte das Bewußtsein dessen, was er gethan, mit tödtlichem Schrecken in ihm auf — und ein fürchterlicher Schrei entrang sich seinen Lippen.

Bleich wie eine Leiche, mit aufgerissenen Augen taumelte er zum Rande des Abhanges hin. Unten lagen die Pferde in Zügel und Strenge verwickelt, lag der Wagen mit den Rädern in der Luft — von Friedrich war nichts zu sehen.

In verzweifelten Sätzen sprang Ludwig hinunter, der Kutscher kam herbeigehinkt: „Jesus, Maria! Jesus, Maria und Joseph!" winselte er und starrte schreckgelähmt seinen Herrn an, der, aussehend wie ein Todter, die Arbeit von zehn Lebendigen verrichtete.

Er durchschnitt und zerriß die Zügel; als ein Strang sich nicht gleich lösen lassen wollte, schlug er die Wage mit einem Stein in Stücke, er führte einen Faustschlag gegen den Kopf eines der Pferde, welches im Empor=

ringen an den Wagenkasten stieß, daß es zurücktaumelte, als wäre ein Blitzstrahl vor ihm niedergefahren . . . Nun war der Wagen frei — man sah Friedrich unter demselben liegen, das Gesicht ins Gras gedrückt, das geröthet war von Blut. Ludwig sprang hinzu. Mit Riesenkraft stemmte er sich gegen den Wagen und hob ihn vorsichtig, langsam, half nach mit dem Kopfe, mit den Schultern und schleuderte ihn neben den Mann hin, der bis jetzt seine ganze Last getragen.

Dieser Mann aber athmete tief auf — er lebte! . . . Ludwig wollte sich zu ihm niederbeugen, die Arme ausstrecken — sie sanken ihm, seine Kniee wankten; statt des Namens, den er auszusprechen suchte, drang nur ein gepreßtes Stöhnen aus seinem Munde . . . Plötzlich hob sich Friedrich auf ein Knie empor, er wischte rasch mit der Hand das Blut ab, das ihm von der Stirne über die Augen floß, sah Ludwig vor sich stehen und —

„Da hast Du's! Es geschieht Dir Recht!" rief er mit einer Stimme, die keinen Zweifel darüber aufkommen ließ, daß der kräftige Gemperleinsche Brustkasten dem erlittenen Choc siegreich widerstanden hatte.

Er richtete sich auf, schüttelte sich, pustete, deutete auf die jämmerlich zerschundenen, mit Blut und Schmutz bedeckten Pferde und sprach: „Die sehen schön aus!"

Ludwig blieb noch immer unbeweglich. Die Augen glühten ihm unter den geschwollenen Deckeln und waren auf seinen Bruder geheftet mit einem Ausdrucke von

Wonne und von unaussprechlicher Liebe. „Ist Dir nichts?“ fragte er heiser und tonlos.

Jetzt sah sich Friedrich den Menschen erst recht an, ein erstauntes und mitleidiges Lächeln glitt über sein Gesicht, er zog das Taschentuch hervor, drückte es an die Stirnwunde und murmelte etwas, das man nicht deutlich verstehen konnte, doch soll das Wort „Esel“ darin vorgekommen sein. Dann erfaßte er einen der Hannaken beim Zügelreste, der am Kopfgestell hängen geblieben war und kletterte mit dem erschöpften, bei jedem Schritte stolpernden Thiere die steile Anhöhe hinauf . . . etwas langsamer, als es an einem anderen Tage geschehen wäre. Der Kutscher folgte mit dem zweiten Pferde; zuletzt kam Ludwig, gesenkten Hauptes, mit einer zerbrochenen Wagenlaterne in der Hand, die er mechanisch aufgehoben hatte und festhielt.

Schweigend zog die kleine Karawane eine halbe Stunde später in Wlastowitz ein. Die Pferde wurden in den Stall geführt und dort Anstalten getroffen, den im Tobel zurückgebliebenen Wagen abzuholen.

Friedrich meinte, Ludwig solle sich nur rasch umkleiden und gleich hinüberreiten nach Rendezvous; er selbst werde in einer halben Stunde nachkommen. „Es wäre gescheiter, Du gingest heim und machtest Dir Eisumschläge,“ sagte Ludwig.

Friedrich entgegnete sehr barsch, er sei keine Wöchnerin. Sie zankten ein Weniges und gingen dann ins Schloß und Jeder auf sein Zimmer.

Zehn Minuten später trabte Ludwigs Reitknecht nach Rendezvous, einen Brief seines Herrn an Fräulein Clara von Siebert in der Tasche. Ludwig blieb zu Hause. Er schritt rastlos in seinen Gemächern auf und ab, in seinem Kopfe ging es zu, wie in einem Pochwerke. Jede Ader schlug fieberhaft, jeder Gedanke, den das siedende Gehirn gebar, war Wirrsal, Qual und Pein! Ein Gedanke — der schlimmste — erdrückte alle anderen: „Du hast das Leben Deines Bruders gefährdet! . . . Wie viel hat gefehlt und Du wärst jetzt sein Mörder . . ."

Die Glocke rief zum Souper. Er ging in den Speisesaal, wo ihn Friedrich bereits erwartete. Dieser aß mit gutem Appetit, man sprach, rauchte, disputirte sogar — aber das Alles ohne rechte Freude . . . Das Herz war nicht dabei.

Viel früher als gewöhnlich stand Ludwig auf und sagte: „Gute Nacht —" Er hätte so gern hinzugefügt: „Schlaf' gut!" oder noch einmal gefragt: „Ist Dir nichts?" Aber Friedrich würde sich geärgert oder ihn ausgelacht haben; so ließ er's bleiben und ging schweigend aus dem Saale.

Friedrich sah ihm lange wehmüthig nach. Seine Augen füllten sich mit Thränen. „Armer Kerl!" murmelte er leise. Er stützte gedankenvoll den Kopf in die Hände und verharrte so eine geraume Zeit. Als er sich endlich erhob und mit entschlossenen Schritten seine Zimmer betrat, leuchtete auf seinem Antlitze der Strahl einer hohen und stolzen Freude über einen großen Sieg

— einen Sieg der edelsten Selbstverleugnung und des reinsten Opfermuthes. So spät es auch war, sandte Friedrich noch an diesem Abende durch einen reitenden Boten ein Schreiben an Ihre Excellenz, Frau von Siebert, nach Perkowitz.

Indessen saß Ludwig an seinem Schreibtische und schrieb in schwungvollen Zügen, langsam und feierlich, sein Testament. Er ernannte darin seinen Bruder, den Freiherrn Friedrich von Gemperlein, zum Erben seines gesammten Hab' und Gutes, falls er (Ludwig) unvermählt und kinderlos bleiben sollte, was, fügte er hinzu, vermuthlich geschehen dürfte. Den Schluß des Actenstückes bildeten die Worte: „Ich wünsche, wo immer ich sterbe, in Wlastowitz begraben zu werden."

Nach gethanem Werke fühlte Ludwig sich etwas ruhiger. Dennoch duldete es ihn nicht länger in der stillen Stube, es trieb ihn hinaus in die athmende Natur, in die freie kalte Luft. Die Nacht war dunkel, nur einzelne Sterne glitzerten am Himmel, der Wind rauschte in den Bäumen und trieb die dürren Blätter über den weißlich schimmernden Sand der Wege und knisterte in den tiefschwarzen Massen der Gebüsche.

Ludwig ging mit festen Schritten vorwärts. Noch einmal wollte er jeden Weg im Garten betreten und jeden Lieblingsbaum gegrüßt haben, bevor er, schweren Herzens, Abschied nahm.

Dich zuerst, alte Edeltanne auf der Wiese, die letzte von zehn aus dem Walde verpflanzten Schwestern.

Hattest lange gekränkelt und ragst jetzt so stolz in Fülle der Gesundheit. Dich, Du edler Wallnußbaum, an dem Friedrich nie vorüber geht, ohne zu sagen: „Das ist ein Baum! . . .“ Dann die Araucaria in der Nähe des Lärchenwäldchens — Respect vor der! Ein Nadelbaum mit Palmennatur — nordische Kraft, vereint mit südlicher Schöne — es ist ein Wunder! . . . Und Du, Ceder vom Libanon, junges, schönstes Fräulein, hast einen grünsammtnen Reifrock an und die neuen zarten Triebe schmücken Deinen Wipfel wie Federn das anmuthigste Haupt. Endlich der Zürgelbaum. Ein Nichtkenner geht wohl an ihm vorbei und meint, der gehöre zu der Gattung, die Aepfel trägt — aber der Kenner, ja, der reißt die Augen auf. Der bewundert den moosbedeckten, eisengrauen Stamm, die schlanken Zweige mit den Aestchen so fein wie Draht, die kleinen seidenweichen Blätter. „Im botanischen Garten in Schönbrunn giebt's schönere Zürgelbäume, sonst nirgends!“ sagt Friedrich.

Hast Recht! — Schöneres mag es geben draußen in der Welt, aber nichts Lieberes, als was hier gedeiht, lebt, blüht und welkt. Schade, schade, daß man es verlassen muß. Aber unter den Umständen, die jetzt — wie bald! — eintreten werden, kann Ludwig in Wlastowitz nicht mehr leben.

Er ersteigt noch die Anhöhe am Ende des Gartens, von der aus man hinüberblicken kann auf die Gruftcapelle, die sein Vater errichten ließ. Durch das Gitter des Fensters glänzt ein kleiner, feuriger Punkt, das Licht der

Lampe, die über dem Sarge des Vaters brennt — des Ersten, der hier ruht.

Ein trauriges Lächeln tritt auf die Lippen Ludwigs; er freut sich, daß er in seinem Testamente den Wunsch ausgesprochen hat, in Wlastowitz begraben zu werden. Friedrich wird schon verstehen, was das heißt . . . Ich kehre zurück, heißt es, zu Dir, dem ich so oft wehgethan, dessen Leben ich sogar einmal in Gefahr gebracht — den ich aber doch innigst geliebt habe.

Ganz ruhig, beinahe heiter kam Ludwig nach Hause. Die Fenster von Friedrichs Schlafzimmer waren noch erleuchtet und an den Gardinen glitt in unregelmäßigen Zwischenräumen ein hoher dunkler Schatten vorüber. „Auch Du wachst — von Sorgen und bangen Zweifeln gequält. Warte! warte! — nur noch ein paar Stunden, und Du wirst glücklich sein!"

Um elf Uhr Morgens stieg am folgenden Tage Ludwig vor dem Thore des Schlosses Perkowitz vom Pferde. Ein Diener, der ihn erwartet zu haben schien, führte ihn sogleich durch die Salle à terrain, zu der Thür des Gastzimmers, aus dem vorgestern Fräulein Clara wie eine himmlische Erscheinung getreten war. Der Diener pochte, eine theuere Stimme fragte: „Wer ist's?" und rief, als der Name des Besuchers genannt worden: „Ist willkommen!"

Ludwig stand vor der schönen Clara so beklommen und bewegt, daß es ihm unmöglich war, ein Wort hervorzubringen. Auch sie blieb nicht unbefangen. Der

muntere Ton, in dem sie Ludwig gebeten hatte, Platz zu nehmen, verwandelte sich nach dem ersten Blicke in das Angesicht des Freiherrn in einen sehr gedrückten.

Sie senkte die Augen, eine leichte Blässe flog über ihre Wangen, und sie sprach stockend: „Herr Baron — es ist — ich bitte . . ."

Ihre Verlegenheit rührte und ergriff ihn auf das Tiefste. Ach, die grausame Sitte! Daß sie unerlaubten Empfindungen verbietet, sich zu äußern, das wäre schon recht; daß aber die reinsten, die ein Mensch haben kann, unausgesprochen bleiben müssen, das ist jammervoll! Hätte Ludwig in diesem Augenblicke seinem Gefühle folgen dürfen, er würde die Arme ausgebreitet und gesprochen haben: „Komm' an mein Herz — liebe Schwester!"

Aber das schickte sich nun einmal nicht, und so reichte er ihr nur die Hand und sagte: „Ich habe mir die Freiheit genommen, Sie um ein Gespräch unter vier Augen zu bitten . . ."

„Ja, ja," unterbrach sie ihn hastig, „in einem Briefe, den ich eröffnete, obwohl er eigentlich nicht an mich gerichtet war."

„Wie?"

„Ich heiße nämlich nicht Fräulein — —"

„O," rief er, „es handelt sich nicht darum, wie Sie heißen. Heißen Sie, wie Sie wollen. Sie sind die Nichte unserer verehrten Freundin und das liebenswürdigste Wesen, das uns je vorgekommen ist. Sie sind

gewiß auch edel und gut und werden das Vertrauen nicht mißbrauchen, das mich zu Ihnen führt und mit dem ich Ihnen sage: Sie haben auf den besten Menschen, den es giebt, einen großen Eindruck gemacht — auf meinen Bruder, Fräulein. — Ich komme hierher ohne sein Vorwissen, in der Absicht, Sie günstig für ihn zu stimmen. Ich meine es mit Ihnen nicht minder ehrlich als mit ihm, und beschwöre Sie in Ihrem eigenen Interesse: Lassen Sie sich seine Werbung gefallen . . ."

Er sprach mit solchem Eifer, daß es ihr, wie oft sie es auch versuchte, nicht gelang, ihn zu unterbrechen. Als er nun schloß: „Versäumen Sie die Gelegenheit nicht, die glücklichste Frau der Welt zu werden!" gab ihre Ungeduld ihr den Muth, mit Entschlossenheit zu sagen: „Diese Gelegenheit ist aber schon versäumt, Herr Baron, ich bin verheirathet."

Er fuhr von seinem Sessel auf mit einem Entsetzen, das sich nicht schildern läßt. „Sie scherzen," stammelte er, „das kann nicht sein — das ist ja unmöglich!"

„Warum?" fragte sie. „So gut, wie Ihr Herr Bruder, kann auch ein Anderer mich annehmbar gefunden haben, zum Beispiele mein Vetter Carl Siebert, der mich vor etlichen Jahren heimgeführt. Warum glaubten Sie, daß ich bis jetzt sitzen geblieben sei? Denn, erlauben Sie mir, für ein Fräulein wäre ich doch etwas bejahrt."

Ludwig blickte sie wehmüthig an und sprach: „So

schön, so liebenswürdig, so geistvoll und — schon verheirathet!"

„Und wenn Sie wüßten wie lange!" versetzte sie, und all' ihre Munterkeit und ihr guter Humor hatten sich wieder eingefunden.

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau," sagte Ludwig, „es wäre besser gewesen, wenn Sie die Gewogenheit gehabt hätten, uns das früher mitzutheilen."

„Haben Sie danach gefragt? Mit welchem Rechte durfte ich Sie mit meinen Familienangelegenheiten behelligen?" war ihre schlagfertige Entgegnung.

Er sagte nur noch: „O gnädige Frau!" und empfahl sich ehrerbietig; ihr aber, seltsam, ihr verging dabei ganz und gar die Lust, über den sonderbaren Herrn zu lachen.

Sie eilte ihm nach, erreichte ihn, als er eben die Schwelle betrat, sie sagte herzlich und warm: „Leben Sie wohl, Herr von Gemperlein!" und bot ihm zum Abschied die Hand. Ludwig wandte den Kopf und that, als ob er es nicht sähe, er grüßte nur noch einmal tief, und die Thüre schloß sich hinter ihm.

Im Vestibule kam, aus ihrem zu ebener Erde gelegenen Schreibzimmer tretend, Frau von Siebert dem Freiherrn entgegen.

„Ja, was machen denn Sie hier?" fragte die Excellenz. „Warum kommen Sie denn selbst? Ihr Abgesandter hat schon Bescheid erhalten."

„Wen meinen Ihre Excellenz?"

„Den Fritz mein' ich. Er war da vor einer halben Stunde — als Freiwerber für Sie."

„Für mich?"

„Und was für Einer! Wenn Sie einmal wieder heirathen wollen — sprechen Sie ja nicht selbst — lassen Sie den Fritz für Sie sprechen. Ich war ganz erschüttert — bedauerte nicht wenig, sagen zu müssen: Es ist zu spät!"

Ludwig faßte sich mit beiden Händen an den Kopf: „Dieser Friedrich! Das ist ein Mensch!" rief er.

Aus seiner Stimme klang eine so mächtige Rührung, daß die Excellenz förmlich davon ergriffen wurde; sie suchte sich der ihr unangenehmen Empfindung rasch zu entziehen, trat dicht vor Ludwig hin, zupfte ihn am Ohr und sagte: „Nichts für ungut! Fast thut's mir leid, daß wir Euch den Streich gespielt. Die Clara wollte ohnehin nicht d'ran; aber ich habe sie gezwungen, ich mußte Rache haben für meine Gais."

„Euer Excellenz!" entgegnete Ludwig, „ich kann Ihnen die Versicherung geben: es war ein Bock."

„Mag es gewesen sein was immer — das Jagdvergnügen an meiner Grenze will ich Eurem Förster versalzen."

Damit schieden sie. — —

Ein paar Monate nach diesem Ereignisse begannen die Brüder abermals allerlei Heirathsprojecte zu schmieden.

„Du solltest doch endlich heirathen!“ sagte von Zeit zu Zeit Einer zu dem Anderen. Sie stellten manchmal Betrachtungen über ihr Schicksal an.

„Es ist wirklich sonderbar,“ meinte Ludwig. „Als ich mit der Aepelblüh Ernst machen wollte, trat sie gerade an den Traualtar, und als wir daran dachten, jene Nichte zu unserer Hausfrau zu machen, war sie bereits seit zehn oder wie viel Jahren verheirathet, und ich müßte mich sehr irren,“ fügte er geheimnißvoll hinzu, „wenn sie nicht auch schon Nachkommenschaft besaß.“

Friedrich bemerkte, daß sich im Leben, mit mehr oder weniger Unterschied, doch Alles wiederhole. Sie seien einmal bestimmt, die erstaunlichsten Liebesabenteuer zu haben; unter den vielen, die ihnen noch bevorständen, werde sich schon dasjenige finden, das in den Hafen der Ehe führt.

Trotz dieser Voraussicht und trotz des guten Vorsatzes, ihren Stamm in Ehren zu erhalten, hat keiner der Brüder sich vermählt. Sie sind hinübergegangen, ohne einen Erben ihres Namens zu hinterlassen, und so ist denn, wie so vieles Schöne auf dieser Erde, auch das alte Geschlecht Derer von Gemperlein — erloschen.

Der Nebenbuhler.

I.

Graf Edmund N. an seine Hochwürden Herrn Professor Erhard.

Paris, den 10. Mai 1875.

Mein verehrter Freund!

Da bin ich, aus Marseille eingetroffen, vor vierzehn Tagen, die mir vergangen sind wie vierzehn Stunden.

Es ist unmöglich, liebenswürdiger empfangen zu werden, als ich es wurde von Freunden und Verwandten. Freilich begegnet man auch nicht alle Tage einem Manne, der direct von den Antipoden kommt, mit Menschenfressern zu Mittag gespeist, am Salzsee gewohnt, den schwarzen Turban der Kopten getragen, den Schrei auf Ceylon gehört und bei indischen Schlangenbändigern in die Lehre gegangen ist.

Tante Brigitte grüßt Dich. Sie hat sich kürzlich frisch emaillieren und perückieren lassen, und jetzt machen wir gegenseitig Staat miteinander. Von einer Veränderung an ihr keine Spur. Sie sagt noch immer bei den unpassendsten Gelegenheiten: Ah je comprends ça! Sie spricht noch immer mit derselben Schwärmerei von meiner

verstorbenen Mutter: Ihrem Kinde mehr als ihrer Schwester, und bricht plötzlich ab mitten in der tiefsten Rührung, wischt sich die Augen, winkt mit dem Taschentuche und seufzt: „Va mon enfant, va te distraire.“

Lieber Freund, ich glaube immer, daß auch sie vor Zeiten nicht verschmäht hat, kleine Zerstreuungen zu suchen in ihrem Schmerze, erst um die Schwester, dann um den Gatten. Heil ihr! möge noch so mancher Frühling frisch gemalte Rosen auf ihren Wangen erblühen sehen. Sie ist die gutmüthigste Egoistin, die ich kenne.

Ganz in Uebereinstimmung mit Dir, will sie mich jetzt verheirathen, und gegen die junge Dame, die sie mir ausgesucht hat, ist nichts einzuwenden. Sie stammt aus gutem Hause, von braven Eltern, ist verteufelt hübsch, hat einen klaren, schlagfertigen Verstand, eigenes Urtheil, den Muth es auszusprechen und — was unendlich mehr: Die Fähigkeit, auch ein gegentheiliges anzuhören und sogar gelten zu lassen. Dabei gleichmäßig heiter, harmlos, unbefangen. Ich glaube, daß sie noch nie vor einem Menschen die Augen niedergeschlagen hat; und es wäre schade wahrlich, denn sie sind prachtvoll; dunkelgrau wie ein Gewitterhimmel, und wenn es in ihnen aufblitzt bei irgend einem Anlaß, da giebt's einen schönen Anblick.

Ich hoffe, Du bestätigst mir heute oder morgen den Empfang meiner Sendung aus Marseille. Kurz vor dem Einlaufen in den Hafen, an Bord des „Triomphant“, schrieb ich die Schlußworte des letzten Kapitels meines Reisetagebuchs. Streiche fort, was Dir sentimental vor-

kommt, ehe Du abschreiben lässest. Nach zweijährigem Herumbummeln in fremden Welttheilen hat mich die Heimkehr ins alte Europa seltsam bewegt. Plötzlich ist alles vor mir gestanden, was zu vergessen ich auf und davon gegangen . . .

Aber — sei unbesorgt, es war nur eine flüchtige Erinnerung. In die Tiefen des Oceans versenkt, in den Sand der Wüste vergraben, in die Lüfte gestreut, habe ich die Leidenschaft meiner Jugend.

Und jetzt will ich glücklich und thätig sein, ein Landwirth werden, ein Familienvater, ein Bürgermeister, alles, alles — nur nicht Politiker.

Vorher indessen noch eine Zeitlang: cum dignitate otium. Es ist ein gewaltiger Strom des Lebens, der hier an einem vorüberbraust, und mit gekreuzten Armen seinem Treiben zuzusehen, hat einen großen Reiz.

Jedenfalls, Lieber, Verehrter, dürfte der Aufenthalt in Paris mir jetzt gesünder sein als vor zehn Jahren, da ich, ein laubfroschfarbiger Jüngling, in dieser Stadt der Arbeit und des Genusses erschien. Damals an Deiner Hand, mein Mentor, oder vielmehr in Deiner Hand, das reine Postpaket, aufgegeben von meinem armen, weltentfremdeten Vater in Korin an der Wottawa, abzugeben in Paris, Rue St. Dominique im Hotel der Tante. Sie hatte mich reklamirt, und Ihr liefertet mich aus für ein Jahr, in dem es mir oblag, tanzen und fechten zu lernen und mich in der Aussprache des Französischen zu vervollkommnen.

O, Ihr alten, unschuldigen Kinder!

Wir haben leicht lachen heute, aber einen zwanzigjährigen, in einem Privat-Trappisten-Kloster zwischen zwei greisen Gelehrten erzogenen Menschen, nach Paris schicken, zu einer langmüthigen Tante, die den Bengel vergöttert — das war ein Wagniß, das ich nicht unternehmen werde mit meinen Söhnen.

Ei, wenn er nur welche hätte! denkst Du im Stillen. Nun, Freund, vielleicht ist heute übers Jahr schon einer auf dem Wege. Sobald er sein erstes Lustrum erreicht haben wird, kommt er zu Dir in die Lehre. Du lässest einen kleinen Pfahlbau für ihn im Teiche errichten, und er stellt mit seinen Bausteinen keltische Monumente auf und getreuliche Nachbildungen der Stufenpyramiden auf Otaheiti. Alle Kinder, die überhaupt Bausteine besitzen, thun das unbewußt, die meinen werden es mit Bewußtsein thun.

Und nun für heute lebe wohl!

Dein Edmund.

II.

Professor Erhard an Edmund v. N.

Korin, den 15. Mai 1875.

Hochgeborener Herr Graf!

Mein lieber Mundi!

Ballen und Kisten glücklich einpassiert. Ei, wie köstlich! Gratuliere vornehmlich zur Erwerbung des Papyrus. Da ist Arbeit für viele Jahre in Aussicht gestellt.

Möge Dein gehorsamster Diener sie zu Ende führen können. Dazu jedoch möchte die Zeit nicht langen, und wenn sein guter, gnädiger Gott ihn auch das Alter Methusalems erzielen ließe.

Daß Dein edler Vater noch lebte, sich der altägyptischen Statuette zu erfreuen, und der trefflichen Produkte textiler Kunst aus dem einstigen Reiche der Sikhs! Lieber Mundi, mein theurer Graf, Du hast im größten wie im kleinsten bei der Auswahl der von Dir nach Hause geschickten, vielfach unschätzbaren Gegenstände, Dich in einem hohen Grade umsichtig und weise erwiesen. So bist und warst Du von jeher, und ich würde mich sehr besinnen, Deiner Behauptung zuzustimmen, daß Dein hochseliger Vater und meine Wenigkeit sich in ein Wagniß eingelassen, als wir Dich vor zehn Jahren für reif erklärten zu einem Aufenthalt im modernen Babel. Wir wußten, was wir thaten und durften es — wie Figura zeigt — wohl thun.

Dein Reisetagebuch wird bestens abgeschrieben werden; doch darf ich leider nicht zur Indrucklegung rathen, ein Vorschlag, mit dem ich Dich zu überraschen gedachte; es fehlt gar zu oft der nöthige Zusammenhang. Die sentimental-feurige Apostrophe an die südliche Küste Frankreichs ist eine Zierde des Manuskriptes, und müßte ich lügen, wenn ich behauptete, daß sie mich, wenn auch nur gelinde, erschreckt hat. Was Du so schwungvoll die Leidenschaft Deiner Jugend nennst (ein hübscher Ausdruck und mir durchaus neu), dürfte derzeit wohl zur Gänze

erloschen sein, und Dein guter Verstand eingesehen haben, daß auf Erwiderung niemals zu hoffen, ja, daß eine solche niemals zu wünschen war. Eine vermählte, eine edle, heilig-zarte Frau, und zugleich die Deines besten Freundes, der Dich liebt wie wenn Du der Sohn wärest, den er, leider vergeblich, ersehnt — das müßte ein anderer als mein Mundi sein, der sich da mit unerlaubten Gedanken trüge, oder getragen hätte: denn wenn sich ja dereinst etwas ähnliches in seiner schönen Seele begeben hat, liegt es derselben heute ferner als uns die Sintflut.

Glück und Segen und des Himmels auserlesenste Gunst über Dich! Ich bitte um Mittheilung des werthen Namens derjenigen, die, Gott gebe es! bald den theuren Deinen tragen wird. Wolle mich, wenn Du das Haus ihrer hochschätzbaren Eltern besuchst, dort allerseits des Angelegentlichsten empfehlen

In treuer Werthschätzung, Liebe, Ergebenheit

Dein alter Lehrer P. Erhard.

PS. In Deiner Wirthschaft herrscht beste Ordnung, in Deinem Schlosse beginnt sie bereits das Scepter zu schwingen. Auf Schritt und Tritt begegnet dem Wissenden Genuß, dem Schüler Belehrung. Der Boden der Halle, mit Ausgrabungen bedeckt, darf ohne Ruhmredigkeit verglichen werden mit einem klassischen Trümmerfeld. Aus bereits eingetretenem Mangel an Raum waren wir genöthigt, die holdig-schönen von ungemeinem antiquarischen Reiz umflossenen Mumien in Deinem Schlafgemache unterzubringen.

III.

Edmund v. N. an Professor Erhard.

Paris, den 22. Mai 1875.

Lieber, bester Freund!

Allzubreit darf das Alterthum sich in meinem Hause doch nicht machen, wer weiß, ob wir nicht, in erwartbarer Zeit, darin Platz brauchen für eine junge Frau. Die Mumien lasse, wenn's nicht anders geht, in den Keller schaffen. Es gehört zu meinen Marotten, daß ich lieber in meinem Bette schlafe, als im Sarge einer Pharaonentochter.

Um die Erlaubniß, das Elternhaus Madeleines — so heißt nämlich die halb und halb Erwählte — besuchen zu dürfen, habe ich noch nicht gebeten, mich noch nicht entschlossen zu dem entscheidenden Schritt. Keineswegs aus Angst vor einem Korbe. Madeleine hat für mich „de l'amité" — nicht zu übersetzen mit unserem deutschen „Freundschaft"; es heißt weniger und mehr und jedenfalls etwas ganz anderes. Die Mutter ist mir wohlgesinnt, und geradezu geliebt werde ich vom Vater. Der würde Dir gefallen, den würdest Du zu erwerben suchen — für unsere Sammlung. Denke Dir das schönste Exemplar einer Rasse, die wir für ausgestorben hielten, einen „chasseur du roi", wie ihn die Bretagne um 1794 nicht charakteristischer aufgestellt: Untersetzt, breitnackig, breitgestirnt, mit funkelnden Falkenaugen, kurzer Nase, runden Nüstern, Mund und Kinn wie, ziemlich grob, aus Stein gemeißelt. Ich wette, er schwört noch bei der

heiligen Jungfrau von Auray und trägt unter dem Hemde mehr Amulette als Ludwig XI. In seinen Augen ist jedes Mißgeschick, von dem Frankreich seit dem Zusammentreten der Nationalversammlung betroffen wurde, eine Sühne für die Zertrümmerung des Königthums. Mit dem letzten Kriege ließ Gott die schwerste Geißel über das abtrünnige Reich des Heiligen Ludwig niedersausen. Die Deutschen sind ihm nur Werkzeuge der Rache des Allgerechten, und als solche dürfte er sie eigentlich nicht hassen, aber er haßt sie doch, und ingrimmig. Mich, als den Sohn eines „Tschèche“ und einer Französin, hält er für einen geborenen Widersacher seiner Feinde und zieht in meiner Gegenwart mit besonderem Schwung gegen sie los.

Da habe ich denn schon oft bemerkt, wie peinlich solche Ausbrüche des Zornes gegen uns — welch ein Schnitzer! ich sage uns, ich „Tschèche“, — auf Madeleine wirken.

Sie schweigt zwar, aber sie kämpft entschieden mit innerster Empörung; wechselt die Farbe, und gestern sah ich, wie ihre schönen Hände, die einen so ausgesprochen festen und braven Charakter haben, krampfhaft zitterten auf ihrem Schoße.

Vielleicht ahnt sie etwas von meiner wahren Gesinnung, dachte ich, und fürchtet, ich könnte mich durch die Ausfälle ihres Vaters verletzt fühlen. In der Absicht, sie darüber zu beruhigen, sagte ich ihr, daß ich Kosmopolit bin aus ganzem Herzen. Ich wiederholte, was ich so oft von

Dir gehört, und was sich mir überzeugend eingeprägt hat: daß unsere Nation nur unsere erweiterte Familie ist, und daß der rechte und gute Mensch seine Familie nicht auf Kosten anderer liebt, lobt und fördert. Indessen vermöge ich jedoch, mich in die Empfindungen eines, in seinem Stolze gekränkten Patrioten hineinzudenken, und sie, trotz ihrer Verschiedenheit von den meinen zu ehren.

Sie hörte mich aufmerksam an und nickte zustimmend, aber doch auch spöttisch und lächelte, wie sie pflegt, wenn ich ihr gegenüber einmal einen warmen, vertrauensvollen Ton anschlage . . . Es ist eine ungute Art zu lächeln, die mich aus der Fassung bringt, mich immer unvorbereitet findet und peinlich überrascht.

Das war anders dereinst! Elsbeth konnte mich nie überraschen; sie konnte mich nur stets von neuem in der hohen Meinung, die ich von ihr hatte, bestärken. Bei zahlreichen Gelegenheiten fragte ich mich: was wäre das Schönste und Schwerste, das diese Frau in diesem Falle thun könnte? — und das war dann, was sie that, so natürlich und einfach, wie wenn es das Selbstverständliche wäre.

Ja, diese Frau! Ich habe dem Geschick für vieles zu danken, für nichts aber so heiß, als daß ich drei Jahre in ihrer Nähe leben und mit ihr verkehren durfte, fast wie ein Hausgenosse. Ohne sie wäre ich untergegangen, war auf dem besten Wege . . . Sehr unrecht hast Du, es zu bezweifeln! Erinnere Dich, wie ich Euch heimkehrte, nach jenem ersten lehrreichen Aufenthalt in Paris.

Ich sehe noch den Ausdruck des Schreckens im Angesicht meines armen, damals schon todtkranken Vaters bei unserm ersten Tischgespräche, da ich meine neuerworbenen Ansichten vom Leben auskramte, mit meinen Erfahrungen prahlte und mich erhaben dünkte über Euch, wie ein aus dem Kriege kommender Soldat über ein paar alte Ofenhocker.

Und später — das Eis war gebrochen, es hatte schon begonnen zu thauen in meiner erwachenden Seele ... weißt Du noch? — lag ich auf den Knieen vor dem Sterbenden, und er segnete mich und sprach leise mit seinem allgütigen Lächeln: „Verliebe Dich, mein Sohn."

Wahrlich, ein väterlicher Rath ist nie treuer befolgt worden. Ich habe geliebt, wie man nicht mehr liebt im neunzehnten Jahrhundert, und wie vielleicht auch in den vorigen Jahrhunderten nur wenig Frauen geliebt worden sind.

Die Frau Deines väterlichen Freundes, sagst Du vorwurfsvoll. — Aber dieses Bewußtsein verschärfte nur die Qual und änderte nichts an der Empfindung.

Niemand vermag mir den Glauben zu nehmen, daß sie für mich und daß ich für sie geboren war, daß wir Eins gewesen sein mußten in einem früheren Leben und nun zu einander strebten mit derselben Urgewalt, wie die Fluthen des durch Klippen getrennten Bergstromes, der zu Thale stürzt.

Und dennoch, so zuversichtlich ich hoffte, daß jede sehnsüchtige Empfindung meiner Seele einen Widerhall

in der ihren fände, so fest war meine Ueberzeugung, daß Elsbeth lieber sterben würde und lieber mich sterben ließe, als ein Unrecht thun. Ich aber hatte Augenblicke — Dir, alter Mensch, darf ich's sagen, unsere Schuljungen würden mich verhöhnen — in denen alle meine Wünsche schwiegen vor dem einen, ihrer würdig, ihr Freund, ihr geistiger Genosse zu bleiben. Die ich wie eine Göttin verehrte, sollte nicht niedersteigen, um in meinen Armen eine Erdenfrau zu werden. Aber diese Augenblicke wurden immer seltener, die Selbstbeherrschung wurde mir immer schwerer, um so mehr, als Elsbeth ihr Benehmen änderte, ihre Unbefangenheit zu verlieren, jedes Alleinsein mit mir ängstlich zu vermeiden schien — —

Unwandelbar derselbe blieb nur Er, der Lustspielgatte, der arglose, alberne — anbetungswürdige. Er hielt mich mit Gewalt fest, wenn ich fort wollte, er plagte sich, um mir mein kroatisches Gut zu erhalten, das ihm das seine so schön arrondirt hätte, und das schon zu Zeiten meines Vaters losgeschlagen werden sollte, weil wir Geld brauchten für die arg zurückgegangene Wirthschaft in Korin.

Aber er weigerte sich zu kaufen. Im Anfang zögernd, dann immer entschiedener. — „Es ist halt schwer, es ist halt schwer. Mir würde der Krempel passen. Du gehst mathematisch darauf zu Grund. Kennst Dich ja bei uns gar nicht aus."

„So kaufe! kaufe! zahle, was Du recht findest."

„Was ich recht fände, kann ich nicht zahlen, und

weniger mag ich nicht zahlen, ich mache keinen Handel mit einem Menschen, der wie Du in Geschäften ein unerhörtes Mondkalb ist. Das darf nicht sein. Was meinst, Elsbeth?"

Sie lachte. Es giebt nichts, das lieblicher wäre als ihr Lachen. Um so lachen zu können, muß man eine großartige und milde Seele haben. Gar wenige Frauen lachen schön. „Was soll ich nur antworten, ohne entweder unhöflich oder gewissenlos zu sein?" fragte sie, und er schmunzelte und begann seinen graublonden Knebelbart um den Zeigefinger zu wickeln: „Ja, wenn ich Kinder hätte, Gott weiß, welcher Schandthat ich fähig wäre, — aber so!"

Und später hieß es dann: „Weil ich keine Kinder habe und mathematisch keine bekommen werde, will ich Deine lang vernachlässigten Interessen vertreten, Du Junge Du, wie wenn es die meiner Kinder sein würden."

Nein, einen solchen Mann betrügt man nicht: „Das darf nicht sein," wie er sagt.

Aber so schwer als möglich hat er mir's gemacht, ein ehrlicher Kerl zu bleiben. Ich mußte am Ende heraus mit einem halben Geständniß. Da murmelte er etwas von Unsinn und wurde ein wenig roth. „Du weißt nicht mehr, was Du erfinden sollst, damit man Dich nur fortläßt," sagte er und — ließ mich ziehen.

Kommst halt wieder, wenn Du mathematisch sicher bist: ich darf mit gutem Gewissen!

Und ich darf! Ich werde mit meiner jungen Frau den ersten Winter in meinem, durch den fürsorgenden Freund bewohnbar gemachten Hause in der Nähe von Fiume verleben, gut nachbarlich mit Elsbeth und mit meinem lieben alten Hans.

Seit drei Tagen schreibe ich an diesem Brief. Nun soll er endlich abgeschickt werden. Wir reisen morgen auf das Land.

Die Tante hat ihre Einladungen gemacht; unter den ersten Aufgeforderten waren die Eltern Madeleines sammt Tochter.

Die Letztere und ich hatten eben vom Ende der Saison gesprochen, vom nahen Scheiden, als die Tante herantrat mit der Kunde, daß uns ein baldiges Wiedersehen bevorstehe.

Da bereitete mir Madeleine wieder eine Ueberraschung — ein heller Freudenglanz überflog ihr Gesicht, leuchtete aus ihren Augen.

Dieses plötzliche Aufflammen war wirklich eigenthümlich. Ich glaube, sie hat mehr „amitié“ für mich, als sich einbildete

Dein treuer Schüler.

Wenn die Eifersucht der Mumien es erlaubt, so schreibe mir doch einmal wieder und adressire: Les Ormeaux, Département Meurthe et Moselle, près Cirey les fosses. Wie nahe der jetzt deutschen Grenze!

IV.

Edmund von N. an Professor Erhard.

Les Ormeaux, den 2. Juni 1875.

Theurer Freund!

Gestern hatte die Tante den Besuch einer merkwürdigen Frau.

Ich will sie Irina nennen.

Vor Jahren in Wien lernte ich sie kennen. Sie war reizend und sehr gefeiert. Ihr Mann, ein widerwärtiger Gesell, ein Streber, hatte sie aus Ehrgeiz geheirathet; sie galt, als „Adoptivtochter“ eines hohen Würdenträgers, für einflußreich. Der Gatte ließ ihr volle Freiheit. Welchen Gebrauch sie in Petersburg davon gemacht, weiß ich nicht, in Wien bestand ihr Hauptvergnügen darin, die Herzen ihrer zahlreichen Anbeter an langsamem Feuer zu braten. Wie Niemand verstand sie sich auf die Kunst, nichts zu versprechen und — alles hoffen zu lassen. An mir ging sie gerade so lange gleichgültig vorbei, als sie meine Gleichgültigkeit nicht bemerkte. Dann begann der Kampf. Meine Seele lag in Elsbeths Banne. Ich konnte mir jederzeit ihr Bild so deutlich heraufbeschwören, daß ich sie sah wie mit körperlichen Augen, — aber kennst Du den Mann, der einer hübschen Frau gegenüber, die sich ihm an den Kopf wirft, den Spröden spielt? — Ich hatte nur den Abhub der Liebe zu vergeben, Irina begnügte sich damit, sie triumphirte. Der Rausch war kurz, aber noch vor der völligen Ernüchterung trennten uns die Verhältnisse.

Zwei ihrer Briefe beantwortete ich, den dritten und vierten nicht mehr.

Und jetzt sehe ich sie wieder, etwas gealtert, aber noch immer verlockend und, wie ich höre, noch immer sehr umworben. Eine gefährliche Frau; besonders für junge Leute, welche die Kinderschuhe eben ausgetreten haben, oder für die alten, die eben im Begriffe sind, wieder hinein zu schlüpfen.

Bei Tische würdigte sie mich keiner Aufmerksamkeit; als ich aber Nachmittags in den Garten ging, um im Freien meine Cigarre zu rauchen (aus dem Hause der Tante ist der Tabak verbannt), kam sie mir nach, eine Cigarrette dampfend. Wir wandelten eine Weile am Ufer des Teiches nebeneinander und führten ein unbedeutendes Gespräch. Plötzlich blieb sie stehen, sah mich fest an und sagte in ihrer nachlässigen und sanften Weise: „Unter Anderem, warum haben Sie meine letzten Briefe nicht beantwortet?"

Ich war auf diese Frage gefaßt und erwiderte ohne Zögern: „Weil ich wußte, daß Sie mir einst danken würden für diese weise Zurückhaltung."

„Wirklich? Mir ist das nicht ausgemacht."

„Mir hingegen mit einer Gewißheit, so groß, daß sie auslangt für Zwei."

Wir setzten unsere Wanderung wieder fort; die Luft war drückend schwül, hinter den Hügeln an der deutschen Grenze stiegen schwere Gewitterwolken auf.

Irina zog mit einem tiefen Athemzuge den Rauch

ihrer Cigarrette ein und ließ ihn langsam genießend wieder herausqualmen zwischen den leicht geöffneten Lippen. — „Wenn ich nicht irre, trug ich Ihnen an, mich scheiden und mich mit Ihnen trauen zu lassen in irgend einem siebenbürgischen Gretna Green."

„Etwas dergleichen ... Denken Sie, wenn ich selbstsüchtig genug gewesen wäre, Sie beim Wort zu nehmen?"

„Nun?"

„Sie hätten auf Alles verzichten müssen: Ihre Stellung in der Welt, Ihren Einfluß, die Liebe der Ihren, Ihr abwechslungsreiches Leben ..."

„Und die Folge dieser Entbehrungen?"

„Daß Sie sich unglücklich gefühlt hätten."

„Was weiter? Wer sagt Ihnen, daß Durst nach Glück mich veranlaßt hat, Ihnen den Vorschlag zu machen, der so wenig Anwerth bei Ihnen fand? Es war Durst nach dem Gegentheil, nach Leid, nach Schmerz, mit einem Worte — nach Liebe."

Ich muß sie sehr zweifelnd angesehen haben, denn sie beeilte sich, zu bekräftigen — „Liebe, ja, ja. Schade, daß ich sie nur zu empfinden und nicht einzuflößen verstand. Wir wären mit einander durchgegangen, und Sie hätten mich unglücklich gemacht, und das wäre wundervoll gewesen — unglücklich durch einen Menschen, den man liebt. Die Hand, die mich schlägt, ich küsse sie mit Wonne. Quäle, mißhandle mich, so viel Dich's freut, mit meiner Liebe wirst Du doch nicht fertig, diesen Reich-

thum erschöpfst Du nicht . . . Und den in sich zu fühlen, den göttlichen Leidensquell . . . was ist all das kleine Glück, das sich uns im Leben bietet, gegen ein solches Unglück?"

Sie verlangsamte ein wenig ihren noch sehr jugendlichen und hübschen Gang, ihre ganze Art und Weise blieb ruhig, ja gleichgültig, und dieser Gegensatz zwischen ihren Worten und ihrem Benehmen hatte einen eigenthümlichen Reiz.

Wir nahmen Platz auf einer Gartenbank; der Himmel verfinsterte sich mehr und mehr, es herrschte ein malerisches Halbdunkel unter den Bäumen, das äußerst vortheilhaft war für Irinas farblosen, durchsichtigen Teint. Ihr feines Gesicht mit den großen grauen Augen, die zarte Gestalt im duftigen Spitzenkleide gewannen in der schmeichelnden Beleuchtung etwas Poetisches, Elfenhaftes."

„Das Glück," sagte ich, „mit dem Sie sich in Ermangelung des erwünschten Gegentheils begnügen mußten, hat doch auch sein Gutes, es hat Sie jung erhalten und schön."

„Und leichtsinnig," setzte sie hinzu, in nur allzu überzeugtem Tone. „Wir Frauen haben einmal im Leben nichts als die Liebe, und wenn wir mit der unsern nicht an den Rechten gekommen sind, dann heißt es eben — tröste Dich, wie Du kannst! . . . Man sucht, man findet . . . das wohlbekannte Surrogat: Zerstreuung — ohne Liebe . . . Sie aber" — der wehmüthige Ausdruck,

den ihre Züge angenommen hatten, verwandelte sich in einen übermüthig schalkhaften — „Sie werden Liebe haben — ohne Zerstreuung.“

Ich verstand sie nicht gleich und brachte ein albernes „Wieso?“ vor, dessen ich mich zur Stunde noch schäme.

Der Donner grollte, einige Regentropfen fielen, sie achtete ihrer nicht, schalt mich einen Geheimnißkrämer, den sie jedoch durchschaue, und gratulirte mir zu meiner bevorstehenden Heirath. Als echter Deutscher (ihr bin ich ein Deutscher) hätte ich klug und praktisch gewählt. — Das Erbfräulein ist hübsch, wohlerzogen, hat einen vortrefflichen Charakter. „Kann man mehr verlangen?“ fragte sie. „Sie treffen es gut — beinahe so gut wie — Ihre Braut. Und somit gebe ich Ihnen meinen Segen.“

Sie erhob sich rasch und streifte meine Stirn mit flüchtigem Kusse. Ich wollte sie an mich ziehen, doch entwand sie sich mir und sprach: „O nein . . . Aus, aus! . . . Ob die Liebe gar nicht kommt, ob zur unrechten Zeit, ist eins und dasselbe . . . wir sind geschiedene Leute. — Wenn unsere Wege sich nicht mehr kreuzen sollten, Sie nur noch von mir hören, und nicht immer das Beste, dann gesellen Sie sich nicht zu denen, die einen Stein auf mich werfen. Sie haben kein Recht dazu,“ schloß sie sanft.

Ich war ergriffen und gerührt. Es ist nicht heiter, wenn Jemand, mit dem wir glaubten, längst abgerechnet zu haben, vor uns hintritt und uns beweist, daß wir tief in seiner Schuld stehen.

Etwas dergleichen sagte ich auch, ohne damit einen besonderen Eindruck zu machen.

Die schwarzen Wolken am Himmel platzten und sandten einen Guß nieder wie aus hunderttausend Traufen. Irina, leicht aufathmend, bot dem strömenden Regen ihr unbedecktes Haupt und schlug ohne die geringste Eile den Heimweg ein.

Zur Albernheit verurtheilt an diesem Nachmittag, wußte ich nichts Anderes zu sagen als: „Ihr schönes Kleid wird ganz verdorben."

„Durch Ihre Schuld!" erwiderte sie mit scherzender Anklage. „Warum mahnten Sie nicht früher zum Aufbruch . . . Jetzt haben Sie auch mein Kleid auf dem Gewissen."

Triefend kamen wir nach Hause. Irina ging, sich umkleiden zu lassen, und betrat eine halbe Stunde später im Reiseanzug den Salon. Die Tante beschwor sie, zu bleiben, wenigstens morgen noch, vergeblich, sie ließ sich nicht erbitten.

Wir begleiteten sie zur Bahn, im offenen Wagen. Das Gewitter hatte sich völlig verzogen, der Sommerabend war mild und hell, ein kräftiger Erdgeruch wallte aus den feuchten Feldern und Wiesen zu uns herauf. Ich saß Irina gegenüber; sie lächelte mir zu und machte sich lustig über die Melancholie, in welche mich, wie sie behauptete, ihre Abreise versetzte.

Auf der Station warteten einige Bauern, der Zug war schon signalisirt, Irinas Leute hatten kaum Zeit,

die Bagage aufzugeben und Billets zu lösen, da brauste er heran.

Aus dem Fenster eines Coupés erster Klasse beugte sich ein junger Mensch weit heraus, ein langer, hübscher, blasser Bursche, mit keimendem Schnurr- und Backenbärtchen. Als er Irina erblickte, stieg eine dunkle Röthe ihm in die Wangen, die aufrichtigste Seligkeit funkelte aus seinen unverwandt auf sie gerichteten Augen. Hastig winkte er den Schaffner herbei.

„Ach, mein Neffe Wladimir, welcher Zufall," sagte Irina mit förmlich herausfordernder Unbefangenheit und nahm Abschied. Ich führte sie zum Waggon, dessen Thür bereits offen stand. Der Jüngling in demselben hatte das Handgepäck, das der Kammerdiener hineinreichte, in Empfang genommen, stand da und hielt selbstvergessen die Reisetasche Irinas mit leidenschaftlicher Innigkeit an seine Brust gepreßt. Ich half der schönen Frau einsteigen. Der Duft frischer Blumen strömte uns aus dem Wagen entgegen; in den Netzen hingen, auf den Sitzen lagen die schönsten Theerosen-Sträuße. — Ich hörte Irina noch sagen: „Quelle folie!" Dann flog die Thür zu, die Lokomotive pfiff und pustete, die Räder setzten sich in Bewegung, ein letzter Gruß, ein Taschentuch, das man flattern sieht an einem Fenster und — Alles vorüber.

Die Tante und ich fuhren nach Hause. Sie war außerordentlich aufgeräumt. Durch alle ihre Cosmetiques hindurch schimmerte der Glanz stiller Heiterkeit. In einem

alten Renner, vor dessen Augen ein anderes Pferd durchgeht, mögen sich ähnliche Erinnerungen regen, wie die ihren waren in diesem Augenblicke.

Ganz gegen ihre Gewohnheit, denn sie gehört zu den harmlosesten Geschöpfen, die ich kenne, bemerkte sie nach einer kleinen Pause, während welcher wir uns unseren Betrachtungen überlassen hatten:

„Früher waren es Cousins, jetzt sind es Neffen. Ich weiß nicht, ob das ein Fortschritt oder ein Rückschritt ist.“

„Mais“, setzte sie seufzend hinzu, und ihre Stirn würde sich in nachdenkliche Falten gelegt haben, wenn die Crême de Lys à la Ninon eine solche Hautgymnastik erlaubt hätte — „mais je comprends ça!“

Dein Edmund.

V.

Edmund v. N. an Professor Erhard.

Les Ormeaux, den 25. Juni 1875.

Lieber verehrter Freund!

Bereite Dich auf eine Ueberraschung vor. Unsere Pläne sind umgestoßen. Ich schrieb Dir gestern in verdrießlicher Laune. Dank der Nachlässigkeit meines Dieners blieb der Brief liegen. Heute zerreiße ich ihn, schreibe einen neuen und hoffe, wenn diese Zeilen in Deine Hände kommen, bin ich ganz versöhnt mit meinem Loose und habe eingesehen, „daß Alles Segen war“.

Was sich begeben hat, ist Folgendes:

Neulich am Abend waren wir Alle auf dem Balkon. Eine Dame aus der Nachbarschaft, die sich für eine Naturfreundin hält, hatte uns dahin beordert, um den Aufgang des Mondes zu bewundern. Sie quittirte die Oh' und Ah', die ausgestoßen wurden, und machte die Honneurs des schönen Schauspiels, als ob sie es erfunden hätte. Es verdroß sie, daß Madeleine sich schweigend verhielt. — „Die jetzige Jugend lobt nichts," meinte sie, „nicht einmal den lieben Gott in seinen Werken. Ein Anblick wie dieser läßt Euch kühl. Nicht wahr, liebe Kleine?"

Die „Kleine", von welcher die dicke Naturschwärmerin um einen halben Kopf überragt wird, sah zu ihr nieder und erwiderte rasch und lebhaft: „Sie thun mir unrecht, Niemand schätzt den Mond mehr als ich, diesen liebenswürdigen Alten, dessen Glanz schon längst erloschen ist, der sich aber in Ermangelung eigenen Lichtes zum Spiegel fremden Lichtes macht und uns so hold die Nacht erhellt. Ich will mir sogar ein Beispiel an ihm nehmen und bei fremdem Glücke borgen, was man so braucht, um den Schein der Heiterkeit zu haben und zu verbreiten."

„Welche Resignation!" rief ich aus.

„Eine sehr bedingte, wohl gemerkt," erwiderte sie. „Mit dem Scheine begnügt ein braves Herz sich erst, wenn das Wesen ihm unerreichbar bleibt . . . Ja, wem die Wahl frei stände . . ." sie hielt inne. Es war wieder das Aufblitzen in ihrem Gesichte, das Leuchten der Augen, das übermüthig schalkhafte Lächeln. —

Plötzlich warf sie einen Blick voll Entschlossenheit auf eine junge Frau hinüber, die ich längst im Verdachte hatte, die Vertraute aller ihrer Mädchengeheimnisse zu sein, und fuhr fort: „Zum Beispiel Sie, meine Damen, wenn Sie sich statt dieses Anblicks," den Arm ausstreckend deutete sie nach dem Horizont, „den eines Sonnenaufganges gönnen wollten, was so leicht geschehen kann, und — ich wette, noch nicht geschehen ist."

Einige widersprachen, ein kurzer Streit entspann sich. Am Ende beschloß die ganze Gesellschaft einstimmig, morgen mit dem Frühesten auszureiten und von einem Hügel aus, der zu Pferde in zwanzig Minuten zu erreichen war, das Erscheinen des Tagesgestirns zu erwarten.

„Seien Sie pünktlich," empfahl mir Madeleine, ehe wir uns trennten, und ich versprach's und hielt Wort. Ich war der Erste beim Stelldichein im weitläufigen, kiesbestreuten Hofe, in dessen Mitte eine Fontaine plätscherte. Ihr einförmiges Geräusch wurde allmälig eine Art Stimme und gurgelte: „Mach' Dich gefaßt! Mach' Dich gefaßt!" Es kam sogar zu einem Vers:

Als Junggeselle reit' ich aus,
Als Bräutigam kehr' ich nach Haus.

Nicht sehr schön, aber was kann man von einer Fontaine verlangen?

Die Pferde wurden vorgeführt, streckten die Hälse, senkten die Köpfe, alle schienen unzufrieden, gegen jede Gewohnheit so früh aus dem Stall zu müssen.

Und nun erschien Madeleine unter dem Portal. Im dunkeln, enganliegenden Reitkleid nahm ihr ganzes Wesen sich so gar jung und unfertig aus . . . Da hieß es: nicht vergleichen! nicht denken an Elsbeths wundervolle Frauengestalt.

Madeleine, die Reitpeitsche unter dem Arme, knöpfte mit der bloßen Rechten den Handschuh der Linken zu. Sie hatte mich gesehen, aber ohne zu grüßen hastig den Kopf gesenkt, runzelte ein wenig die breiten Brauen (die hatte sie vom Vater), preßte die Lippen aufeinander . . .

Ich sage Dir Alles, demnach auch die Vermuthungen, die mir da in den Sinn kamen: Ah, Mademoiselle, ich zögere Ihnen wohl zu lange? Sie haben wahrscheinlich geflunkert mit Ihrer Eroberung, und nun fragen die Freundinnen: Was ist das? will der Besiegte sich noch immer nicht ergeben? . . . Die Entscheidung muß endlich herbeigeführt werden. So oder so! In der Kühlwanne läßt sich unsereins nicht halten . . . Wohlan, ich will Ihnen den Sieg nicht schwer machen, sagte ich zu mir, trat an sie heran, und wir wünschten einander einen guten Morgen und waren gleich einig, daß wir auf die übrige Gesellschaft nicht warten wollten.

„Welches Pferd befehlen Mademoiselle?“ fragte der Stallmeister.

„Gleichviel, das erste beste,“ gab sie zur Antwort mit kaum unterdrückter Ungeduld und saß im nächsten Augenblick schon im Sattel auf einem tüchtigen Braunen, und auch ich wählte nicht lange, — was mich später

reute — sondern bestieg, weil er am nächsten bei der Hand war, einen hochbeinigen, langohrigen Gaul, auf dem nicht einmal der Apollo vom Belvedere sich gut hätte ausnehmen können.

Wir ritten im Schritt aus dem Hofe, dann im kurzen Trabe durch den Park und sprengten draußen in einen munteren Jagdgalopp ein. Madeleine, des Weges kundig, führte. Es ging immer schneller vorwärts, eine gute Weile über das Weideland, zwischen flachen grünen Hügeln dem Licht entgegen, das im Osten emporlohte.

„Wohin denn?“ fragte ich endlich. „Wo ist das Ziel?“

Sie erwiderte: „Längst überholt,“ hielt ihr Pferd an, lauschte und spähte in die Ferne, und ich rief:

„Bravo! Wissen Sie, wo wir sind? Da steht der Grenzpfahl — auf deutschem Boden — in der Höhle des Löwen.“

„Jawohl, und da schickt er einen Abgesandten.“

Von der flammenden Morgenröthe am Himmel hob sich der Schattenriß eines Reiters, der, wie aus dem Boden gewachsen, vor uns auftauchte. Es war ein deutscher Offizier, ein schöner Mensch, sehr sonnverbrannt, sehr hübsch gewachsen, vortrefflich beritten. Er legte die Hand an die Mütze und ich, dumme gute Haut, dankte ihm noch und bemerkte nicht gleich, daß der Held nur Augen hatte für Madeleine, die er voll Ehrfurcht und frommer Anbetung begrüßte.

O Lieber! und sie senkte den Blick vor dem seinen; und ich habe mich geirrt — sie kann das doch auch.

„Madeleine,“ sagte er, und seine Stimme war tief und wohlklingend und hätte mir in jedem anderen Augenblick einen angenehmen Eindruck gemacht.

„Arnold,“ sagte sie. Das D tönte so zärtlich nach, so liebevoll: Arnolde. Sie reichten einander die Hände.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind.“

Ihre ablehnende Gebärde drückte deutlich aus: Dafür keinen Dank! — „Morgen also?“ fragte sie nach einer langen Pause ernster, schweigender Seligkeit.

„Morgen. Vergessen Sie mich nicht, Sie wissen wovon ich lebe.“

„Und ich? — Als neulich Ihr Brief nicht kam am bestimmten Tage und auch am nächsten nicht — ich wäre fast gestorben.“

„Wie voreilig!“ sprach er, wurde roth vor Bestürzung und Wonne und drückte ihre Hand fester, „liebe Madeleine . . .“

„Mein edler, mein treuer Freund.“

„Treu, ja, aber das ist mein Schicksal, nicht mein Verdienst.“

„Ich lobe Sie auch nicht, ich sage nur, Sie sind es.“

„Wie Sie.“

„Das heißt: bis ans Ende.“

„Bis ans Ende.“

„Gott behüte Sie, Arnold.“

„Sie wollen mich schon verlassen?“

„Ich will nicht — ich muß.“

„Madeleine!“

„Noch einmal, noch tausendmal: Gott behüte Sie! Ich bete zu ihm für Ihr Glück."

„— Dann beten Sie für sich."

Das war, glaube ich, ihr ganzes Gespräch. Möglich, daß ich einiges überhörte. Mein Unthier von einem Rothschimmel hatte einen Anfall von Heimweh bekommen und kehrte ganz entschlossen um; ich wandte ihn und er wieder sich, wir waren einer hartköpfiger als der andere und führten, indem wir uns kaffeemühlenartig auf dem Flecke herumdrehten, ein sonderbares accompagnement auf zu der Liebesscene, die sich zehn Schritte von uns abspielte.

Nachdem der Offizier (der mich gewiß für irgend eine untergeordnete Vertrauensperson gehalten hat) sich empfohlen, ritten wir in entgegengesetzter Richtung dem Aussichtshügel zu und erblickten, an dessen Fuß angelangt, die vom Schlosse her trabende Cavalcade.

„Fräulein," sagte ich mit verachtungswürdiger Plumpheit zu Madeleine, „wissen Ihre Eltern? . . ."

„Das versteht sich," fiel sie mir ins Wort und hatte ein gar rührendes Lächeln, „sie wissen es, aber sie glauben es nicht."

„Was nicht?"

„Daß meine Neigung Alles überdauert, ihren Widerstand, — die immerwährende Trennung. Sie meinen, endlich wird diese Liebe doch erlöschen. Nur Zeit lassen, nur Geduld haben. Ein Anderer wird kommen und das Bild des Abwesenden aus ihrem Herzen verdrängen. Da stellen sie von Zeit zu Zeit Proben an . . ."

„Und Bewerber auf," rief ich ungemein beleidigt.

Sie aber erzählte in wenig Worten, das Schloß ihrer Eltern sei im Kriegsjahre zu einem Spitale gemacht worden. Mit anderen Verwundeten wurde ‚Er' gebracht, sterbend, der Arzt gab ihn auf. — „Meine Mutter aber," sagte Madeleine, „pflegte ihn gesund. Ich bin ihr kaum mehr Dank schuldig für mein Leben als er ihr für das seine. Das verpflichtet, Sie begreifen. Wir werden meine Eltern nie betrügen . . . Er hat mir einmal die Hand geküßt, in Gegenwart meines Vaters . . . Er ist einmal aus seiner Heimath nach Falaise gekommen, zwei Nächte und einen Tag gereist, um mich zu sehen, an der Seite meiner Mutter, um auf der Straße an mir vorüberzugehen und stumm zu grüßen. — Ich war krank gewesen, er hatte durch meine Freundin davon gehört . . ."

„Sublim!" spöttelte ich. „Es muß Ihre Eltern rühren, sie werden endlich nachgeben."

„Sie werden nie nachgeben und wir auch nicht."

„In einem solchen Kampfe siegen die Ueberlebenden. Nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge also — die Jüngeren."

Wir waren nicht mehr allein, die Reiter hatten uns eingeholt.

Madeleine sprach mit gesenkter Stimme: „Gott erhalte mir meine Eltern!"

Oben auf dem Hügel war es herrlich. Ein feuriger Gluthball, stieg sie empor, die Lichtspenderin, die Urheberin

alles Lebens . . . Lieber Freund, die Schilderung des Sonnenaufganges wirst Du mir wohl erlassen.

Dein Edmund.

VI.

Edmund v. R. an Professor Erhard.

Les Ormeaux, den 9. Juli 1875.

Bester Freund!

Glaubst Du, daß es heutzutage einen Romancier giebt, kühn genug, um seinem Publikum ein Liebespaar wie Madeleine und Arnold vorzuführen? — Er müßte sich darauf gefaßt machen, ein lächerlicher Idealist genannt zu werden, der faden Brei rührt für literarische Kinderstuben und Menschen schildert, die es nie und nirgends giebt.

Und doch wäre der Mann ein so treuer Darsteller der Wirklichkeit, wie nur irgend ein orthodoxer Naturalist. — Allerdings würde diese Wirklichkeit Niemanden mehr interessiren.

Ich bin veraltet, mich interessirt sie. Madeleine und ich haben ein Freundschaftsbündniß geschlossen.

„Konnte ich Ihnen," sagte sie, „einen größeren Beweis von Vertrauen geben, als den, Sie zum Zeugen meiner Zusammenkunft mit Arnold zu machen? Auf Gnade und Ungnade habe ich Ihnen mein Geheimniß ausgeliefert."

Was ich vor drei Tagen miterlebte, war ein Abschied. Das Regiment Arnolds, das im Elsaß stand, hat Marschbefehl bekommen und kehrt zurück nach Bayern. Die

Trennung der Liebenden wird dadurch räumlich erweitert, thatsächlich bleibt sie dieselbe. Sie sehen einander nicht, sie stehen nur in, freilich sehr eifrigem, schriftlichem Verkehr. Als Briefbote fungirt die Freundin — wie mir scheint, nicht ohne Wissen der Eltern. Die denken wohl: Schwärmt Euch aus, in solcher Art ist's ungefährlich; man wird ihrer müd'.

Meine Meinung aber ist, daß diese beiden thun werden, wie sie sagen, und einander treu bleiben, bis ans Ende. Gestern machte ich mich in denkbarst vorsichtiger Weise zu ihrem Anwalt — bei der Mutter; an den alten Chouan wollte ich erst später heran. Aber ich traf auf den unbeugsamsten Widerstand; — so einen sanften wohlüberlegten, gegen jeden Angriff gefeiten. Welche Kraft des Fanatismus in dieser schmächtigen, blassen Frau, deren Stimme sich nie über den Conversationston erhebt, deren Lippen ohne Beben dem Glück der armen Madeleine das Todesurtheil sprechen! Sie liebt ihr Kind, sie weiß, daß Arnold ein braver Mensch ist, aber zugeben, daß ihre Tochter die Frau eines Deutschen werde — o, da würde sie sich doch eben so gern auf den Pranger stellen und öffentlich brandmarken lassen.

Das nenn' ich einen gehörigen Rassenhaß! . . . Etwas Gräßliches wahrhaftig und Dummes obendrein, wie denn jeder Haß, der sich gegen Menschen wendet, statt gegen das Unrecht, das sie thun . . . Weise ist nur die Liebe — halte mir den kühnen Uebergang zu Gute,

ich bin mir des Mangels an Folgerichtigkeit in meinem Gedankengange sehr bewußt . . . Weise ist Irina, die dafür, daß sie nicht geliebt wurde, wie sie es erstrebt, Trost findet, indem sie sich lieben läßt. Weise ist Madeleine, die im Vollgefühl ihrer großartigen Empfindung eine höhere Befriedigung genießt als Mancher, dessen Leben eine Kette erfolggekrönter Liebesabenteuer war.

Unweise ist Elsbeth, unweise bin ich, mit meiner Selbstüberwindung, die so viel Verlogenheit in sich birgt.

Jede echte Liebe, sogar eine hoffnungslose, ist herrlich, erbärmlich und thöricht aber der Kleinmuth, der verzichtet.

„Wir Frauen haben nur die Liebe,“ sagt Irina. So hat denn Elsbeth — nichts.

Arme Elsbeth!

Lebe wohl und schreibe doch einmal wieder

Deinem treuen Edmund.

VII.

Edmund v. N. an Professor Erhard.

Wien, den 12. August 1875.

Mein verehrter Freund!

Dir schreiben, was ich vorhabe, fällt mir schwer. Es wird Dich empören, es wird Dir weh thun. Wenn Dich dieser Brief findet, mitten in einer fesselnden Arbeit, dann lege ihn weg und lies ihn erst am Abend, vor dem Einschlafen. Das ist der rechte Moment. Da bist Du in der unendlich wohlwollenden und versöhnlichen Stimmung,

die jeden guten Menschen ergreift, wenn er sich, zufrieden mit seinem Tagewerk, auf das Lager streckt und die angenehme Müdigkeit seiner Glieder, die köstliche Abgespanntheit seiner Nerven ihm eine vortreffliche Nacht verheißen . . . Dann nimm dieses Blatt zur Hand. So sanft wie die Traumseligkeit, welche Dich umfängt, wird Dein Urtheil sein; Du wirst denken: Sieh doch, seinem Verhängniß entgeht Keiner . . . Ei, ei! — Nun, Gott mit ihm. Nach Nowidworo denn . . .

Ja, nach Nowidworo, das ist das Ende vom Liede.

Ich will hintreten vor meinen alten Hans und will ihm sagen: Alles war vergeblich, die Flucht, die Trennung, der lange Kampf. Ich komme wieder als derselbe, der ich gegangen, nur daß ich erprobt habe, daß meine Liebe unüberwindlich ist. Habe ich nicht gethan, was ich konnte? Habe ich nicht sogar heirathen wollen? Danke ich's nicht ganz allein der Seelengröße Madeleines, daß der lügenhafte Bund nicht geschlossen wurde?

Mache mit mir, was Du willst, wirf mich hinaus, schieß' mich todt: ich verlange nur Eins: bevor Du es thust, frage Deine Frau, ob ihr damit ein Gefallen geschieht . . . Man muß doch auch an sie denken. — Haben wir einmal Phantasie, stellen wir uns vor, daß ich um ein Jahr früher nach Fiume gekommen wäre, sie kennen gelernt und heimgeführt hätte . . . Verzeih', verzeih', lieber Hans! Du bist ein Engel, und ich bin nur ein gewöhnlicher Sterblicher — aber Elsbeth wäre vielleicht mit mir glücklicher geworden als mit Dir . . .

Nicht wegen des geringeren Unterschieds im Alter, — was sind die Jahre! . . . Im Gemüthe wirst Du immer ein Jüngling bleiben. Wie oft kam ich mir, mit Dir verglichen, vor wie ein Greis.

Aber Du kennst die Frauen nicht, hast Dich nie mit ihnen befaßt, Du bist mit der Deinen wie der beste Vater . . . Ich, mein theurer, treuer Hans, ich würde wahrscheinlich trotz aller Anbetung weniger zart mit ihr umgehen als Du, ich würde sie mit Eifersucht quälen, aber es gäbe nichts, was mich je von dem Gedanken an sie ablenken könnte. Immer hätte ich in ihrer Gegenwart die Empfindung eines reicheren, erhöhten Lebens, immer sie in der meinen das Bewußtsein, eines anderen Menschen köstlichstes Gut, sein Um und Auf, sein Schicksal zu sein . . .

Ich würde sie nicht tage- und wochenlang allein lassen, und Nachmittags, wenn ich noch so müde aus der Wirthschaft nach Hause gekommen wäre, würde ich nicht einschlafen . . . und wenn ich mit ihr im Walde spazieren ginge, würde ich noch Sinn für Anderes haben, als für die Anzahl Raummeter, die der Holzschlag ergeben wird, und für den wahrscheinlichen Ertrag der Eichelmast . . .

Hans, mein väterlicher Freund! werfen wir einmal Alles über Bord: Vorurtheil, die sogenannten Gesetze der Ehre, und fragen wir uns, ob Du Dich nicht ebenso zufrieden fühlen würdest wie jetzt, wenn Du . . . nun, das ist wirklich schwer auszusprechen . . . wenn —

sagen wir, Elsbeth und ich Deine Kinder wären, Deine dankbaren, in Dir den Schöpfer ihres Glückes verehrenden Kinder . . .

Lieber Hans, was ist die Aufgabe des Menschenfreundes? Nach den schwachen Kräften, die ihm als Einzelnen gegeben sind, die Summe des auf Erden vorhandenen Leids zu vermindern, die des Glückes zu erhöhen. — Mathematisch, um mit Dir zu sprechen: Ich besitze etwas, das mir Freude macht = 6; doch kenne ich Einen, dem dieses selbe etwas Freude machen würde = 100 000. — Was thue ich, Menschenfreund? Ich schenke ihm den bewußten Gegenstand und erhöhe damit die Summe der Weltfreude um 99 994!

Etwas dergleichen habe ich einmal gethan. Ich hatte ein Bild, das jeden Kenner entzückte. Einen mir befreundeten Maler machte der Wunsch, es zu besitzen, halb verrückt. Er sann und träumte nichts Anderes; er meinte, es sein nennen zu dürfen, würde ihn beseligen und läutern und jede in seiner Künstlerseele noch schlummernde Kraft zur höchsten Entfaltung bringen.

Ich erwog das Glück, das ich diesem Menschen bereiten konnte, machte die bewußte Rechnung und — schenkte ihm das Bild.

O Freund, es handelte sich um eine bemalte Leinwand, die nichts davon wußte, ob der begeisterungstrunkene Blick eines Künstlers auf ihr ruhte, ob der meine es streifte mit flüchtigem Wohlgefallen.

Sie aber lebt, und, ich glaube es wenigstens, ist

mir gut. Eigenthümlich, daß sich meiner, je näher der Augenblick des Wiedersehens kommt, Zweifel bemächtigen, vielleicht begründete?

Nein doch, nein! — ich brauche mich nur der Nachmittage unter den Linden auf der Terrasse zu erinnern ... Ich las vor — Faust von Turgenjew ... Wie sie da horchte, mit welcher Spannung, wie sie mich ansah ... Am selben Abend entstand ein Gedicht, das natürlich verbrannt wurde, und das ich vergessen habe, bis auf die eine Strophe:

> Zu mir erhebt mit stummem Fragen,
> Dein dunkles Aug' sich unbewußt,
> Dieselbe tiefe Sehnsucht tragen
> Wir beide in verschwieg'ner Brust ...

So war es. Aber freilich, zu wem hätte sie auch die Augen erheben sollen? Mein Hans, ihr Hans, ich will sagen: unser Hans schlief oder schlummerte wenigstens ...

In zwei Tagen werde ich viel mehr wissen als heute. Ich schreibe Dir gleich, noch unter dem ersten Eindruck. Was steht mir bevor?

Dein Edmund.

VIII.

Professor Erhard an Freiherrn Hans v. B.

Korin, den 12. September 1875.

Euer Hochwohlgeboren!

Hochverehrter Herr Freiherr!

Für die Belästigung auf das Höflichste um gnädige Nachsicht bittend, wage ich es, Euer Hochwohlgeboren um

eine Kunde von meinem lieben Grafen zu bitten. Derselbe äußerte in seinem letzten Schreiben die Absicht, die Gegend von Fiume zu besuchen, und dürfte es bei dieser Gelegenheit schwerlich verabsäumt haben, Euer Hochwohlgeboren seine Aufwartung zu machen. Auf die Annahme dieses Falles hin darf ich vermuthen, daß es Euer freiherrlichen Gnaden bekannt sein dürfte, wohin unser theurer Reisender seine Schritte gelenkt, und dieser Vermuthung wieder entspringt das oben gestellte flehentliche Ersuchen.

Genehmigen Euer Hochwohlgeboren den Ausdruck der unbegrenzten Hochverehrung, mit welcher zeichnet

Euer Hochwohlgeboren

unterthänigster Diener

P. Erhard.

IX.

Hans v. B. an Professor Erhard.

Nowidwori, den 14. September 1875.

Euer Hochwürden

setzen mich in Bestürzung.

Unser lieber Edmund hat uns nach zweitägigem Aufenthalte verlassen, um geraden Weges heimzufahren nach Korin.

Sieht aus wie das Leben, ist prächtig. Er muß seinen Plan geändert haben, ich staune, daß er nichts davon schrieb.

Mit der inständigen Bitte, mir sein Eintreffen zu Hause telegraphisch bekannt zu geben,

Euer Hochwürden
tief ergebener Hans B.

X.

Edmund v. R. an Professor Erhard.

Abbazia, den 20. September 1875.

Lieber verehrter Freund!

Ich habe noch eine kleine Seefahrt unternommen, bin aber jetzt auf dem Heimwege; heftig regt sich in mir die Sehnsucht nach meinem Zuhause. Eines schönen Morgens wirst Du im Frühstückszimmer erscheinen, mit einem Schweinsledernen unter jedem Arme, und — plumps! da liegen die Folianten, Du hast sie fallen lassen, Du brauchst Deine beiden Hände, um sie vor Verwunderung über dem Kopfe zusammen zu schlagen und dann dem Freunde zu reichen, der Dir die seinen entgegenstreckt.

Freue Dich, Du Lieber und Getreuer! ich komme für lange Zeit.

Wenn Jahre zwischen heute und dem Tage lägen, an dem ich Dir zum letzten Male schrieb, eine größere Wandlung könnte mit mir nicht vorgegangen sein, ich bin, scheint mir — klug geworden.

Als ein ganzer Geck kam ich noch am Nachmittag des 14. August in Karlstadt an. Ich hatte im, natür-

lich reservirten, Coupé Toilette gemacht und gefiel mir selbst in meinem Knickerbocker und meinem englischen, helmförmigen Hut.

Auf dem Bahnhofe wartete der Wagen aus Nowidworo, der gelbe Phaeton, den Hans nur bei großen Gelegenheiten ausrücken läßt; vorgespannt war der Jucker-Viererzug, und auf dem Bocke prangte mein dicker, schweigsamer Freund Djuro.

„Pomez Bog," rief ich, und er erwiderte: „Ljubim ruka." Sein braunes Gesicht glänzte gleich einem blank gescheuerten Kupferkessel, und er lachte mich so vergnügt an, als ob ihm das verkörperte Trinkgeld entgegenträte.

Wir flogen schon ein Weilchen dahin zwischen rebenbepflanzten Hügeln und Geländen, als er sich besann, daß er etwas an mich zu bestellen habe und mir einen Brief in den Wagen reichte. — Von Hans. Sein gewöhnliches Riesenformat, der Inhalt drei Zeilen im Telegrammstil:

Willkommen! hochwillkommen, Du, mein Junge, Du! Erwarten Dich mit offenen Armen. Haben uns redlich nach Dir gesehnt.

Elsbeth und Hans.

Beide hatten unterschrieben.

Ich zerknüllte das Blatt und schleuderte es fort, denn es brannte wie eine Kohle in meiner geschlossenen Hand. Die Sonne brannte auch, der Himmel erstrahlte in feurigem Blau, zu eitel Fünkchen wurde der uns umwirbelnde Staub. Am Saume der großen Ebene

dunkelten die Wälder, erhoben sich die Spitzen der Okicer Gebirge.

Mit innigem Entzücken begrüßte ich sie . . . Die schönsten Bilder tauchten vor mir empor, holde Träume umfingen mich.

Mein Kutscher war plötzlich aufgestanden, schwang die Peitsche und schnalzte kräftig. Ein Leiterwagen, mit türkischem Weizen beladen, wackelte vor uns her. Die kleinen, mageren Pferde krochen nur so; ihr Lenker schlief, der Länge nach ausgestreckt, auf seiner Ernte. Djuros Peitschenknall weckte ihn, er fuhr empor, wich aus, und wir sausten weiter . . .

Das Gefühl ist nicht zu beschreiben, das mich ergriff, als ich die Schloßmauern von Nowidworo durch die Bäume des Gartens schimmern sah und bald jedes Fenster am Mansardendache unterschied.

Die Luft schien mir dünner und reiner zu werden, mein Herz war so leicht, der letzte Zweifel abgethan. Ich mußte mich zusammennehmen, um nicht laut aufzujubeln.

Beim steinernen Kreuze, wo der Weg sich abzweigt, der zwischen Wallnußbäumen gerade zum Schlosse führt, lenkte Djuro nach rechts, und wir fuhren längs des Gartenzauns dem zinnengekrönten Thürmchen in einer Ecke desselben, der sogenannten „Warte", zu.

Dort oben hatten Hans und Elsbeth gewiß gestanden und nach mir ausgespäht, und jetzt eilen sie die Treppe herab und zur Pforte zwischen den Pfeilern und

werden gleich heraustreten ... Wenn Sie zuerst kommt, dann ist's ein gutes Zeichen. —

Das Zeichen stimmte wohl —

Sie kam zuerst, weiß gekleidet, im reichen Schmuck ihrer dunkeln Haare, in ihrem ganzen Liebreiz — ein wenig blaß kam sie mir vor im ersten Augenblick.

Hinter ihr breitete sich's chamoisfarbig; ein paar Arme fochten sinnlos in der Luft herum und bemächtigten sich meiner, als ich aus dem Wagen sprang. Es waren die Arme meines alten Hans, und er drückte mich an seine Brust wie ein Bär. Seine Augen standen voll Thränen, alle seine Gesichtsmuskeln zitterten.

„Elserl,“ brachte er nach vielen vergeblichen Anstrengungen endlich heraus, „umarm' ihn auch — Du darfst, weil er da ist — — wenn er nicht da wäre, dürftest Du nicht,“ sprach er in warnendem Tone und zwinkerte mir voll Verständniß zu.

Auch seine Frau verstand diese allerdings sehr einfache Logik. Sie erröthete, eine tiefe Verwirrung malte sich in ihren Zügen, doch gelang es ihr bald, eine heitere Miene anzunehmen. Mit ihrer gewohnten, sanften Sicherheit blickte sie zuerst ihn, dann mich an und bot mir die Wange.

Ich küßte sie . . . das Unglaubliche geschah — ich küßte sie, und ob es mich auch durchzuckte vom Wirbel bis zu den Füßen, ob mir der Athem vergehen wollte — ich verlor meine Fassung nicht.

„Jetzt die Ueberraschung,“ sagte Hans zwischen

Weinen und Lachen . . . „Wir haben nämlich eine Ueberraschung . . . Du wirst Dich wundern.“

Mein lieber Freund, eine flüchtige Erinnerung an die Absicht, mit der ich gekommen, an die berühmte Rechnung, kam mir in den Sinn und mich überlief's.

Elsbeth nahm meinen Arm, sie drückte ihn herzlich mit ihrer Hand, Hans ging nebenher, klopfte mich von Zeit zu Zeit auf die Schulter und murmelte: „Du, mein Junge, Du!“ Er lobte und bewunderte Alles an mir, mein Aussehen, meinen Vollbart, meinen Anzug, und Elsbeth stimmte ihm bei, und wenn er sich wie ein sehr erfreuter Vater benahm, so hatte sie in ihrer Art und Weise gegen mich etwas entschieden Mütterliches.

Wir näherten uns dem schattigen Platze unter den Linden, den edlen, herrlichen, die am Rande der Wiese vor dem Schlosse stehen.

Dort habe ich ihr das Meisterwerk des großen russischen Erzählers vorgelesen, diese Bäume haben leise dazu gerauscht, auf der Bank unter dem mächtigsten von ihnen hat sie gesessen, mir gegenüber in sprachloser Ergriffenheit und mich angesehen mit jenem unvergeßlichen Blick . . .

Auf derselben Stelle, unter demselben Baum befand sich jetzt eine stattliche Frau, in halb städtischer, halb ländlicher Tracht, und neben ihr stand ein Korbwägelchen mit blauseidenem Dach.

„Spovo on?“ fragte Elsbeth.

„Sada isputge,“ antwortete die Frau.

Das heißt: „Schläft er?“ und: „Eben erwacht.“

Mein dummer Kopf hatte eine plötzliche Erleuchtung. Sie war so hell — zu hell — — sie schmerzte.

Elsbeth führte mich zu dem Wägelchen, hob die Schleier, die es verhüllten, und der Inhalt der kleinen Equipage kam zum Vorschein. Er hatte kugelrunde, rosige Wangen und dunkle Augen, machte Fäustchen, strampelte und war — mein Nebenbuhler.

Wie sie sich zu ihm herabneigte, gewann ihr Gesicht einen Ausdruck stiller, vollkommener Seligkeit, der mich sofort belehrte. Wenn je ein Funke Neigung für mich in ihrem Herzen erglomm — er ist erloschen. Der Athem dieses Kindleins hat ihn ausgeblasen.

Sein Vater warf sich in die Brust, kreuzte die Arme und betrachtete abwechselnd seinen Sohn und mich mit — glaube mir — fast gleicher Zärtlichkeit.

„Nun, mein Junge,“ rief er mich an, „was sagst Du? sag' etwas zu Deinem quasi Bruder.“

Aber ich konnte nichts sagen, ich war in den Anblick Elsbeths versunken.

„Wir Frauen,“ sagt Irina, „haben nur die Liebe,“ nun — Elsbeth ist reich.

Zwei Tage hielt ich es wacker aus bei ihr und ihm und dem Kinde, am dritten räumte ich dem Nebenbuhler das Feld. —

Die Frage, ob ich nicht auch ohne ihn von dannen gegangen wäre, wie ich ging, will ich einstweilen unerörtert lassen.

Auf Wiedersehen, Freund! Schalte und walte in meinem Hause, wie Dir's gefällt. Auch wenn ich nur durch eine Allee von Mumien in mein Zimmer gelangen kann — mir ist Alles recht und eines gewiß: Vorläufig interessire ich mich für keine Frau mehr, die nicht todt ist seit mindestens dreitausend Jahren.

„Galgenhumor," denkst Du, und irrst; es ist der ehrliche, sehr harmlose, der einem etwas verwundeten Herzen entströmt. Aber die Wunde schließt sich schon, bald giebt es ehrenvolle Narben.

Erwarte mich ohne Bangen, ich bin geheilt.

Dein Edmund.

Die Poesie des Unbewußten.

Novellchen in Correspondenzkarten.

1.

7. Juli.

Liebe Mama!

Das Schloß liegt auf einem Berge, der für unsere Gegend ein Montblanc wäre, hier aber, neben diesen Riesen, nur ein Kind von einem Berge ist. Gegen Osten hin öffnet sich ein grünes Thal; ein Bächlein durchrennt es, weiß wie gepeitschter Seifenschaum. Wenn ich auf den Balcon trete, rauscht ein Meer von grünen Wipfeln zu meinen Füßen. — Hör' ihnen zu, sie begrüßen Dich, sagte Albrecht. War das nicht nett? Mein Mann ist überhaupt so gut! Ich mache jetzt erst seine Bekanntschaft. Eigentlich hast Du mich mit einem fremden Herrn in die weite Welt reisen lassen.

Ich küsse Deine Hände, ich möchte Dir tausend zärtliche Dinge sagen, aber Du liebst das nicht, so sage ich denn nur: Lebewohl!

Deine Tochter.

2.

10. Juli.

Dank für Deinen theuren Brief; es ist doch grausam, daß ich, um ihn zu beantworten, nur eines der schönen Kärtchen benützen darf, die Du mir mitgegeben hast. Viel zu thun habe ich allerdings. Ich will auch eine Schloßfrau werden, wie meine Mutter, eine Stütze und ein Hort für meine ganze Umgebung. Freilich, Du bist schon lange die Gebieterin Deines Hauses, und ich muß mich erst an die Herrschaft gewöhnen. Albrecht mahnt mich oft: — Laß doch das Bitten weg! Der Oberst sagt zu seinen Soldaten: Vorwärts! Wenn er sagen würde: Ich bitte, vorwärts zu marschiren, bliebe wohl Mancher zurück. — Aber das ist doch nicht ganz dasselbe, nicht wahr, meine geliebte Mama? — Ich umarme Dich, ich lege mein ganzes Herz in — oder soll ich sagen, auf diese Karte?

3.

13. Juli.

Mein theures Kind, lasse es nur bei den Kärtchen bewenden, murre nicht gegen meine Anordnungen; daß ich im ersten Jahre Deiner Ehe durchaus keine langen Briefe von Dir erhalten will, das hat seine guten Gründe, die Dein Mann, der „fremde Herr“, der mir ein so gut bekannter ist, sicherlich würdigen wird, Du brauchst ihn nur danach zu fragen. Mit treuer Liebe

Deine Mutter.

4.

17. Juli.

Ich habe Albrecht Deine Karte gezeigt und ihn gefragt: — Weißt Du sie zu würdigen, diese Gründe? — Nun, Mama, er hat mich so ernsthaft angesehen, daß ich ganz bestürzt wurde. — Natürlich, war seine Antwort. O Mutter, ich fürchte, mein Mann versteht Dich besser als ich! Ich wagte nicht, ihn um eine Erklärung zu bitten, ich bin ihm gegenüber noch sehr befangen. Er spricht so wenig, er ist ein verschlossener Mensch: das Kennenlernen geht nicht so rasch, als ich anfangs dachte. Es ist doch etwas außerordentlich Imposantes um solch einen großen, schweigsamen Mann. Haben wir es denn genug erwogen, ob ich nicht zu gering für ihn bin, ich armes Ding, das in der Welt und von der Welt nichts weiß?

5.

22. Juli.

Ich soll trachten, ihn zu unterhalten! Ach, er hat sich mit mir noch nie so gelangweilt, als seitdem ich ihn zu unterhalten trachte. Tags über sehe ich ihn nicht, da ist er im Wald oder in der Fabrik. Er kommt erst zu Tische um sieben Uhr. Nach Tische raucht er und liest Zeitungen, und sodann beginnt das große Schweigen. Ein paar Mal befolgte ich Deinen Rath und brachte allerlei vor — von Büchern und solchen Sachen. Er hört mir geduldig zu, aber auf mein Ge-

schwätz zu antworten, ist ihm nicht der Mühe werth. Kein Wunder auch. — Ein Mann wie Er! Ein Kind wie ich!

6.

26. Juli.

Vor drei Tagen dachte ich: willst doch suchen, ihn ins Gespräch zu ziehen, und fragte ganz direct: Wallenstein oder Götz, welchen stellst Du höher? — Schwer zu bestimmen, sagte er, machte sein strenges Gesicht und sah aus wie Einer, der sich mit Gewalt auf Etwas besinnen will. Endlich sprach er: Ein Buch, das ich sehr gern habe, ist der siebenjährige Krieg, von Schiller. Kennst Du's? — Ich nicht, und Niemand kennt es. — Warum? — Weil es nicht existirt. — So? . . . Seine braunen Wangen wurden noch dunkler; das ist seine Art zu erröthen. Hat es ihn verdrossen, daß ich auf seinen Scherz nicht einging? Habe ich eine andere Albernheit begangen? Genug, er stand auf, machte eine Bemerkung über das Wetter und ging sogleich fort. Und seitdem geht er alle Abende fort, und ich sehe ihn fast gar nicht mehr. O hätte ich geschwiegen!

7.

26. Juli.

Liebe Schwester!

Es geht nicht, wie es gehen sollte. Meine Frau ist eine Vollkommenheit an Güte, an Verstand, an Gelehrsamkeit, in Allem und Jedem — viel zu hoch für

mich, und ihre Meinung von mir, auch viel zu hoch! . . .

Die Augen werden ihr aufgehen, und dann werde ich Alles verloren haben, ihre Liebe nämlich ist mir Alles, die sie mir auf Treu und Glauben geschenkt hat.

Es ist Jeder zu bedauern, der es mit seiner Frau schlecht getroffen hat; ich habe es zu gut getroffen und bin am allermeisten zu bedauern.

Albrecht.

8.

28. Juli.

Gestern machten Albrecht und ich einen Ritt durch das Thal. Es zieht sich lange schmal hin, breitet sich dann plötzlich aus und umfängt sammetne Wiesen und einen kleinen See, den unser Waldbach tränkt, am Ufer des See's liegt ein Garten, und in diesem ein allerliebstes Schlößchen. — Wem gehört das? Wer wohnt da? fragte ich. — Ein Graf Wiesenburg hat es bewohnt. — Hat? — Ja. Er starb vor Kurzem in Ems. Unverheirathet? — Nein. — Und seine Wittwe? — Nimmt ihren Aufenthalt im Auslande. — Und dieser reizende Besitz? — Steht leer; soll verkauft werden. — Steht nicht leer! Die Fahne weht vom Dache, die Gräfin wird angekommen sein . . . Da sah ich es, wie sehr man sich in Acht nehmen muß, ihm zu widersprechen, besonders — — Verzeih, ich lasse mir's heute wohl sein und nehme eine zweite Karte.

9.

(Fortsetzung.)

Besonders wenn er Unrecht behält, wie gestern, denn gar bald bestätigte ein Bäuerlein, das des Weges kam, meine Vermuthung: die Gräfin Blanca von Wiesenburg ist zurückgekehrt. — Siehst Du? rief ich. Albrecht schwieg, biß seinen Schnurrbart und peinigte sein Pferd. Ich konnte es endlich nicht mehr mit ansehen und sagte: Aber, Albrecht, der arme Fuchs! . . . Wäre diese Gräfin doch dort, wo das bekannteste aller Gewürze wächst.

Er warf mir einen Blick zu — — Mama, hört eine Frau jemals ganz auf, sich vor ihrem Mann zu fürchten?

10.

29. Juli.

Theure Mutter!

Ich habe erfahren, daß mein Vetter Hans wieder in M. ist und nach wie vor in den Fesseln der Frau von F. liegt. Willst Du ihn nicht zu Dir kommen lassen und ihm ins Gewissen reden? Du verstehst das. Du kannst ihm auch sagen, daß wir uns seiner schämen, Albrecht und ich. Albrecht begreift es nicht, wie ein Mann so ehrlos sein kann, der Frau eines Andern den Hof zu machen. Du hättest die Entrüstung sehen sollen, mit welcher er auf meine Frage: Begreifst Du's? entgegnete: Was würdest Du zu einem Manne sagen, der das gethan hätte? Ich konnte mich nicht genug beeilen, ihn zu beruhigen: Verachten würd' ich ihn! Er

ist ja ein Dieb und Betrüger und in allen Stunden ein Lügner!

— So ist es! So ist es! sprach Albrecht mit einem Ausdruck, den ich Dir nicht schildern kann. O Gott, wie edel muß man sein, um solchen Schmerz zu empfinden über die Schlechtigkeit der Andern. Ich stand auf, trat zu ihm und drückte einen Kuß auf seine ehrliche Stirn. Er kann aber Zärtlichkeitsausbrüche so wenig leiden wie Du, und auch das gefällt mir im Grunde. — Laß, laß, sagte er, und wandte sich ab.

11.

29. Juli.

Liebe Schwester!

Ich kann nicht fort, sonst hätte ich Dir schon meine Frau gebracht, es würde mich sehr freuen, wenn Du sie kennen lernen würdest, aber ich bin jetzt mein eigener Fabrikdirector, und dabei wird es noch eine Weile bleiben müssen. Schrecklich ist gewirthschaftet worden in den letzten verwünschten Jahren, das wäre aber Alles nichts, damit werde ich allein fertig, es ist etwas Anderes.

Daß Blanca im Schlößchen eingetroffen ist!!!

So hält die ihr Wort, und so ist Alles aus, wenn meine Frau das erfährt, Alles aus, und damit werde ich allein nicht fertig.

Liebe Schwester, laß den Reisewagen einspannen, setz' Dich hinein und komme. Albrecht.

12.

1. August.

Liebe Mama!

Die Schwester Albrechts hat uns mit ihrem Besuche überrascht. Sie ist um zehn Jahre älter als er, und ein Fräulein, und wird wohl auch nichts Anderes mehr werden. Sie ist groß und mager, sehr liebenswürdig, außerordentlich gescheit. Vor Zeiten muß sie wunderschön gewesen sein. Ihre Augen sind es noch, die sehen einen durch und durch. Sie macht gar nichts aus sich, ihre Haltung hat gewöhnlich etwas Nachlässiges; aber manchmal, plötzlich, scheint sie zum Bewußtsein ihres Selbst zu kommen — und da richtet sie sich auf . . . In solchen Augenblicken fühle ich mich neben ihr — eine Mücke. Meinem Albrecht ist wohl in ihrer Nähe. Nun ja, ein Mann wie er kann leicht aufrecht stehen neben jeder Superiorität.

13.

3. August.

Mein Mann spricht jetzt mehr als früher, und Emilie weiß immer, was er gemeint hat, wenn er auch etwas ganz Anderes sagt. (Denn er ist sehr zerstreut.) Er hat zum Beispiel in eigenthümlichem Zusammenhang den Orinoco genannt, oder Karl den Großen. Sie läßt sich dadurch nicht irre machen (wie ich mich neulich durch den siebenjährigen Krieg), sie nickt zustimmend: Ganz recht, Du meinst den Mississippi, oder: Ganz recht, Du

meinst Karl den Fünften. Und er sagt: Natürlich, und freut sich, daß man ihn so gut verstanden hat.

Ja, so mit ihm umzugehen, das muß ich eben lernen!

14.

4. August.

Meine Schwägerin ist noch am Tage ihrer Ankunft zur Gräfin Wiesenburg gefahren. Es war ihr darum zu thun, ein kleines Versäumniß Albrechts gut zu machen. Er vergaß nämlich, der Gräfin seine Heirath anzuzeigen, was sie übel genommen hat, wie es scheint. Emilie blieb lange aus, und mein Mann erwartete sie mit außerordentlicher Bangigkeit. Ich möchte mich einmal in Gefahr befinden, damit er sich auch um mich ängstige.

Als Emilie endlich zurückkam, merkte ich ihm viel weniger Freude an, als ich ihm früher Unruhe angemerkt hatte. Er fragte nur: Etwas ausgerichtet? — Eigentlich nein; Du mußt hinüber. Albrecht protestirte, und das freute mich; ein so außerordentliches Wesen seine Schwester auch ist, sie hat ihm doch nicht zu sagen: Du mußt!

15.

6. August.

Gräfin Blanca hat uns besucht. Denke Dir ein Schneewittchen mit blauen, melancholischen Augen, mit

gewellten, seidenen, aschblonden Haaren. Mein alter Musiklehrer (ich lasse ihn herzlichst grüßen) würde sagen: Eine harmonische Erscheinung. Ich war beim ersten Blick von ihr bezaubert, und sie — o Himmel, so lang' ich lebe, ist mir noch Niemand mit solcher Wärme entgegen gekommen! Sie ist eine eben so ausgezeichnete Person wie Emilie, und auch ihr Dasein war reich an Prüfungen; sie war unglücklich verheirathet, sie sagt es selbst, sie ist zutraulich wie ein Kind, obwohl sie schon dreißig Jahre alt sein soll. Wie traurig, daß ich die kaum gewonnene Freundin so bald wieder verlieren werde! Das Schlößchen ist verkauft, und Blanca nur hierher gekommen, um ihre Zelte abzubrechen.

16.

8. August.

Es ist merkwürdig bei uns, seit der Anwesenheit Blancas. Sie kommt oft zu mir, möchte mit mir allein sprechen. Ja! ob Albrecht und Emilie uns auch nur einen Augenblick verließen! Ich werde bewacht und behütet . . . man könnte es nicht anders treiben, wenn Blanca der böse Feind wäre, der auf mein Verderben sinnt. Ich bin nicht mißtrauisch, es geschieht aber Alles, um mich dazu zu machen.

17.

10. August.

Blanca muß einmal eine große Enttäuschung erlitten haben, sie spielt oft darauf an. — Es giebt keine

Treue in der Welt! sagte sie heute, und Emilie erwiderte: Das Gegentheil zu beweisen, steht Jedem frei. Er übe Treue, und sie wird in der Welt sein. Dabei leuchteten ihre Augen. Aber Blanca hielt den Blick aus (der mich blinzeln macht wie ein Blitz) und lächelte nur und sprach: Die Lehre mache ich mir zu Nutze. Ich führe meine Vorsätze treulich aus. Sie glauben doch nicht, daß ich hierher gekommen bin, um Gerümpel einpacken zu lassen? Ich bin gekommen, um Gericht zu halten, und das wird geschehen. — Nun lächelte auch Emilie, aber etwas säuerlich. Gericht halten, oder denunciren? — Wie Sie wollen. — Bei derlei Affairen erweist der Denunciant sich oft als Mitschuldiger. — Wer weiß, vielleicht ist ihm Alles, sogar die Begeisterung der Unschuldigen und Reinen, feil um die Wollust der Rache . . .

Das sind kindische Reden, aber die Damen führen sie mit einem Nachdruck, als ob hinter jedem Wort eine Armee von Gedanken versteckt wäre.

18.

12. August.

Habe ich Dir schon erzählt, daß Blanca ein Vergnügen darin findet, meinen Mann zu necken? Mich wundert nur, daß sie den Muth dazu hat. Ja, sie neckt ihn mit seiner . . . seiner zeitweiligen kleinen Gedächtnißschwäche. Sie behauptet auch, er hätte eine neue Ortho-

graphie erfunden. Beim Ordnen verschiedener Papiere (vermuthlich ihres Mannes) ist sie auf merkwürdige Schriftstücke gekommen, die sie mir zeigen will — wegen der Orthographie. Sie sagte das so sonderbar, ihre Art und Weise war so herausfordernd — schien Albrecht so peinlich zu berühren, daß es mich verdroß, und ich ausrief: Nur her, mit diesen Elaboraten! Ich will sie sehen! Ich habe ohnehin keine Ahnung von dem Styl meines Mannes, wir schrieben uns nicht während unseres kurzen Brautstandes. Nur her also! nur her! — Da fuhr er aber auf — mit einer unbegreiflichen Heftigkeit . . . Und diese Heftigkeit, und seine finstern, lauernden Mienen . . . Ich liebe ihn ja unaussprechlich, wenn das aber so fortgeht, werde ich ihn noch mehr fürchten als lieben, und das, Mama, — das wird ein Unglück sein.

19.

15. August.

Verehrte Schwiegermutter!

Ich bestätige mit ehrerbietigem Dank den richtigen Empfang der Correspondenzkarten meiner lieben Frau, und habe Ihre gute Meinung daraus ersehen. Es ist sehr schlimm, denn ich weiß nicht, was ich thun soll, damit sie nicht so vor mir erschrickt, wenn ich vor ihr erschrecke. Das Gewitter steht über meinem Hause, der Blitz wird gleich einschlagen. Sie wissen Alles, ich habe Ihnen pflichtgemäß Alles eingestanden, bevor ich

um Ihre Tochter, meine liebe Frau, bei Ihnen geworben habe . . . Meine Situation ist auf das Höchste gespannt — soll ich nicht abspannen? — auch Ihr Alles eingestehen?!

Sie wird mich verachten; rathen Sie mir! es wird Alles geschehen, nur mit Worten kann ich meine liebe Frau nicht täuschen, genug schon, zu viel, daß es mit Vertuschen geschieht.

Rathen Sie mir!!

20.

18. August.

Lieber Schwiegersohn!

Die Frage, ob Sie Alles gestehen sollen, haben Sie wohl nicht im Ernst gestellt, deshalb erspare ich mir die Beantwortung derselben; und was das Täuschen anbetrifft, so muß ich sagen, wenn Sie es nicht können, so trachten Sie es zu lernen, denn wie wollen Sie regieren, wenn Sie nicht täuschen können? Und, eine Frau nehmen, hat doch regieren wollen geheißen, seit die Welt steht.

21.

20. August.

Verehrte Schwiegermutter!

Verzeihen Sie, Sie irren sich. Ich habe es ernst gemeint, das mit dem Gestehen. Es ist nicht so curios, wie es aussieht, weil ich weiß, daß „man" nicht

ruhen wird, bevor „man" mich verrathen hat. Aber weil Sie es so nehmen, werde ich schweigen. Möge ich es nie bereuen, aber ich werde es bereuen.

Die Reue ist etwas Schreckliches.

Ich bin in ihren Krallen zum Feigling geworden. Könnte übrigens auch auf einmal andere Saiten aufziehen; meine Schwester hält mich ab, sonst hätte ich schon energische Maßregeln ergriffen.

22.

22. August.

Lieber Schwiegersohn!

Ihre Schwester hat Recht, energische Maßregeln sollen Sie nicht ergreifen, sondern in Gottesnamen, wenn man Sie verräth — sonderbar! ich meine eher sich — zugeben, daß Sie das Unglück gehabt haben, bei einer Kokette Glück zu haben, sogleich jedoch hinzusetzen, daß der Mann Rechenschaft zu verlangen hat von der Vergangenheit seiner Frau, diese aber nicht von der seinen, in Bezug auf Herzensangelegenheiten. Auf Argumente lassen Sie sich, wenn ich Ihnen rathen darf, nicht ein, das einzige „Es war von jeher so" ausgenommen, das allerdings schwach ist; aber in dieser Sache giebt es wenig starke, und so lange die schwachen gelten ... Wir wissen von den meisten Münzen, daß sie den Werth, den sie anzeigen, nicht besitzen —, daß sie jedoch allenthalben für denselben angenommen werden ... Sie verstehen mich.

23.

22. August.

Alles gut, mehr als gut. Wir waren im Schlößchen, um Abschied zu nehmen, Emilie und ich. Albrecht hatte versprochen uns nachzukommen, erschien aber nicht. Er hat wieder furchtbar viel zu thun, dachte ich, und entschuldigte ihn auch damit bei Blanca. Statt dessen — wir sind noch gar nicht lange auf der Rückfahrt begriffen, und wen erblicke ich? . . . Niemand anders als meinen Herrn Gemahl, der am Wege steht und nach uns (wäre ich ganz aufrichtig, ich sagte nach mir) auslugt, hoffend und harrend, wie eine männliche „Spinnerin am Kreuz". Als wir in seine Nähe kamen, springt er in den Wagen, sieht erst Emilien an, die ihm wie beruhigend zunickt und dann mich, und sagt so freudig: Also wieder da! Also glücklich wieder da! als ob ich unversehrt aus der Schlacht, oder von einem Ausflug zu den Menschenfressern heimgekehrt wäre. Was hast Du denn gefürchtet? fragte ich, der Weg ist ja gut und die Pferde sind sicher.

Da nahm er meine Hände in die seinen und sprach das geflügelte Wort: O mein Herz — lieben heißt fürchten!

24.

23. August.

Sie ist fort, leider fort, wie eine liebliche Erscheinung aufgetaucht und wieder verschwunden. In der

zwölften Stunde erwachte Albrechts Gewissen, und er fuhr nach der Eisenbahnstation, um Blanca ins Coupé ein Lebewohl nachzurufen. Er hat einen weiten Weg und kann vor Abend nicht zurück sein. Emilie ist zu Hause geblieben.

Ach, liebe Mama, sie glauben, ich merke nichts, während ich mich im Stillen königlich ergötze an allen ihren Schlichen! Albrecht ist nicht nach der Station gefahren, weil ihn danach verlangt, sich bei Blanca zu empfehlen, sondern weil er sich überzeugen will, ob sie auch wirklich fortreist. Emilie spaziert nicht zu ihrem Vergnügen längs der Terrasse auf und nieder, sondern um wie eine Schildwache zu patrouilliren — — — Und während alle diese weisen Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, ist das, was sie verhüten sollen — geschehen. Die Briefe Albrechts an den Grafen sind in meinen Händen. Ich habe sie! Ich habe sie!

Emilie ruft, ich will zu ihr. Lebewohl für jetzt. Mit der Nachmittagspost schicke ich noch eine Karte.

25.

23. August, Nachmittags.

Wie ich zu den Briefen kam, mußt Du hören. Ein kleiner Junge brachte mir ein Körbchen, gefüllt mit herrlichen Rosen. — Wer schickt das? fragte Emilie. — Der geistliche Herr. — Ja so! Nichts einleuchtender. Wir waren neulich vor dem Garten des Pfarrers stehen

geblieben und hatten seine Centifolien bewundert, und lauter Centifolien waren es, die, nachlässig hinein geworfen, das Körbchen füllten. Ich freue mich, trage die Blumen in mein Zimmer, um sie in Wasser zu setzen und, siehe da, unter ihnen verborgen liegt ein Zettel und ein versiegeltes Päckchen. Den Zettel schreibe ich Dir ab:

Die Auslieferung dieser Briefe an Sie kostet mich viel — Ihre gute Meinung. Je nun — ich bezahle den Preis, heimsen Sie den Vortheil ein. Das Leben überhaupt, die Ehe insbesondere, ist ein Kampf. Hier sind Waffen.

Blanca.

Im Augenblick, in dem sie für immer von uns scheidet, findet sie noch die Stimmung zu einem etwas boshaften Scherz. Es beweist allerdings eine starke Seele, und was sie da schreibt, ist ja recht geistreich; aber ein einfaches warmes Abschiedswort wäre mir doch lieber gewesen.

26.

24. August.

Meine geliebte Mutter!

Heute muß es ein Brief sein, und heute mußt Du es mir verzeihen.

Ich erzähle von Anfang an, obwohl nur das Ende interessant ist.

Albrecht kam gestern erst nach neun Uhr zurück.

Er hatte den Wagen vor dem Hofthor halten lassen und war schon ins Haus geeilt, während ich am Fenster stand und mich fürchtete, weil ein schweres Gewitter aufstieg. Da öffnet sich die Thür, und Albrecht stürzt herein. Ich erschrecke, stoße einen Schrei aus, und — er schreit auch: — Was ist? Was giebt's? Was hast Du? . . . Sieht sich im Zimmer um, sieht Alles mit einem Blick, auch die Rosen, die neben der Lampe auf dem Tische stehen, und ich, weil sein verstörtes Wesen mich ängstlich macht, plumpse sogleich heraus: — Blanca hat sie geschickt, Deine Briefe lagen dabei.

Er zuckte zusammen, wie ein verwundeter Hirsch, sprach kein Wort und fuhr mit beiden geballten Fäusten nach dem Kopf.

— Abrecht! Albrecht! rief ich, wie unrecht von Dir, wie schrecklich unrecht! — Nicht wahr? . . . Er stöhnte nur so, und ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß ich nicht in Thränen ausbrach über seinen Schmerz, sondern — freilich mit sehr beklommener Stimme — sagen konnte: — Wie unrecht, daß Du Geheimnisse vor mir haben, Dich mir nicht zeigen willst, wie Du bist, mit Deinem guten und braven Charakter und mit Deiner mangelhaften Orthographie!

— Du spottest, preßte er mühsam hervor, und ich entgegnete: — Dich verspotten? Weil Du nicht Zeit hattest, hinter den Büchern zu hocken? Ein Mann wie Du, der Besseres zu thun hat! O Lieber! warum mich täuschen wollen? Was liegt denn mir daran, ob Du

glaubst, daß die Inster im Nassauischen entspringt, und daß Catharina von Medicis die Frau Peters des Großen war? Wenn Du nur das sicher und gewiß weißt und festhältst, und nie vergissest, daß ich Deine einzige Freundin und Vertraute bin und sein muß ... — Auch sein willst? unterbrach er mich und schnappte nach Luft. — Willst? . . . Hab' ich da noch zu wollen? Bin ich nicht Deine Frau? — Und Er: — Das jetzt? Jetzt — nachdem Du gelesen hast — — Er deutete nach dem Päckchen und zitterte, wahrlich der ganze Mann zitterte, und es war sein Glück, sonst wäre ich ernstlich und unbarmherzig böse geworden. Aber weil er gar so beschämt und reuig aussah, sagte ich nur ein wenig vorwurfsvoll: — Gelesen? . . . Albrecht! wie kannst Du es glauben?

— So hast Du nicht? . . . hast nicht? . . .

— Ueberzeuge Dich, ob das Siegel unversehrt ist, gab ich, und diesmal recht trocken zur Antwort, und steckte ihm die Briefe in seine Brusttasche. — Und in Zukunft halte es nie mehr für möglich, daß ich wissentlich etwas thue, das Dir unlieb ist . . .

Nun kommt das Interessante! und daran werde ich denken, so lange ich lebe. Statt aufzufahren über meine harten Worte, wie ich erwarten mußte, statt dessen — — — Liebe Mutter, nie hat er vor mir gekniet, nicht als Bräutigam, nicht in der ersten Flitterwoche . . . In dem Augenblick aber — bevor ich mich besann, bevor ich's hindern konnte — da lag er zu meinen Füßen, mein

bester Mann, mein theurer Herr, und faltete seine Hände wie ein Betender. In seinen Augen glänzten große Thränen, und er rief und er flüsterte mit lautem Jubel, mit stillem Entzücken:

O mein Weib! mein Kind!

Oversberg.

Aus dem Tagebuche des Volontärs
Ferdinand Binder.

Einundsiebzig Jahre alt ist unser Herr General-inspector, aber wetterfest und unermüdlich, hart wie Stahl und scharf wie der Nordwind im December — und gescheit — und einen Blick! . . . „Wissen Sie, wie Sie sind, Herr Verwalter, oder Herr Förster, oder Herr Controlor?“ oder was der ist, mit dem er eben spricht. „So sind Sie!“ und dann sagt er's einem aufs Haar.

Bei mir, als ich ihm vorgestellt wurde, bald nach meinem Eintritt in die Oekonomieverwaltung hieß es: „Herr Binder, Kaufmannssohn aus Wien. Der Jüngste der Familie, Nesthäkchen, wohlhabend und wohl verhätschelt — wie?“

Das war am Abend des ersten Tages, den er damals in Neuhaus zubrachte auf seiner Inspectionsreise. Eine Woche später, beim Abschied, fragte er nicht mehr: „Wie?“ Da tranchirte er schon meinen inneren Menschen mit wahrem Hochgenuß und legte mich gleichsam mir selber vor. Ich wurde sehr roth und sprach: „Ich habe nicht gewußt, Herr Generalinspector, daß ich von Glas bin.“ Er schmunzelte, klopfte mir mit seinen langen, knochigen Fingern auf die Schulter, daß ich's bis in den



und seiner Ueber-

nd nun erhob sich
Tafel saß, schnee-

t genannt, doch
enn er hat nichts
ie der Pfeiler,
dem er seine
r Dechant mir
nd seine guten
ung begehren;
ten und Ver-
unserer Ge-

und brachte
Abwesende
te. Wenn
beladenen
lt. Der
rk knarrt
n rufen
rn und
naiver

Jubel
te den
ürsten

Ellbogen spürte, und nannte mich „Finaud“, eine Auszeichnung, zu der mir sämmtliche Herren gratulirten.

Seit meiner ersten Begegnung mit ihm haben wir noch zweimal die Ehre gehabt, ihn bei uns zu sehen. Im Herbste trifft er immer aus Böhmen ein, um die fürstlich Dehsdorfischen Domänen an der mährisch-schlesischen Grenze zu besichtigen, und uns Allen scheint, daß er mit den Leistungen der Forst- und Oekonomieverwaltung noch nie so einverstanden war wie dieses Mal. Beim Abschiedsdiner, im großen Saale des Amtshauses, kamen nur feine Sorten aus dem fürstlichen Schloßkeller auf den Tisch, und der Förster sagte mir:

„Nach der Qualität des Weines, den er uns vorsetzen läßt, ist die seiner Zufriedenheit mit den Erfolgen seiner Inspection zu bemessen. Danken Sie Gott, daß Sie nicht Anno 89 hier gewesen sind, als der Borkenkäfer in unseren schönsten Nadelholzbeständen gehaust. In jenem unvergeßlichen Jahre brachte der Inspector den Toast auf den Fürsten nach dem Rindfleisch statt nach dem Braten aus, und zwar mit Eigenbau — Sie können sich denken! Jetzt noch, meiner Treu, jetzt noch, wenn mir etwas Unangenehmes passirt, kommt mir der Geschmack in den Mund.“

Nun, heute konnte der Förster sich gütlich thun, schon vor dem großen Augenblick, in dem der Herr Generalinspector aufstand, in seiner großen ungewöhnlichen Höhe und Schmalheit, und seinen halb gefüllten Champagnerkelch auf das Wohl des Fürsten leerte, ungern

genug, denn er ist seinem Geschmack und seiner Ueberzeugung nach Wassertrinker.

Wir stimmten in sein Hoch ein, und nun erhob sich der Herr Dechant, der zu Häupten der Tafel saß, schneeweiß und stattlich.

Ein Pfeiler der Kirche wird er oft genannt, doch scheint mir diese Bezeichnung unrichtig, denn er hat nichts Steinernes und nichts Ausschließendes wie der Pfeiler, dem es nur um das Eine zu thun ist, dem er seine Stütze verleiht. Viel eher kommt der Herr Dechant mir vor wie ein Baum, der seinen Schatten und seine guten Früchte Allen reichlich spendet, die nach Labung begehren; ja seine Zweige sogar über die Ausgestoßenen und Verfehmten breitet, deren es auch giebt in unserer Gemeinde.

Der Dechant, wie gesagt, erhob sich und brachte einen Toast auf die Anwesenden aus, die dabei Abwesende wurden (im Geiste), weil's gar so lange dauerte. Wenn der Dechant spricht, seh' ich immer einen schwer beladenen Wagen vor mir, der den Berg hinauf rumpelt. Der Fuhrmann schläft, die Pferde duseln, das Holzwerk knarrt und stöhnt — man gäb' was drum, wenn man rufen dürfte: Hü! — Er aber hört sich natürlich gern und schaut nach jedem Satz im Kreise herum mit sehr naiver und sehr harmloser Selbstzufriedenheit.

Als er endlich geschlossen hatte, und wir in Jubel darüber ausbrachen, nahm er wieder Platz und fragte den Herrn Inspector: „Haben Sie meinen lieben Fürsten

kürzlich gesehen, ist er recht wohl? — Und die liebe Fürstin, und die lieben, lieben Kindlein auch? Kommt er bald, wie er mir mittels lieber Correspondenzkarte vom 3. April versprochen hat?"

Der Inspector beantwortete Alles mit Ja, bestellte die schönsten Grüße und setzte hinzu: „Er läßt Ihnen auch sagen, daß er einen alten Freund betrauert, den Herrn Oversberg."

„Oversberg?"

„Erinnern sich seiner nicht mehr? Vor zehn Jahren war er hier mit dem Fürsten. Die Freundlichkeit selbst; sich immer bedankt für jeden Gruß und für jeden Guten Morgen und Guten Abend, den man ihm gewünscht hat: Danke schön, danke verbindlichst, und den Hut gezogen vor jedem Tagelöhner."

„Ich weiß schon, ich weiß schon, ich hab' ihn schon!" rief der Oberförster plötzlich, und sein Gelächter durchschmetterte den Saal wie Cimbelschlag und Paukenschall: „Er war da mehrmals mit auf der Jagd. Sein Gewehr, das hat er getragen wie eine Guitarre. Ich habe Ihnen noch gesagt, Herr Verwalter: Ich bin neugierig, was er uns da aufspielen wird, und Sie haben noch gesagt: Ich auch."

„Schau, schau," versetzte der Verwalter, ein guter, alter Herr, der seine kurzen Reden immer mit „und" beschließt. „Ja, man sagt so manches — und, und." Wir warteten ein Weilchen, es war aber schon aus. Ohne das geringste Bedürfniß, noch etwas hinzuzusetzen, wies

er schweigend den Kragen seiner lichtgelben Galaweste, der mit tückischer Hartnäckigkeit zu den Ohren seines Eigenthümers emporstrebte, an den einem Westenkragen gebührenden Platz zurück.

„Ein Jäger war er nicht, nein, aber ein Schütz," begann mein Nachbar, der kleine, lebhafte Förster, der einen semmelfarbigen, so üppigen Haar- und Bartwuchs hat, daß sich jeder Pintscher vor ihm verstecken kann. — „Dreimal hab' ich ihn anlegen gesehen, zweimal auf Marder, einmal auf ein Wiesel, und mir gedacht: Sapperment, was aufsteht, liegt."

„Auf das Schädliche mag er geschossen haben," sagte der Inspector, „mit Hasenblut hat er seine Hände nie befleckt, und zwar — aus Nächstenliebe."

Wieder ließ der Oberförster sein Gelächter ertönen, der Dechant aber schüttelte bedächtig den Kopf:

„Ich muß um Entschuldigung bitten, meine Herren; Herr Albrecht Oversberg war durchaus kein Hase. Ich besinne mich seiner jetzt deutlich und deutlicher. Die Umgebung, in welcher er vor mein inneres Auge tritt, bilden Rauch und Flammen. Aber nicht als der Höllenfürst erscheint er mir, sondern als ein guter, stiller Engel. Und stehen sehe ich ihn auf der Feuerspritze neben dem Commandanten der Feuerwehr, unserem zur Zeit in Gott ruhenden Herrn Bäckermeister Lepitcek. — An jenem Tage schrie dieser Gute wohl aus Leibeskräften, hatte aber seine Geistesgegenwart durchaus eingebüßt. Ihm wurde später die Rettung des halben Dorfes bei dem furchtbaren

Brande als sein Verdienst zugeschrieben. Indessen war es einzig und allein dasjenige des Herrn Oversberg."

„Herr Dechant," fiel der Inspector ihm ins Wort, „weil ich Ihnen erzähle, daß der Fürst an dem Oversberg einen Narren gefressen hat, avancirt der bei Ihnen gleich zu etwas Rechtem."

Der Greis sah ihn vorwurfsvoll an und sagte halb im Ernst und halb im Scherze: „Was hat er Ihnen gethan? Gestehen Sie's."

„Mir nichts und Niemandem. Unterhalten höchstens hat er mich, war für mich ein Räthsel, das lösen zu wollen mir nie eingefallen ist."

„Ein Räthsel Ihnen, einem solchen Menschenkenner? — Das machen Sie uns nicht weis."

„Bei dem Oversberg, Hochwürden, hat meine Menschenkenntniß mich sitzen lassen. In den konnte ich mich nicht hineindenken. — Und Sie, meine Herren, könnten Sie's? Können Sie sich vorstellen, daß ein Mann das Factotum abgiebt auf einem Gute, das früher (freilich nicht lange) sein war, und die rechte Hand des neuen Herrn wird? Und wer ist Ihnen der? Der angetraute Gatte der ehemaligen Braut desselben ‚Mannes'. — Einer vielgeliebten Braut, nota bene."

Nein, wahrlich, Keiner von uns konnte sich da hineindenken. Es hätte sich sogar Jeder verachtet, der im Stande gewesen wäre, seine werthe Persönlichkeit in eine solche Lage zu versetzen. Darauf schworen wir.

Der Dechant jedoch wollte erst hören, wie das Ver-

hältniß, von dem die Rede war, sich gebildet hatte, bevor er sein Urtheil darüber aussprach.

„Wie sich's gebildet hat? — Wenn ich auf den Uranfang zurück muß, komme ich auf den Onkel, von dem Oversberg das Gut Siebenschloß geerbt hat. Das ist nicht wenig langweilig, melde ich Ihnen im voraus.“

Er musterte uns durch die Bank Einen nach dem Andern, und erquickte sich ein Weilchen an dem niederschlagenden Eindruck, den seine Verheißung gemacht, dann fuhr er fort: „Ich habe ihn gut gekannt. Siebenschloß grenzt an die fürstlichen Güter in Böhmen, die ich damals schon unter der Leitung meines Vaters verwaltete. Er war — der Onkel Oversberg nämlich — ein einsamer, alter Junggeselle, ein Gelehrter. In welchem Fach glauben Sie? — im Käferfach. Sammlungen einen ganzen Saal voll hat er gehabt. Dazu die Cataloge verfaßt und weitläufige Correspondenz geführt mit in- und ausländischen Berufsgenossen und wissenschaftlichen Vereinen. Viele Jahre allein, bis er brieflich auf einen längst vergessenen Jugendfreund stieß, einen pensionirten Oberstleutnant. Der bewegte sich in den Schmetterlingen. Seliges Wiederfinden! der Gedanke, einander neuerlich zu verlieren, ausgeschlossen. — Eine Viertelstunde weit vom Herrenhaus steht eine verlassene Mühle, an einem einst wasserreichen, jetzt nur noch schwach rieselnden Bach. Blumige Wiese, Erlen und Weiden, hinter dem Hause ein Wäldchen, an dessen Saum eine Eiche.

Sehen muß sie der Deutsche, um zuzugeben, daß so was vorkommen kann in mährischen Landen. Die Mühle wird adaptirt, restaurirt, kriegt ein Thürmchen aufgesetzt, dürfte sich für ein Schlößchen ausgeben, wenn sie wollte, und wird auch so getauft."

„Genannt," warf der Dechant dazwischen.

„— Der Oberstleutnant zieht ein mit seinen todten Schmetterlingen, mit einem großen Porträt seiner seligen Frau Gemahlin und mit seiner lebensprühenden Tochter Lene. Ein Bild von einem Fräulein, und elegant sage ich Ihnen — immer in Spitzen; verdreht Männlein und Weiblein die Köpfe, den ersten durch ihre Schönheit, den zweiten durch ihre Toiletten. Reger Verkehr entspinnt sich zwischen dem Käferonkel und dem Schmetterlings-Oberstleutnant. In Bälde wird Albrecht Oversberg nach Siebenschloß citirt. Eine Ehre, die ihm selten widerfährt. Könige und alte Junggesellen mögen ihre Erben nicht. Aber die Freunde haben ihren Plan. Albrecht soll sich in Lene verlieben und vice verso."

„Versa," berichtigte der Dechant, worauf der Inspector sein spöttisches Räuspern vernehmen ließ, das nichts anderes heißt als: — Wenn Sie glauben, daß ich Sie um Ihre Kenntnisse beneide — und weiter erzählte:

„Das war in den Osterferien. Onkel Oversberg, müssen Sie wissen, hatte den Neffen in Anwartschaft auf das berühmte Erbe Oekonomie studiren lassen, ihm aber keine Gelegenheit gegeben, die erworbene Weisheit prak-

tisch anzuwenden. So war Albrecht mit unzureichenden Mitteln einen Pacht eingegangen, bei dem er sein bischen Eigenes einbüßte. Später wurde er Professor an einer Oekonomieschule."

„Richtig!" rief der Oberförster. „Derjenige, welcher bei der Praxis abgeblitzt ist, sucht sein Glück bei der Theorie," und der Inspector versetzte:

„Wo immer er früher sein Glück gesucht, jetzt hatte er's gefunden. Es lachte ihn an aus den Augen des Fräuleins Lene, und sprach zu ihm aus dem Munde des Onkels. Er soll das Fräulein heirathen, Siebenschloß übernehmen; der Oberstleutnant behält den ihm lieb gewordenen Wohnsitz, die Freunde bleiben bei einander und Vater und Tochter auch. — Alles rollte wie auf Rädchen, die Alten jubilirten, die Verlobung wurde gefeiert. Wir waren auch geladen, mein Vater und ich, und halfen redlich mit, die Braut anschwärmen. Natürlich, sie war danach. ‚Moosrosenknospe‘, nannte sie mein Nachbar zur Linken, ‚Morgenröthe‘ mein Nachbar zur Rechten. Der glückliche Unglückliche aber, der Bräutigam, mußte sich nach empfangenem Verlobungskuß und getauschtem Treueschwur losreißen und nach seiner Hochschule zurückkehren, um seinen Cours zu Ende zu lesen. Zur Trauung sollte er wieder in Siebenschloß eintreffen. Indessen — was geschieht? Es zeigt sich, daß die Vertiefung ins Schmetterlingsfach dem Menschenverstand weniger abträglich ist als die ins Käferfach. Der Oberstleutnant fängt Ihnen nach und nach an zu merken, daß

es nicht recht geheuer ist mit der Wirthschaft auf dem Gute. Sie ist unter der fünfzigjährigen Regierung eines Gelehrten auf eine schiefe Ebene gerathen und rutscht abwärts, langsam, aber sicher. — Was thun? . . . . ‚Oeffnen Sie ihm die Augen, Sie sind praktische Oekonomen‘, sagt der Oberstleutnant, auf das Aeußerste bekümmert, zu meinem Vater und mir. ‚Helfen Sie, reden Sie mit ihm!‘ — Wir reden. Er ist wie ein Bock. Warten sollen wir, bis sein Neffe kommt, der hat studirt, der wird's uns zeigen, bei dem können wir in die Schule gehen. Das war Alles sehr fein gegeben, und wir haben gleichfalls fein replicirt, daß wir jede Gelegenheit, etwas zu lernen, gern ergreifen. Keine sechs Wochen später starb der alte Oversberg nach kurzer Krankheit. Sein Neffe kam zum Begräbniß und war so ergriffen, daß wir meinten: Dem hat am Ende ein guter Freund verrathen, wie's bestellt ist mit seiner Erbschaft. Aber nein, das dämmerte ihm erst auf, als er sie antrat.

„Was wahr ist, ist wahr; er hat nicht gesucht, sich ein X für ein U vorzumachen, nicht lange herumgewackelt zwischen dem ersten Zweifel und dem letzten — zu mir gesagt: ‚Sie kennen die Verhältnisse. Wie steh' ich. Ich will es wissen.‘ — Da habe ich ihn sich selbst von Allem überzeugen lassen durch den Augenschein, und er ist natürlich von einer unangenehmen Ueberraschung in die andere gerathen; und gänzlich niedergebrochen in der Kanzlei, beim Addiren der Rück- und Ausstände. Auf

einmal legte er die Feder hin, stemmte die Ellbogen auf den Tisch, drückte das Gesicht in die Hände und blieb in dieser Position, bis ich ihn endlich mahnte: ‚Nun, Herr Oversberg, belieben Ihren Gedanken Audienz zu geben?‘ Er guckt auf, schaut herum ganz verloren, ich rufe ihn an: ‚Kommen Sie zu sich, wo sind Sie?‘ Nun hat er ein Lächeln von besonderer Art gehabt, das ihm geblieben ist bis an sein Ende: ‚Ich war bei einem Leichenbegängniß,‘ giebt er zur Antwort — ‚welch' ein Trauerzug — unübersehbar — — ich habe meine Hoffnungen begraben.‘

„Was er sagen wollte, war nicht mißzuverstehen, und ich freute mich, daß er's von selbst begriff: Kein Geld, keine Braut. Die Temperaturveränderung im Benehmen des Oberstleutnants gegen ihn konnte ihm, trotz aller seiner Unschuld in solchen Dingen, nicht entgehen, und er hatte sich ferngehalten von dem Schlößchen auf der Wiese während der ganzen Zeit, die wir brauchten, um ins Reine zu kommen über den Stand seiner Angelegenheiten.

„‚Was wird er jetzt wohl anfangen?‘ dachte ich mir, wollte ihn aber nicht fragen.

„Am nächsten Tage, es war um Johanni und sehr heiß, trieb mich die Neugierde wieder zu ihm. Unterwegs, in der Nähe seiner Wohnung, traf ich den Oberstleutnant und seine Tochter, die von der Schmetterlingsjagd heimkehrten. Er hatte ein paar Schwalbenschwänze auf dem Hut stecken, sie trug ein Spiritusfläschlein und

einen Pinsel, um den Gefangenen damit auf die Köpfe zu tropfen, weil sie es nicht leiden konnte, das Ungeziefer an der Nadel zucken und flattern zu sehen.

„Der Oberstleutnant winkte und rief mir schon von Weitem zu, sehr aufgeregt, wie er seit einiger Zeit immer war: ‚Guten Nachmittag! Kommen Sie, kommen Sie, machen wir eine!‘

„Eine Partie Domino, meinte er. Ich sagte, daß ich bereit sei, und folgte ihm ins Haus. Das Fräulein jedoch schickte er fort, mit vielerlei Aufträgen. Würde sie Allem nachgekommen sein, bis zum Abend hätte sie zu thun gehabt.

„Nun, wir setzten uns hin und spielten.

„Mein Gegner war nicht bei der Sache, verlor nacheinander zwei Partien und stand im Begriff, auch die dritte zu verlieren. Er beugte seinen breiten Nacken, stützte seine Arme in die Seiten, schnaubte und zog die niedere Stirn in Falten, und hinter der saß Ihnen ein Eigensinn, ein unglaublicher, kein eiserner, sondern der von der unüberwindlichen, der zähen Art."

„Wenn man diese Beschreibung hört, denkt man: der reine Cyklop," sprach der Dechant, und der Inspector ärgerlich über die Unterbrechung, versetzte:

„Kenn das Thier nicht."

Er protzte einmal gern damit, daß er fremd war auf humanistischem Gebiete. Auch früher habe ich schon bemerkt, daß Gelehrte oft weniger stolz sind auf ihr Wissen, als Ungelehrte auf ihre Unwissenheit.

„Gut also,“ fuhr der Inspector fort. „Glauben Sie mir — nicht, daß ich es jetzt sage, nein, damals, wie ich mir ihn recht betrachte, denke ich, er könnt' einem Angst machen, der Mann mit seiner Aufgedunsenheit und seinem kurzen Athem. Früher war mir das nicht so aufgefallen, und verändert hat er sich ja seit dem Tode seines Freundes, und seitdem die Aussichten auf eine gute Partie für das Fräulein Tochter verschwunden sind. Ist doch ein alter Mann, und gar viel dürfte über ihn nicht kommen, sonst wär's gefehlt — den Eindruck machte er mir. — Daß sein Appetit fort ist, giebt er selbst zu, und die halben Nächte schreibt er — er, dem das Schreiben — oder wie er sich ausdrückt: das Herumkratzen mit einem Stückchen Eisen auf dem Papier — Zähneknirschen macht. Und am Morgen trägt er selbst rekommandirte Briefe an seinen Vetter in Wien auf die Post und holt auch selbst die eintreffenden Antworten ab.

„Er stierte noch immer rathlos seine Steine an. Ich unterdessen sah von meinem Platze aus durch das Fenster und erblickte Ihnen unten auf dem Fußsteig am Wiesenrande den geehrten Herrn Oversberg. Er schreitet einher, langsam, aber ohne sich aufzuhalten.“

Da interpellirte ich den Herrn Inspector: „Darf ich fragen, ist er ein hübscher Mensch gewesen? Wie hat er ausgesehen?“

„Wie soll er ausgesehen haben? Nicht groß und nicht klein, nicht dick und nicht dünn; blaue Augen,

braune Haare, braunen Backen- und Schnurrbart, das Gesicht, trotz seiner einunddreißig Jahre, noch wie Milch und Blut. An dem Tage mehr wie Milch, und zwar wie gestockte. Gut denn. Der Oberstleutnant streckt endlich die Hand aus und setzt seinen Stein an — ich will eben den meinen, meinen letzten, umschlagen — Domino hätte ich gemacht, da klopft es an die Thür, und Oversberg tritt ein. Er schien nicht gerade besonders angenehm überrascht, mich da zu finden, begrüßte mich ebenso kühl, wie er den Oberstleutnant warm und gerührt begrüßte, worauf ich Miene machte, mich aus Discretion zu empfehlen.

„Aber der Alte hielt mich fest: ‚Bleiben Sie, bleiben Sie! Wir haben keine Geheimnisse, Herr Oversberg und ich. Was Herr Oversberg mir sagen kommt, darf die ganze Welt wissen. Wohl, wohl. Nehmen Sie Platz, Herr Oversberg!‘

„So giebt er ihm einen Herrn Oversberg nach dem andern, und mit dem: Herr Schwiegersohn, und: Lieber Herr Sohn, ist es aus.

„Mein guter Oversberg ging sofort auf den Ton ein, was blieb ihm übrig? ‚Sie wissen Alles, Herr Oberstleutnant,‘ sagte er. ‚Sie sind genau unterrichtet von der in meinen Verhältnissen eingetretenen Wendung.‘

„— ‚Wendung, ja, das ist es,‘ — dieses Ausdrucks bemächtigte sich der Oberstleutnant mit großer Geschwindigkeit. — ‚Eine Wendung zieht die andere nach, und so stehen wir nicht mehr wie früher, leider, leider. Ich

bedaure — besonders wegen meiner Tochter. — Was uns betrifft, uns Männer, Gott im Himmel, ich habe meine Dorothea verloren und lebe, und kann mich freuen über einen Schmetterling. Sie werden sich also hineinfinden; aber auch sie wird sich hineinfinden, wohl, wohl, in das Unabänderliche.'

„‚Das Fräulein zu sprechen wünsche er doch sehnlich,' erwiderte Oversberg. ‚Wenn er auch Siebenschloß nicht behaupten könne, ganz mittellos sei er nicht. Die Möglichkeit, das Gut nach seinem vollen Werthe zu verkaufen und im Besitz eines kleinen Vermögens zu bleiben, habe sich ihm geboten.' Er zog einen Brief aus der Brusttasche und überreichte ihn dem Oberstleutnant. Der setzte den Zwicker auf die äußerste Spitze seiner kleinen Nase, denn nur da fand dieser einen Halt, und las halblaut vor, was sein Vetter, Herr Theodor von Siegshofen, ein reicher Großhändler in Wien, an Oversberg schrieb. In Schlangenwindungen kam er heran. Ein kurzer Aufenthalt, den er im vorigen Sommer bei seinem lieben Verwandten, dem Oberstleutnant in Siebenschloß genommen, war ihm unvergeßlich. Die Luft so gesund, die Gegend so sympathisch. Er hatte allerdings keine Ahnung, ob Herr Oversberg daran denke, sich von dem Besitze zu trennen. In dem, wenn auch nicht wahrscheinlichen, aber doch möglichen Falle jedoch, daß er sich heute oder morgen, oder übers Jahr dazu geneigt fände, bäte er ihn, sich seiner als Eines ihm im Wort Stehenden zu erinnern.

„Davon, daß der Großhändler seinen Besuch beim Oberstleutnant in Begleitung seines Sohnes abgestattet, und daß dieser einzige, vielgeliebte Sohn sich sterblich in Fräulein Lene verliebt hatte und sie mit zärtlichen Briefen bombardirte, davon stand in dem väterlichen Schreiben natürlich nichts. Und wenn auch etwas gestanden hätte, mein guter, guter Oversberg würde doch nichts gemerkt haben."

Wir lachten, am lautesten aber lachte der Controlor, der — ich wette darauf, selbst nichts merkte von einem Zusammenhang zwischen dem Besuche des Herrn von Siegshofen in Siebenschloß und diesem Briefe.

„Ich konnte," begann der Inspector von Neuem, „mich nicht enthalten, zu sagen: ‚Dieser Antrag kommt a tempo; merkwürdig a tempo!'

„Den Oberstleutnant befiel eine kleine Verlegenheit, er wetzte auf seinem Sessel hin und her und sprach: ‚Wohl, wohl. Jetzt aber heißt's überlegen. Was werden Sie antworten?' — ‚Ich habe geantwortet.' — ‚Sie haben?' — ‚Worauf denn warten?' — ‚Nun,' meinte ich, ‚schimmlig wäre Ihnen in acht Tagen die Sache nicht worden, und einem Kaufmann solche Eile zeigen . . . Klugsein ist anders.'

„‚Ganz recht, aber — Jeder kann, was er kann, nicht mehr, nicht um das Geringste mehr. Ich kann die Ungewißheit nicht ertragen, ich muß mir die Wenn und Vielleicht abgewöhnen, die machen mich irre!' Indessen — immer sanftmüthig und durchaus nicht wie

einer, der ‚irre‘ ist — wandte er sich an den Oberstleutnant: ‚Ich habe Herrn von Siegshofen Siebenschloß angetragen (angetragen auch noch!) um einmalhundertfünfzigtausend Gulden. Giebt er sie, und das kann man geben, dann bleiben mir nach meiner Berechnung zwanzigtausend Gulden, eher mehr als weniger.‘

„‚Zwanzigtausend Gulden?‘ wiederholte der Alte in einer Art, wie wenn das ein Pfifferling wäre, den er für seine Person nicht einmal mit einem Hölzchen anrühren würde. Dann gab er Redensarten von sich, Versicherungen größter Hochachtung, tiefgefühlten Bedauerns, ewiger Dankbarkeit, stand auf und machte mit der Hand, die stark zitterte, eine entlassende Gebärde. Er hätte ihn um Alles gern draußen gehabt, bevor die Tochter zurückkam. Aber das war sogar von dem lieben Oversberg zu viel gefordert. — ‚Sehen möchte er sie doch noch,‘ wiederholte er, gleichfalls aufstehend, als der höfliche Mann, der er war. Der alte Herr, ganz puterroth, legte sich aufs Bitten:

„‚Machen Sie ihr das Herz nicht schwer, sehen Sie — wozu wohl? . . . Geschieden muß sein.‘ — ‚Herr Oberstleutnant, ich möchte das, wie schon gesagt, aus ihrem eigenen Munde hören.‘ — ‚Als ob sie etwas dreinzureden hätte . . . Sie hat nichts dreinzureden, sie ist siebzehn.‘

„Da wurde Oversberg etwas entrüstet: ‚Wenn alt genug, um ein vor Gott und den Menschen fürs Leben bindendes Ja zu sprechen, doch wahrlich auch alt genug, um

ein Nein zu sagen, das nur er allein gelten zu lassen braucht,' sagt er; und wenn er schon ihr Ja nicht hören soll, ihr Nein will er hören. Darauf besteht er, merkt nicht, daß der Oberstleutnant bereits am ganzen Körper zittert, alle Farben spielt und aussieht zum Erschrecken. Nun, daß man Widerspruch erfahren kann, hat er längst vergessen. Die Schmetterlinge widersprechen nicht, die Tochter auch nicht, die thut, was sie mag und hält den Mund. Die alten Leute vertragen ein Zuwiderhandeln besser als ein Zuwidersprechen. Plötzlich senkt der Oberstleutnant die Stimme, und Oversberg ruft: ‚Da ist sie ja!' —

„In einem weißen Kleide, den großen, runden Hut in der Hand, die Haare mit einem rosenfarbigen Bande hinaufgebunden wie ein kleines Mädchen, kommt Fräulein Lene, roth und erhitzt, daher, und auf Oversberg zu mit helllichter Freude: ‚Albrecht,' sagt sie, ‚erinnern Sie sich einmal, daß Sie eine Braut haben? — Es ist Zeit. Ich habe wirklich geglaubt, Sie wollen nichts mehr von mir wissen!'

„Wenn sie das geglaubt hatte, als sie ihn sah, glaubte sie etwas Anderes. Mit einer Wonne blickte er sie an und mit einer Bewunderung! Und hatte im selben Moment Alles vergessen, außer daß sie da vor ihm stand, voll Jugend, Schönheit und Liebe, und daß er vierzehn Tage in ihrer Nähe zugebracht und ihren Anblick entbehrt hatte."

Hier beging der Oberförster eine Taktlosigkeit. Er

platzte heraus mit seiner plumpen Lacherei, zwirbelte seinen stichelhaarigen Knebelbart, seine Aeuglein blinkten unter den herabhängenden Brauen und den immer halb geschlossenen Augendeckeln weinselig hervor, und er kicherte: „Belieben zu gestehen, Herr Inspector, der Herr Inspector werden selbst in das schöne Fräulein verguckt gewesen sein?"

Unser Gestrenger nahm die Dummheit übel. Sein harter Blick schoß dem Oberförster ein: Sie Lümmel! mitten ins Gesicht. „Wir wollen von etwas Anderem sprechen," sagte er, und seine Lippen drückten sich fest und klamm zu, wie eine Kasse, die man absperrt.

Wir mußten lange bitten, bevor er sich wieder herbeiließ, das Wort zu nehmen:

„Der Oberstleutnant fuhr seine Tochter an: Wer sie gerufen habe und wie sie sich unterstehen könne, und augenblicklich solle sie sich auf ihr Zimmer begeben. Aber das Fräulein verhielt sich nicht anders, als wenn er chinesisch zu ihr gesprochen hätte. Mein guter Oversberg hingegen, wie er die Unerbittlichkeit des alten Herrn auch seiner Lene gegenüber sieht, gibt die letzte Hoffnung auf, nimmt sich zusammen so viel er kann und spricht: ‚Fräulein Lene, ich habe um Sie geworben, obwohl ich ja eigentlich zu alt für Sie bin — in der Ueberzeugung, daß ich Ihnen das Leben angenehm werde gestalten können. Das war ein Irrthum. Ich bin nicht nur zu alt, ich bin auch zu arm für Sie, und gebe Ihnen denn Ihr Wort zurück.‘

„— Ei, wie sie diese Erklärung aufgenommen hat! — wer das nicht gesehen hat — hat nichts gesehen. Das Erstaunen erst, das grenzenlose. Ihr Wort zurückgeben, er — ihr? . . . Steht die Welt auf dem Kopf? Giebt's keinen Verlaß, keine Treue mehr? — Und dann: ‚Haben Sie nur ein Wort von mir, habe ich nicht auch eines von Ihnen?' interpellirte ihn das junge Ding mit dem Anstand eines Staatsanwalts. ‚Fragen Sie doch, ob ich Ihnen das Ihre zurückgebe.'

„Viele Jahre sind darüber hingegangen — ich kann natürlich nicht jede einzelne Rede wiedergeben, wie sie gelautet hat, im Ganzen aber stimmt's. So vielerlei einem im Laufe des Lebens um die Ohren summt — es ist Unvergeßliches darunter. Der Kampf zum Beispiel, zu dem es damals kam zwischen Vater und Tochter.

„Der liebe Oversberg wankte anfangs hin und her. Sprach *sie*, gab er *ihm* recht, und umgekehrt, wie sich's für einen so extra edlen Menschen gehört, der immer trachten muß, ein Exempel für alle andern zu sein. Einmal bat er: ‚Fräulein Lene, fügen wir uns'; ein anderes Mal: ‚Vertrauen, Herr Oberstleutnant — etwas werth bin ich doch, ich werde mich emporringen.'

„Der Oberstleutnant sah entsetzlich aus, tauchte sein Sacktuch alle Augenblicke ins Lavoir und preßte sich's an die Stirn, und kam zuletzt in seiner Verzweiflung mit Allem heraus, was ihn schon lange gedrückt haben mochte. Er hatte darauf gerechnet, daß Oversberg, der Ehrenmann, seine Ansprüche auf die Hand des Fräuleins jetzt

aufgeben werde, und dieselbe dem jungen Siegshofen zugesagt. Ja, das hatte er gethan — er konnte sich nicht anders helfen. Die Obervormundschaftsbehörde verlangte von ihm zum — ich weiß nicht wievielten Mal — daß er Rechnung lege über das Vermögen, das seine Tochter von ihrer Mutter geerbt hat. Nun, er kann Rechnung legen, es ist nur eben kein Vergnügen und würde einem Schreibereien machen ohne Ende. Kurzum, er will einen Schwiegersohn, der ihn in Stand setzt auf die Frage: — Wo ist das Geld? antworten zu können: — Da liegt's! . . . Heute, wie die Sachen stehen, wüßte er nur zu sagen: — Wo? — man solle doch Lene selbst fragen. Ja, er war ein schwacher Vater; was sie haben wollte, gab er ihr, und was wollte und brauchte sie nicht! . . . Bitte, sehen Sie doch selbst wie sie herumgeht auf dem Lande. Spitzenkleid, Spitzenhut, seidene Strümpfe. Unsere Nachbarin, die Fürstin, geht in Loden — die bürgerliche Stabsoffizierstochter in Sammet . . . die Fürstin in Percal — sie in Gaze und so weiter . . . Wohl, wohl immer wie eine Prinzessin, die auf ihren verwunschenen Prinzen wartet . . . Und bitte, gehen Sie doch in ihre Zimmer — überzeugen Sie sich, wie sie wohnt, und sagen Sie dann selbst, ob sie danach ist, einen Professor an einer landwirthschaftlichen Schule oder einen kleinen Pächter zu heirathen.'

„Lene erwiderte, ihr liege nichts an den Fetzen und an dem Tand, ihr liege nur an ihrem Albrecht. Sie flammte, der Oberstleutnant war in das Stadium des

Weißglühens gelangt. Ganz heiser, stöhnte und keuchte er nur noch, und deutete auf die Pistolen, die auf dem Schranke lagen: ‚Die sind meine letzte Zuflucht, dahin treibst Du Deinen Vater . . . Entscheide — wähle: ihn oder mich.‘

„Und sie macht ein paar Augen, so recht wie ein wildes feuriges Füllen, stampft mit dem Füßchen und ruft aus, ohne sich zu besinnen: ‚Ihn, ihn! — wie kannst Du nur zweifeln?‘“

„Sein eigenes Blut!“ grollte der Controlor, der sieben schon erwachsene Kinder hat und sie in der Corda hält, daß sie nicht schnaufen können.

„Nun, ich kann Ihnen versichern,“ versetzte der Herr Inspector, „daß ich so etwas wie ein Ameisenlaufen über den Rücken verspürte bei der standhaften Erklärung des Fräuleins. — Stark, sehr stark, von einer Tochter, dachte ich, was wird wohl unser Oversberg dazu sagen? und sah ihn darauf an, und bemerkte, daß er die Stirn finster runzelte. — ‚O Fräulein Lene!‘ sprach er vorwurfsvoll. Zugleich vernahm ich ein Stöhnen und einen schweren Fall, der Oberstleutnant war umgesunken, hatte sich rasch aufrichten wollen, schlug ein zweites Mal hart auf mit dem Kopfe und lag da wie todt.

„Großer Schrecken, kleine Ueberraschung — wie gesagt, ich hab' es kommen sehen.“

„Und Sie haben dennoch das Fräulein, das Unglückskind, nicht aufmerksam gemacht?“ fragte der Dechant. Es rollte und grollte in seinen Worten wie in einer

Gewitterwolke, und seine hohe gewölbte Stirn wurde ganz roth, wie immer, wenn er mit aufsteigendem Zorn in seinem Innern kämpft.

„Nein, Hochwürden," antwortete der Inspector, „weil ich damals schon bleiben ließ, was ich für unnöthig hielt. Nun denn: wir rissen dem Ohnmächtigen die Cravatte herunter, legten ihn flach auf sein Bett, labten ihn, was wir laben konnten. Der Arzt kam, das denkbar Mögliche geschah. Zwölf geschlagene Stunden blieb Ihnen der alte Mann bewußtlos, und als er endlich zu sich kam, war die Gefahr noch lange nicht vorbei. Wochenlang hing sein Leben an einem dünnen Faden. Er war nie krank gewesen, nun packte es ihn auf einmal und wollte ihn nicht mehr los lassen. Und doch wäre ich Ihnen lieber in seiner Haut gesteckt als in der des Fräuleins, so schön die war. Ihre kindliche Liebe hatte sich wieder gemeldet, zu ihrer Strafe und Qual. — Oversberg machte es ihr auch nicht leicht. ‚Fräulein Lene', hörte ich ihn einmal zu ihr sagen, ‚wenn er nicht gesund würde, wir hätten keine ruhige Stunde mehr.' (Merken Sie: Wir, die Hälfte der Schuld nahm er auf sich.) ‚Er muß gesund werden, und was er will, muß geschehen. Nicht wahr, Fräulein Lene? —' Sie nickte stumm: Ja, sie war gebrochen, und er und sie pflegten den Alten Tag und Nacht, wie zwei Geschwister ihren Vater.

„Während der Krankheit des Oberstleutnants wurde der Verkauf von Siebenschloß perfekt gemacht. Ich, damals noch ein Neuling, vertrat die Interessen Oversbergs

gegen einen mit allen Salben geschmierten Kerl von einem Wirthschaftsrath, der im Namen des Herrn von Siegshofen abschließen sollte. Manchen Vortheil ließ ich mir abgewinnen, mich oft in die Enge treiben. Hatte ich einmal das Feld behauptet, und stritt der Andere nur noch zum Scheine weiter, da richtig! war auch schon der liebe Albrecht da und verdarb mir alles mit seinem ewigen: — ‚Geben Sie nach — schließen Sie ab. Ich habe vorher gelebt, ich werde nachher leben. Der Oberstleutnant kommt zu keiner Gemüthsruhe, ehe man ihm nicht den Kaufkontract auf die Bettdecke legt.'

„Jeder Mensch hat wohl im Leben etwas, das er sich nie verzeiht, — ich habe diesen Verkauf. Die Rechnung Oversbergs war richtig. Zwanzigtausend Gulden mußten ihm bleiben, wenn der Geschäftsmann des Herrn von Siegshofen nicht zu denen gehört hätte, die dem Stier die Hörner vom Kopf herunter handeln. Unter den obwaltenden, für den Verkäufer höchst ungünstigen Umständen blieben ihm kaum fünfzehn.

„Am Tage nach dem wir dieses traurige Resultat erreicht hatten, und die Uebergabe stattfinden sollte, erschienen Vater und Sohn Siegshofen in Siebenschloß. Der Vater, ein kleiner, schlauer, schlagfertiger Mann, mit einem Gesichte wie ein Wiesel, der Sohn fünfundzwanzig Jahre alt, hochaufgeschossen, engbrüstig, blutarm, lauter Nerven, kein Nerv. Er schien sehr verliebt in Fräulein Lene. — Sie ist wahrscheinlich das Erste gewesen, nach dessen Besitz er eine Weile schmachten mußte." —

„Und sie? wie benahm sie sich gegen ihn?“ erlaubte ich mir den Herrn Inspector zu unterbrechen, und er erwiderte:

„Nach ihrer gewöhnlichen Manier Jedem gegenüber, der sich erkühnte, sie merken zu lassen, daß sie ihm gefiel, und nicht ihr Albrecht war. Da warf sie den Kopf zurück, zog die Augenbrauen zusammen, sah einen fest an mit einem Blick, der, ich sage Ihnen, der sprach nicht, der rief: ‚Schau nur, schau wie ich Dich nicht mag!‘ . . .

„Das aber genirte Herrn Robi nicht. Robi wurde er nämlich genannt, Robert hieß er. Er war in Fräulein Lene verliebt, und bekam sie zur Frau, alles Uebrige galt ihm als nebensächlich. Um ihre Gefühle kümmerte er sich wenig. — Was nicht ist, wird werden, dachte er wohl, und wenn's nicht wird, traurig für sie. Auf Oversberg, den armen Teufel, der bescheidentlich aus dem Wege ging, eifersüchtig zu sein, dazu ließ er sich nicht herab.

„Der Hochzeitstag wurde festgesetzt, und der ihn mit der größten Ungeduld herbeiwünschte, war Ihnen vielleicht doch — der Oberstleutnant. Er hatte in seinem noch halb wirren Kopf den einen hellen Gedanken: Im Augenblick, in dem seine Lene mit Herrn Robi an den Altar tritt, ist Alles gut. Ihm die verhaßte Schreiberei und Rechnungslegerei erspart, von ihr die Gefahr abgewendet, arm zu sein, darben zu müssen . . . Arm sein! darben! — davor hatte er Ihnen einen Graus! — Es schüttelte

ihn, wenn er die Worte aussprach. Ein Unglück ist ein Unglück. Man übertaucht's oder man übertaucht's nicht — aber Noth leiden, das ist ein Unglück von jeder Stunde, ein immerwährendes Unglück, da giebt's kein Uebertauchen, da heißt's untertauchen, das reißt einen hinab. ‚Ich kenn's,' sagte er, ‚ich hab's ausgekostet meine ganze, elende Jugend hindurch. Nein, nein, nicht Noth leiden, nicht darben soll meine Lene!'

„Ich will ein wenig vorgreifen in meiner Erzählung und gleich jetzt sagen, daß ihm sein Wille gethan, und die Trauung in der Schloßkapelle abgehalten wurde, ganz still und ohne ihn.

„Anwesend waren nur vier Trauzeugen und die Eltern Robis. Dessen Mutter hatte sich nämlich auch eingefunden; eine anspruchslose Dame, der man ihren Reichthum nicht ansah, sehr einfach und wortkarg. Sie ließ die Braut nicht aus den Augen, und wenn diese arme Seele nicht so benommen gewesen wäre, wie sie war, hätte sie den mitleidigen und kummervollen Blick bemerken müssen, der unverweilt auf ihr ruhte.

Aber sie bemerkte nichts. Sie wurde roth und blaß und wieder roth, und schien einmal ganz Ergebung, und unmittelbar darauf meinte man, die Flammen der Empörung müßten gleich beim Dach heraus schlagen. Und als sie ihr Ja zu sagen hatte, sagte sie hastig: ‚Ja, ja,' und es fehlte nur, daß sie noch hinzugesetzt hätte: ‚In Gottesnamen, weil Ihr mich zwingt.'

„Gleich nach der Ankunft der neuen Eigenthümer von

Siebenschloß hatte Oversberg seinen Koffer gepackt und sprach zu mir, da ich ihn aufsuchte im Amtshaus, in das er sich zurückgezogen, um Platz zu machen: ‚Nun will ich fort.‘ Worauf ich natürlich nichts erwidern konnte als: ‚Ein großer Verlust für uns.‘

„Stellen Sie sich vor, wie verwundert ich Ihnen war, als nicht später denn am nächsten Morgen der Oberstleutnant mich rufen läßt und ganz eigen geheimnißvoll und gerührt anfängt: ‚Ich muß Ihnen eine Mittheilung machen.‘ — ‚Erfreulich?‘ ‚Kommt drauf an, — ich weiß noch nicht — was meinen Sie?‘ Und er weist mir einen Platz an, und ich setze mich an sein Bett. Er stand immer noch spät auf, war mager geworden, sah aber eigentlich gesünder aus als früher, hatte bereits Toilette gemacht, sich frisirt und rasirt, las auch schon wieder in seinen Schmetterlings-Büchern.

„‚Wissen Sie was?‘ sagte er also, ‚unser Albrecht bleibt.‘

„‚Nein,‘ sag' ich, ‚das kann nicht sein, das wäre zu — gutmüthig, sogar für ihn. —‘

„‚Es ist, wohl, wohl, es ist.‘ — Und nun erzählte er mir im Vertrauen:

„Am vorigen Abend (wir waren im September, die Tage begannen kurz zu werden), es dunkelte bereits, der Oberstleutnant war im Lehnstuhl eingenickt, und seine Tochter saß neben ihm — da kam Oversberg. — Der Alte sah ihn, er war erwacht, als die Thür ging, that aber nichts dergleichen. Fräulein Lene machte dem Ein-

tretenden ein Zeichen, und er fragte leise: ‚Wie geht's?' ‚Gut, der Doctor war zufrieden.' — ‚Heil uns, Fräulein Lene, welch' ein Glück. Nun kann ich ruhig scheiden.' — ‚Scheiden?' In ihrem Tone spricht sich, obgleich sie nur flüstert, alles aus: Ueberraschung, Bestürzung und ein großmächtiger, unüberwindlicher Unglauben. — Eine Pause, dann fragt sie mit dem liebevollsten und zärtlichsten Vorwurf: ‚Albrecht, warum quälen Sie mich?' — Und er: ‚Mein Gott, Fräulein, was soll ich denn? —'

„Es entsteht ein seltsamer Streit zwischen ihnen. Sie begreift nicht, was ihn wegtreibt, sie begreift es nicht, sie begreift nur, wenn man Jemanden lieb hat und wird nicht mit Gewalt von ihm fortgerissen, bleibt man bei ihm. Und er begreift — sie weiß nicht, was sie ihm zumuthet, weil sie ein Kind ist, leidenschaftlich und unschuldig. Herrn Robi muß sie heirathen, weil ihr Vater es will — daß sie ihren Albrecht darüber verlieren soll, sieht sie nicht ein. Warum — warum denn? . . . Wie sie jetzt mit einander existirt und ihren Krankendienst besorgt haben, wollen sie weiter existiren, das ist in ihren Augen das Zusammenleben von Liebenden. — Oversberg ringt die Hände: ‚Lene, Lene, wenn sie nicht wären wie ein Kind — Sie könnten das von mir nicht verlangen!' — Und sie mit gewaltsam unterdrücktem Schluchzen: — unheimlich, versicherte der Oberstleutnant, war das Geflüster, aus dem ihre schreiende Herzensangst heraustönte. Im Grunde, wie schon die Frauen sind, sagt sie immer dasselbe: ‚Wenn Sie mich verlassen, haben Sie mich

nicht lieb.' Da bricht er endlich aus: ‚Nur zu lieb — ich muß fort, weil ich Sie zu lieb habe. Sie verstehen das noch nicht, aber Sie werden das verstehen. Gott, mein Gott — ein Anderer wird es Sie lehren!' Damit wendet er sich und will davonstürzen.

„Lene ist mit dem Rücken gegen das offene Fenster gestanden, ihre Gestalt — die war Ihnen schlank und biegsam wie eine Gerte und dabei kräftig — hat sich scharf abgehoben vom noch etwas beleuchteten Abendhimmel. Zufällig hatte sie die Arme just ausgebreitet und drückte die Handflächen an die Fensterflügel, und wie der Oberstleutnant verstohlen zu ihr hinüber sah, ist sie ihm vorgekommen wie eine Gekreuzigte, und da hat er einen schweren Gewissensvorwurf verspürt und gedacht: Ich bin's, der sie jetzt ans Kreuz schlagen muß, weil ich ihr früher nichts versagen konnte.

„In dem Moment sprach die Kleine auf einmal: ‚Albrecht, Albrecht!' und er blieb stehen. ‚Wissen Sie, wie mir jetzt ist? Ganz wie in Kindertagen. Wenn ich schlimm war, und ich war oft schlimm, und wenn meine liebe schwache Mutter nicht ein und aus wußte mit mir, griff sie zu ihrem letzten Mittel und sagte: Arme Lene, jetzt ist Dein Schutzengel fort — ich hab' ihn fliegen gesehen. — Da kam ein Gefühl über mich von trostloser Verlassenheit. Ich habe es lange nicht mehr gehabt — jetzt ist es wiedergekommen.'

„Er ist gerührt, spricht hin und her — ich weiß nicht was — allerlei, nur nicht das Richtige. Daß seine

Manneseyre ihm befiehlt, sich zu verabschieden, scheint ihm nicht eingefallen zu sein."

„Manneseyre, Herr Inspector?" fiel ihm der Dechant mit großer Wucht in die Rede. „Hier muß ich eine Bemerkung machen. Mit dieser Manneseyre ist das so eine Sache. Im Evangelium habe ich nie etwas von ihr gelesen, und überhaupt nicht in der Vulgata und eben so wenig in der Thora."

„Thut mir leid um diese Thörin, oder wie sie auf Lateinisch heißt," warf der Inspector ärgerlich hin. „Zur Sache! — Lene erging sich nun in den bittersten Vorwürfen: — ‚Sie haben mich ins Unglück gestoßen, und jetzt verlassen Sie mich.' — Gut, gut, er möge gehen; sie wird sich schon zu helfen wissen, sie wird sterben.

„— ‚O Lene, sterben ist nicht so leicht!' gab er ganz durchdrungen zur Antwort, und meinte natürlich — sonst wäre ich todt. Doch sie mißverstand ihn und versetzte:

„‚Lieblos sind Sie, lieblos ... Sie wollen nur fort ... wie mir das thut, kümmert Sie nicht ... Ich bin eine Närrin, daß ich da bitte und bettle ... So gehen Sie denn — gehen Sie, wenn Sie das Herz dazu haben. Ich aber, ich sage Ihnen, ich werde daran sterben, weil ich will, und ich kann, was ich will.'

„Eine Weile ist es ganz still geblieben, und endlich fragte Oversberg sehr leise und sehr zögernd: ‚Wenn ich bliebe, Lene, würden Sie dann nicht mehr sterben wollen?'

„Und sie gab mit dem vollen Ton der Freude zur Antwort: ‚O nein, nicht mehr, Alles würde ich dann er-

tragen, Alles und leicht . . . ich würde leben und — gern.'

„— Und gern . . . armes Ding! dieses Versprechen hat sie nicht gehalten. Wieder ist eine lange Pause gewesen; endlich sagte er:'

„'Ach, Lene, Sie sind stark, und ich bin schwach. — Ich bleibe, Lene!'

„Ist Ihnen denn richtig auch geblieben."

„Herr Inspector," rief ich aus — ich weiß nicht, wo ich die Kühnheit dazu hernahm, — „ich wäre auch geblieben."

Die Herren lachten und witzelten, und zwar keineswegs fein; und der Inspector beschämte mich recht grausam, indem er wegwerfend zu mir sagte:

„Schön von Ihnen. Freilich, eine Dummheit findet immer Gesellschaft, die Klugheit steht allein. Hören Sie weiter. Den Oberstleutnant hatten alle mit dem Abschied von seiner Tochter verbundenen Aufregungen sehr zurückgeworfen. Er seufzte in Einem fort nach seiner „Krankenwärterin", wie er den guten, guten Oversberg nannte, und der ließ sich halt wieder als solche bei ihm anstellen. Nebenbei besorgte er seinen Umzug in einen Bauernhof, den er, theuer genug — natürlich, wozu wären Leute von seinem Schlage auf der Welt, wenn nicht um übers Ohr gehauen zu werden? — erstanden hatte. Das Haus machte ihm wenig Sorge, nur gerade, daß es nicht hereinregnete und daß es ihm nicht über dem Kopf zusammenfiel, mehr

verlangte er nicht. Er war nie drin, immer draußen. Der Boden muß ihm curios gebrannt haben unter den Füßen, schon gar in der ersten Zeit nach der Rückkehr der jungen Eheleute. — Was er sich Ihnen da herumgetrieben hat in Wind und Wetter! Von uns aus ins Gebirg — 's ist eine schöne Distanz. Tag für Tag war er dort — auf der Jagd, hat's geheißen, immer auf der Jagd . . ."

„Nun ja, ein solcher Jäger", meinte der Oberförster, „wahrscheinlich nichts treffen wollen, aber vielleicht was fangen — Grillen vielleicht."

Der Controlor, der Herrn Oversberg schon deshalb haßte, weil eine Tochter um seinetwillen ihrem Vater den Gehorsam gekündigt, bemerkte bissig: „Die weiten Spaziergänge dürften seinem schönen Teint (er sprach Tent) geschadet haben."

„Angeraucht hat er sich nach und nach schon," versetzte der Herr Inspector. „Seine rosenfarbigen Wangen sind so dunkel geworden, daß man's nicht mehr merkte, wie ihm das Blut hineinschoß, wenn die Rede auf Frau Lene kam. Anfangs hatte man immer gehört, daß Herr von Siegshofen und Gemahlin um Weihnachten wieder da sein sollten. Der Oberstleutnant zählte einem, wenn man ihn besuchte, die Tage und Stunden vor, die ihn noch vom Wiedersehen mit seiner Lene trennten. Auf einmal wurden deren aber so viel, daß er das Zählen bleiben ließ. Herr Robi hatte geschrieben, er habe einen Husten, müsse etwas für sich thun und werde auf ärzt-

lichen Rath den ganzen Winter im Süden zubringen. Im Mai kamen seine Eltern nach Siebenschloß, ihn da zu erwarten. Dem Vater machte der Husten bang, von dem er in jedem Briefe ausführlich berichtete, die Mutter legte der Sache keine Bedeutung bei und behielt recht, denn als der vielgeliebte Sohn heimkehrte, sah er so gut aus, als er überhaupt aussehen konnte.

„Die Lene hingegen — eine solche Veränderung wie an der habe ich — in doch verhältnißmäßig kurzer Zeit — an einem zweiten Menschen nie erlebt. Als ein herrliches, stolzes, blühendes Kind war sie gegangen, als eine blasse, stille, scheue Frau kam sie zurück . . . So scheu und fremd und wie hinausgeschoben aus der Welt . . . und nirgends weniger zu Hause als in ihrem eigenen Haus, und das ist ihr geblieben bis zu ihrem, zum Glück für sie, frühen Tod.

„‚Was ist ihr — was ist meiner Lene?‘ fragte der Oberstleutnant, und der Schwiegersohn schmunzelte: — Was soll ihr sein? Er hat nichts bemerkt; sie klagt nicht. Daß sie eben nicht besonders hübsch aussieht, hat natürliche Ursachen. Diese waren allerdings vorhanden. Im Spätsommer genas sie eines Knaben. Gott im Himmel, das war Ihnen ein Stammhalter! — Faustgroß. Kein Jahr wird er alt, meinte die weise Frau, und der Doctor machte das bedenklichste Gesicht. Davon durfte man jedoch nichts hören und nichts sehen, sondern mußte thun, als ob man den armseligen kleinen Krietsch für ein kräftiges Kind halten würde. Und als Frau Lene vom

Wochenbett aufstand, mußte man finden, sie sei wieder völlig aufgeblüht in Frische und Gesundheit. Förmlich erpreßt wurde einem das durch den Oberstleutnant und die Herren von Siegshofen. Nur die Schwiegermutter, die meistentheils mit niedergeschlagenen Augen umherging, sah nicht, was sie zu sehen wünschte, sondern was war. Worte hat sie allerdings darüber nicht verloren, es ließ sich nur aus ihrem liebevollen Benehmen gegen die Schwiegertochter erkennen. Sie machte sich auch in Bezug auf ihren Robi nichts weiß, tadelte ihn sogar in Gegenwart anderer Leute. Das nahm er denn immer auf wie ein Unrecht, das ihm geschah und schrieb's einem Mangel an mütterlicher Liebe zu. Im Zaum hielt es ihn aber doch ein wenig. Freilich dauerte das nicht lange. Der alten Dame war der Kampf peinlich, und sie machte sich aus dem Staube. Sobald Frau Lene die Führung des Hauses wieder übernehmen konnte, trieb die Mutter Siegshofen zur Heimkehr nach Wien, und nun stand es Herrn Robi frei, zu thun und zu lassen, was ihm einfiel, ohne daß Jemand auch nur „Pah" dazu gesagt hätte.

„Erst hatte es ihm beliebt, herum zu commandiren und den Herrn zu spielen in Siebenschloß. Wem Gott die Besitzung giebt, giebt er auch den Verstand, sie zu administriren, wird er wohl gedacht haben. Aber der Verstand, den er gebraucht hätte, wollte ihm nicht wachsen. — Allerhöchste Zeit der miserablen Wirthschaft, die sogar einem Fremden jammerte, ein Ende zu machen, der nervus rerum war vorhanden, aber — wie packt man

die Geschichte an? Herr Robi wußte es nicht, und seine Verlegenheit den Beamten einzugestehen, genirte er sich. Kein Wunder am Ende, daß er den Weg zu Demjenigen fand, vor dem sich Niemand genirt hat, zu — Oversberg."

„Und der hat da gleich angebissen!" rief der Oberförster.

„Das heißt, wie er schon war — nach seiner Manier. Wir haben sein Vorgehen immer: das stille Regiment genannt. Befehlen konnte er nicht" — der Inspector sagte es lächelnd — „er machte nur Vorschläge."

Wir waren alle ergötzt, und der Verwalter, der eben wieder einen Kampf mit seiner Weste bestanden hatte, sprach:

„Vorschläge? — gar nicht übel. Ich will mir das auch angewöhnen: Ochsenknechte, wie wär's, wenn Ihr Euer hungriges Vieh füttern und Euch dann erst Euren Abendrausch antrinken würdet? — Arbeitsleute, meine Lieben, spielend leicht könntet Ihr fertig werden mit dem Binden — ein Landregen droht, und morgen ist Sonntag. Ueberlegen wir, ob's nicht besser wäre zuzugreifen, statt zu faullenzen — und — und"

„Herr Verwalter," unterbrach ihn der Dechant in der Fortsetzung seiner ‚und' — „wenn Zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe."

„Brauchen sich seiner nicht annehmen," versicherte der Inspector, „es will Niemand sein Verdienst schmälern. Er hat Manches ausgerichtet, wie schon gesagt — auf seine Art. Wo er mitgeholfen hat, da ist — merk-

würdig! den Anderen allerlei Gutes eingefallen, bei dessen Ausführung er Ihnen immer gleich mit Hand anlegte. Leid war ihm nicht um sich selbst, zu gering hat er eine Arbeit nie gefunden Nach und nach developirte er sich als recht leidlicher Oekonom, hatte übrigens viel Glück, verließ sich drauf, und durfte sich drauf verlassen. — ‚Ihnen trägt ja der Windhafer Weizenähren,‘ habe ich mehr als einmal zu ihm gesagt . . . Und dann — brave Leute! ja, die hatte er, und das war eigentlich sein Hauptglück.“

„Wird es nicht vielleicht auch sein Verdienst gewesen sein, daß er sie zu finden wußte?“ fragte der Dechant, und der Inspector erwiderte:

„Ja, gewiß. — Herr Robi stützte sich endlich ganz auf ihn. Es kam so weit, daß er nicht mehr dahin zu bringen war, eine Unterschrift zu geben, eine Rechnung zu bezahlen, ohne bei Oversberg angefragt zu haben: ‚Soll ich?‘ Dabei — man möcht's nicht glauben — fühlte er sich als dessen Wohlthäter. ‚Denn,‘ sagte er, — ‚ich geb' ihm eine Stellung.‘ Und dann machte er einen wichtigen Buckel, wiegte den Kopf und setzte hinzu, so von oben herunter: ‚Ich thue gern etwas für ihn. — Sie wissen ja — der Arme — — er war halb und halb verlobt mit meiner Frau. — Aber — — sie hat mich vorgezogen.‘ — Das war wieder seine Manier, wer ihn ansah, stand in seiner Schuld. Er hatte sich nie bei Jemandem zu bedanken . . . Und ein solches Weichthier! Hielt nichts aus und hielt nichts fest. Alle paar

Wochen eine andere Liebhaberei, und immer großartig betrieben, Rudersport, Bienenzucht, Astronomie, die Jagd . . . Auch aufs Künstlerische hat er sich geworfen. Entdeckt Ihnen, daß ein großes Talent zum Bildhauer in ihm schläft, und daß er bisher nur nichts gemerkt hat von dem Gottessegen. Sofort werden einige Zimmer als Atelier eingerichtet, und ein Lehrer kommt aus Wien. Sie, der hat's verstanden! hat in Siebenschloß ein paar Sachen gemacht, — eine Büste von Herrn Robi, und eine vom Oberstleutnant und eine vom Stammhalter — schon prächtig! Auch Frau Lene hätt' er machen sollen — das ist ihm aber nicht zusammengegangen, denn der junge Mann — ein schöner, großer Bursch war er — verliebt sich zum Wahnsinnigwerden in sie. Nicht im Stande, es zu verbergen. Bei Tisch sitzt er, bringt keinen Bissen hinunter, verschlingt immer nur Frau Lene mit den Augen . . . Dem Herrn Robi hat's außerordentlich Spaß gemacht, daß seine Frau einem Künstler eine solche Leidenschaft einflößt. Der sanfte Oversberg hingegen ist damals aufgestanden aus seiner Gelassenheit. Zu allen Tageszeiten auf dem Schloß gewesen, sich eingefunden bei den Sitzungen, die Frau Lene im Atelier hatte. — Ja, sich hinreißen lassen, Herrn Robi vor mir zu sagen: ‚Wenn Du (sie waren ‚Du' geworden, vermuthlich wegen der Stellung) ihm nicht die Thür weisest, thu' ich's.' Und er that's. Wie? haben wir nie erfahren. Auf einmal war der Künstler abgereist mit Hinterlassung eines Abschiedsbriefes an den Hausherrn, eines Briefes,

den zwar der Bildhauer geschrieben, in dem ich aber, als sie ihn mir zu lesen gaben, den höflichen Stil meines guten Oversberg erkannte. — Der trat nun wieder schön zurück in seiner Bescheidenheit, ließ sich nur zur offiziellen Besuchsstunde blicken; das war am Nachmittag, den der Oberstleutnant regelmäßig bei seiner Tochter zubrachte.

„Schleppte auch sein Kreuz, der Alte.

„O wie gern hätt' er den Schwiegersohn geliebt und den Oversberg nicht gemocht! Es war jedoch — was er sich selbst und den Anderen auch vorzuschwindeln suchte — das Umgekehrte der Fall. Und nun die Angst daß Frau Lene ihm's nachmachen könnte. Eine begründete Angst . . . Herr Jesus, was mag die ausgestanden haben, die Frau!"

Der Inspector sagte das ganz wehmüthig, ohne die geringste Spur von Schärfe. Ueberhaupt, wenn er von Frau Lene sprach, geschah es immer mit verhaltenem Schmerz, und der derbe Mann fand Ausdrücke, um ihre Empfindungen zu schildern, die ich nicht im Stande bin, aus der Erinnerung wiederzugeben, über deren Zartheit ich aber staunte. Er muß sie sehr verehrt haben. Dafür hat er Herrn Robi kräftig gehaßt und beurtheilte ihn vielleicht doch gar zu hart.

„Wissen Sie," sprach er, „im Innersten zuwider war ihr der Herr Gemahl; ihr Gesicht veränderte sich, wenn er ins Zimmer trat, ihre Stimme hatte einen anderen Klang als sonst, wenn sie mit ihm sprach.

„Einmal stand sie vor dem Schmetterlingskasten mit

ihrem Vater, der ihr und mir eine Vorlesung hielt über den neuesten Fang, den er gethan. Da schlich Herr Robi von rückwärts mit großen leisen Schritten an sie heran und gab ihr plötzlich einen derben Kuß ins Genick.

„Sie zuckte, sie wurde Ihnen wie die Wand, ein Gruseln durchlief sie vom Wirbel bis zur Sohle, und jetzt, denk' ich — jetzt fällt sie hin und wird ohnmächtig. Doch nahm sie sich zusammen und sagte nur: ‚Wie hast Du mich erschreckt!' —

„Es war aber nicht Schrecken, was sie gepackt hatte, es war Grausen — Ekel . . . Es war, was die Leute, die an Katzenscheu leiden, empfinden müssen, wenn ihnen eine Katz' in die Näh' kommt. Ich hab's ein paar Mal mit angesehen."

„Was das für Sachen sind! Mit solchen Sachen sollt' die Meinige mir kommen," brummte der Controlor, „die würd' ich ihr austreiben. Hat denn der gnädige Herr von Siegshofen nichts gemerkt von diesen Sachen?"

„Doch! momentan ist ihm's aufgegangen. Aber wie solche Leute sind: Wegschieben das Unangenehme — wegschieben! Wenn er sich's zugegeben hätte — was für Ungelegenheit konnte daraus erwachsen. Am Ende gar eine Scheidung. Gott behüt's! Da fand er's viel bequemer und auch schmeichelhafter zu denken: Mir ist sie recht, warum soll ich ihr nicht recht sein? — und den zärtlichen und geliebten Gatten zu spielen.

„Und sie hatte eine Geduld mit ihm — eine himmlische!

Seine albernen Launen, sein fippriges Wesen, das läppische Gethue, das er manchmal hatte, brachten sie nie außer sich. Sie muß seine Dummheiten schon gekannt haben und immer drauf gefaßt gewesen sein, und ein so erfinderischer Kopf war er trotz seiner Unstätheit nicht, daß er sie mit einer neuen hätte überraschen können."

Hier machte der Generalinspector eine Pause und fuhr erst nach längerer Zeit mit sichtlicher Selbstüberwindung fort:

„Ganz anders freilich war sie gegen Oversberg. — Mit allen Menschen immer dieselbe, gegen ihn ungleich, sehr ungleich.

„Beim ersten Wiedersehen — als ob sie vor ihm in den Boden sinken möchte, aus Scham, bald darauf, als ob sie ihn gleich zur Rechenschaft ziehen werde wegen einer schweren Schuld.

„Was einem alles einfällt, wenn man anfängt, sich zu erinnern an die alten Geschichten! Kleinigkeiten — nicht der Rede werth, meint man, und haben einen doch so tief hineinschauen lassen in diese Menschen!

„Unter Anderem zum Beispiel das. Es war nach einem Diner, zu dem auch Oversberg und ich geladen gewesen sind. Alle übrigen Gäste hatten schon ihren schwarzen Kaffee bekommen, nur er noch nicht. ‚Kriegt der nichts?‘ fragte Herr Robi und zeigte mit dem Finger auf ihn. ‚Was hat er denn angestellt, daß er nichts kriegt?‘

„Sie wird Ihnen furchtbar roth, schenkt schnell ein

in die leere Tasse, die noch vor ihr steht, nimmt sie, geht damit auf ihn zu und sagt überflüssig laut: ‚Verzeihen Sie, Herr Oversberg, ich habe Sie ganz vergessen.'

„Vergessen! — Ich bin in einer Ecke gestanden und habe meine Beobachtungen gemacht und den Kampf gesehen, den sie geführt hat, in der Stille . . . Vergessen! — die ganze Zeit nichts Anderes gedacht, als: ‚Wie bring' ich das: ‚Herr Oversberg, Ihr Kaffee' — in einem natürlichen Ton und just so heraus, wie ich gesagt habe: „Herr Der und Herr Jener, Ihr Kaffee.' Wohl zehnmal die Lippen geöffnet und nach der Tasse die Hand ausgestreckt und sich nicht entschließen können, und sie wieder zurückgezogen . . . Jetzt aber plötzlich aufgesprungen, die unglückliche Tasse ergriffen, gezittert, daß man das Löfferl klirren hörte, auf Oversberg zugegangen und ihm eine Lüge und eine Unart hingeworfen. Es ist aber kaum geschehen, so erschrickt sie, erschrickt zum Sterben. —

„Alle sind aufmerksam geworden und stutzig über ihr verstörtes Wesen. Der Oberstleutnant hat am Schnurrbart gekaut und einen Moment nicht viel weniger wild dreingestarrt, als an dem gewissen Tage, an dem er uns wie todt hingeschlagen ist . . . Herr Robi lacht, der Esel, über die Verlegenheit, in die er seine Frau gesetzt hat. Einen Schabernack thut er ihr ja immer gern an, muß doch eine kleine ordinäre Rache nehmen für die Gedanken, die er sich ihretwegen in seinen lichten Stunden macht.

„Der Einzige, der unbefangen geblieben ist, war

Oversberg. Zugleich mit Frau Lene ist er aufgesprungen und ihr entgegen geeilt. ‚Aber Robi,‘ sagt er, ‚ich bitte Dich.‘ Und zu ihr: ‚Aber ich bitte Sie, gnädige Frau,‘ und die Tasse nimmt er ihr so ruhig aus den Händen, wie wenn rein gar nichts wäre; höchstens, daß er vermieden hat, sie anzusehen.

„Dieser scheinbaren oder vielleicht wirklichen Ruhe verdankte er die Herrschaft, die er über die Anderen gewann. Ich habe nie einen schwachen Menschen gesehen, an den so viele sich angelehnt hätten. Der Oberstleutnant und Herr Robi eingestandenermaßen, Frau Lene unwissentlich und widerstrebend, und das Kind, sobald es jappen konnte, jappte es: ‚Herr Oversberg!‘ — Lief hinter ihm her wie ein Hündlein. Beim Erwachen: ‚Ich will zu Herrn Oversberg!‘ Zu Mittag, wenn man's zum Essen zwang, denn von selbst wollt' es nicht — unter Thränen: ‚Aber dann zu Herrn Oversberg!‘ — Und der Kleine — zwischen dem dritten und vierten Jahre hat er sich etwas herausgemaust, wir meinten schon, wer weiß, vielleicht bringen sie ihn doch auf — der Kleine wurde nach und nach sein Leben. — ‚Wie Sie ihn verwöhnen!‘ sprach Frau Lene von Zeit zu Zeit und war eifersüchtig auf ihr eigenes Kind, schmerzlich eifersüchtig, und Eifersucht ist eine große Qual . . . ‚Wie Sie ihn verwöhnen!‘ — Dazu hatte sie sich seine Art, zu lächeln, angewöhnt. So ein armes Lächeln war Ihnen das und bedeutete: Nur zu! Was ich mir wünsche, darf ich ja doch nicht haben.

„‚Ich bewundere Ihre Tugend,‘ sagte ich ein-

mal zu Oversberg — weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit.

„Er machte ein ordentlich strenges Gesicht: ‚Tugend, Herr Verwalter? Wenn ich nur ein wenig anders handeln würde, als ich's thue, wäre ich ein Schuft. Merken Sie wohl: Nicht, wenn ich das Gegentheil von dem thäte, was ich thue, nein, schon dann, wenn ich nur ein wenig anders handeln würde. Das ist ein großer Unterschied. Merken Sie wohl!' wiederholte er, ‚und kein Schuft sein, ist noch lange nicht ‚Tugend', wie Sie sagen. Ich mag das Wort nicht.'

„‚Nicht?' Ich gönnte mir's, ihn steigen zu lassen, und stellte mich ganz erstaunt: ‚Sie sind also Einer, der seinen eigenen Namen nicht hören will.'

Der Inspector hielt wieder inne, noch länger als früher, bevor er von Neuem begann: „Ein paar Jahre, mich hat's gewundert genug, ist nichts geredet worden über Frau Lene und Oversberg. Indessen, Sie können sich denken, der Tratsch am Land! — Die Leut haben halt doch zu munkeln angefangen.

„Im Schloß war eine Kammerjungfer, nicht übel, nur daß sie immer schief lachte, mit dem halben, nie mit dem ganzen Munde. Arbeitsam, famos in ihrem Fach, anständig, ehrlich, aber — eine Viper. Die beehrte mich mit ihrem Vertrauen. Frau Verwalterin werden, hätte ihr gepaßt. Immer wußte sie etwas Neues, und so giftig kam Ihnen bei ihr Alles heraus! — Nun, einmal, ich denk's wie heut', begegn' ich ihr, es war an einem recht

kühlen Vormittag im März, in der Nähe des fürstlichen Thiergartens. Sie hat einen Besuch bei der Försterin abgestattet. Wir bleiben beide stehen, und sie macht gleich ihre Schlangenaugen und erzählt von dem Schrecken und der Gemüthsbewegung, die sie vor ein paar Stunden gehabt hat. Sie war im Schlafzimmer der gnädigen Frau beschäftigt (mit Horchen natürlich); nebenan im Salon saß der Oberstleutnant bei seiner Tochter und sprach laut und zornig. Seine ‚Wohl, wohl‘ nahmen schrecklich überhand. Hatten einen Vortrab bekommen, eine Menge ‚Wo‘. Wenn er sich ärgerte, wurde ein förmliches Bellen daraus: ‚Wo, wo, wo, wohl!‘ Die Zofe behauptete, just die Ohren hätte sie sich verstopfen müssen, um nicht jedes Wort zu verstehen, als er Frau Lene unter gehöriger Wowohlbegleitung andonnerte:

„‚Ein Unrecht . . . das allerkleinste . . . und, Du weißt . . . meine Pistolen liegen noch immer da.‘

„Sie lachte krampfhaft und sagte — gewiß nicht laut, aber die Viper hat eben gehorcht: ‚Ich weiß, und weiß auch, daß Du mich langweilst mit Deinen Pistolen. Meinetwegen können sie ruhig liegen bleiben. Eh' Du Dich meiner schämen brauchst, Vater, stehst Du an meinem Grab und weinst um mich.‘

„Darauf wollte die Kammerkatz mehrere ‚Wo — wohl‘ gehört haben und dann ein Stöhnen und Wimmern wie von etwas Angeschossenem und das Stürzen eines schweren Körpers. Sie sogleich, und gestand es auch ganz ungenirt — das Auge am Schlüsselloch.

„Was sieht sie? — Der Oberstleutnant liegt auf den Knieen vor seiner Tochter, die beim Fenster sitzt, mit dem Rücken gegen die Thüre. Der Alte ringt die Hände, Bäche von Thränen laufen ihm über das Gesicht . . . Wie sie ihm auch zuredet und ihn bittet aufzustehen, er thut's nicht, er will nicht, er kommt nur immer tiefer hinein in seine Angst und Verzweiflung, schluchzt und beschwört:

„‚Glücklich sein! leben, mir zu Lieb' glücklich sein ... Nicht sterben, meine Lene, nicht sterben! . . .'"

Der Inspector unterbrach sich plötzlich, und es war, wie wenn die Spannung, die aus den vielen auf ihn gerichteten Augen sprach, ihm ein gewisses Unbehagen verursache; er richtete die seinen auf ein Bild unserer großen Kaiserin Maria Theresia, das ihm gegenüber hing, und sagte gepreßt und nachdenklich:

„Sechzehn Wochen später, auf den Tag, starb Frau Lene. Dreiundzwanzig Jahre alt, im sechsten ihrer Ehe."

„Sie hat sich gewiß zu Tode gekränkt," sagte ich, und der Oberförster sprudelte heftig heraus:

„Ja, just! Das ist auch etwas Neues, daß sich die Leute zu Tode kränken. Zu meiner Zeit haben wir gelitten wie die Hunde und sind dabei gesund geblieben wie die Fische."

„Und was soll ihr denn gefehlt haben?" erkundigte sich der Controlor, so böse und so bissig, als ob er ihr nicht einmal das Recht auf eine Krankheit, an der sie sterben durfte, zugestanden hätte.

Der Inspector zuckte die Achseln: „Röserln auf den Wangen gehabt, gefiebert. — Der Doctor, so einer wie die Landärzte gewesen sind vor vierzig Jahren. Wenig Kunst, viel Erfahrung, voll Devotion vor Allem, was in Schlössern wohnt; der Doctor also sprach sich nicht aus. Er war auf das Schweig- und Vertuschungssystem des Herrn Robi eingeschustert. Erst einen Monat vor ihrem Tode hat man angefangen, sie als eine Kranke zu behandeln . . . Und sie, sich's nicht gefallen lassen wollen, selbst da noch nicht; sich geschleppt, auf die Gesunde gespielt, viel heiterer gewesen als je zuvor, und viel zärtlicher mit ihrem Kinde."

„Und vielleicht auch mit . . ." begann der Controlor und wollte dazu eine Prise nehmen. Aber seine flammend rothe Nase hatte sich umsonst auf den bevorstehenden Genuß gefreut, und seine Rede blieb unvollendet.

Ein „Herr Controlor!", in dem wenigstens einige Dutzend R bedrohlich knatterten wie Kleingewehrfeuer, schnitt ihm dieselbe ab.

Der Herr Dechant hatte gesprochen.

Fast unmerklich dankte ihm der Inspector mit einem raschen Blicke und sprach: „Oversberg war in dem Jahre wenig in Siebenschloß; blieb fern, hielt's nicht mehr aus in der Nähe Frau Lenes. Die Arme mit ihrem Schutzengel! Der Schutzengel war immer auf der Flucht vor ihr."

„Der die Versuchung flieht, der ist der Held," flocht der geistliche Herr ein.

„Ich war dabei, wie er, zum letzten Male in ihrer Gegenwart, anzeigte, daß er verreise, und sich empfahl. Sie senkte bei dieser Nachricht rasch die Augen; um ihre Lippen spielte es seltsam trotzig und herbe; aber sie schwieg. Er machte ein tiefes Compliment, und — draußen war er. Nie hab' ich gesehen, daß er ihr oder sie ihm die Hand gegeben hätte. Aber in einem geheimen Einverständniß ist er doch gewesen — mit dem Doctor; der schrieb ihm regelmäßig. Darauf bin ich gekommen. Nun tritt Ihnen das Ende geschwinder ein als der Arzt erwartet hat. Da citirt er mich. — ‚Sie stirbt,' sagt er. ‚Ich bitte Sie, bleiben Sie da für alle Fälle; beim alten Herrn. Mir ist bang' um ihn. Eigentlich sollt' man ihn und Herrn von Siegshofen vorbereiten!' — ‚Das wäre die Sache Oversbergs,' meint' ich, und unglaublich, aber wahr, sehnte mich nach ihm in diesem Augenblicke. ‚Daß der auch jetzt noch fort sein muß!' — ‚Ich hoffe, er kommt,' seufzte der Doctor, ‚ich habe ihm telegraphirt und ihm einen Wagen auf die Bahn geschickt. Wenn alles klappt, könnte er da sein in anderthalb Stunden ... Geb's Gott, daß die Katastrophe nicht früher eintritt. Was fangen wir sonst mit dem alten Herrn an?'

„Ich entschließe mich und frage: ‚Soll ich zu ihm?' — ‚Nein, noch nicht. Er hat die ganze Nacht bei der gnädigen Frau gewacht, und ist jetzt drüben beim gnädigen Herrn und ruht ein wenig aus. Beide schlafen.'

„So bin ich denn vor dem Schloß geblieben, habe

mich auf die Bank neben dem Thor gesetzt und gewartet.

„Der Doctor geht ein-, zweimal hinauf, kommt wieder, zündet sich eine Cigarre an, steckt sie verkehrt in den Mund, macht sich nichts draus. Was ihn plagt, ist seine Sorge um den Oberstleutnant und auch die, daß noch keine Anstalten wegen des Geistlichen getroffen worden sind. ‚Was anfangen, Herr Verwalter, wenn Herr Oversberg nicht kommt? . . . Aber er kommt,‘ tröstete er sich, ‚und dann ist uns geholfen. — Die gnädige Frau scheint mir jetzt etwas besser, zum größten Glück . . . Mein Gott, wenn nur Herr Oversberg käme!‘

„Nun denn, Schlag acht fährt er in den Hof, springt aus dem Wagen und auf den Doctor zu und keucht mehr, als er spricht: ‚Lebt sie noch?‘ — Der Doctor wiederholt: ‚Noch,‘ und bringt seine Schmerzen vor wegen des Oberstleutnants und des Geistlichen. Oversberg hört ihn an, oder hört ihn nicht an — ich weiß nicht. Er hat keinen Tropfen Blut im Gesicht, beißt die Zähne zusammen und geht ins Haus, über die Stiege, den Gang geradeaus, auf die Zimmer der Frau Lene zu.

„Wir folgen ihm, der Doctor und ich, bis in den Salon. Er, das bemerken, sich umwenden und uns zurufen mit einer Stimme voll Zorn und Schmerz: ‚Ich — ich allein! . . .‘

„Der Doctor wagt nicht mehr sich zu rühren; ich denke mir: Was hast Du zu commandiren? und suche mir einen Platz, von dem aus ich Frau Lene sehen kann,

ohne daß sie mich bemerkt. Beide Flügel der Thür zum Schlafzimmer waren offen, das Bett ist gerade gegenüber, frei, mit dem Kopfende an der Wand gestanden. Die Viper und ein Stubenmädchen haben, auf Befehl der Krankenwärterin, eben im Salon die Fenster aufgemacht. Die gute, frische Morgenluft ist hereingekommen und durch die Zimmer gestrichen und über das Bett der Kranken, und über ihr Gesicht und durch die kleinen, zerzausten braunen Locken. Ihre Augen sind geschlossen, die Wangen fahl, sie sieht aus, als ob sie einen schweren, finstern Traum hätte, rührt sich nicht, nur die Finger zucken und klopfen auf die Decke. Die Krankenwärterin, die vor ein paar Tagen aus Wien gekommen ist, steht neben ihr und wischt ihr mit einem Battisttüchel den Schweiß vom Gesicht.

„Gute Nacht, Frau Lene, denke ich, und bin doch froh, daß ich sie noch einmal gesehen habe, ohne daß ihr Plagegeist dabei war, der Herr Robi . . . Nun aber tritt Ihnen Oversberg — mit Schritten, wie wenn er der Herr wäre, ans Bett . . . Nimmt der Wärterin das Tücherl aus der Hand, schiebt Ihnen die Person weg, sie dürft' ein Sessel sein, der ihm im Weg ist, beugt sich über die Kranke und sagt ganz laut: ‚Lene, liebe Lene!‘ — Und sie macht die Augen langsam auf, und ihr Gesicht verwandelt sich. Alle Traurigkeit in Freude — aller Schatten in Licht. Die Jugend ihrer sechzehn Jahre erwacht in ihrem Blick, und ihr altes Lächeln ist auch wieder da, ihr Lächeln aus der früheren Zeit —

das rosige, sonnige, das heißt: Was ich mir nur wünsche Alles, Alles habe ich! . . .

„,Albrecht,‘ sagte sie einige Male leise und deutlich und sah ihn flehend an. So schüchtern kam's heraus, als ob sie kaum hoffen würde, auf die Erfüllung ihrer Bitte: ‚Albrecht . . . einmal . . . geben Sie mir einmal die Hand —‘ und wie er ihr die Hand giebt: ‚Die andere auch.‘ Sie hält seine beiden Hände in ihren Händen und sagt: ‚Sie haben mich doch ein wenig lieb gehabt.‘ — ‚O Lene, Lene, immer gleich übermenschlich lieb!‘ war seine Antwort. ‚Dank!‘ — nur gehaucht, aber die Seligen im Himmel danken so, glaub' ich. Sie streckt die Arme aus, drückt seine Hände fest — fest . . . macht einen tiefen Athemzug und ist todt.

„Er blieb sehr lange vor ihr stehen, ohne den Blick von ihr zu verwenden, löste endlich seine Hände aus den ihren, preßte das Tüchel an seine Augen und an seinen Mund, steckte es zu sich, und — merkwürdig, da er sich von ihr ab und uns zuwendet — nichts hätten sie ihm angesehen — nichts, sage ich Ihnen.

„Sie liegt da, ausgesöhnt mit dem Leben, mit Allem, und man hätte sie für ein Kind halten können, das vor Müdigkeit eingeschlafen ist; aus ihm spricht ein Frieden, — völlig erhaben. Ja, ja: sanft und leicht ist sie gestorben, und er hat einen schönen Augenblick gehabt in seinem Leben, und das war der.

„Anders der Oberstleutnant und Herr Robi. Der Alte nach dem Tode seiner Tochter total niedergebrochen,

und was das Geistige betrifft — fertig gewesen. Der Herr Robi ein Vierteljahr hindurch — untröstlicher Wittwer: ‚Mein Weib! mein geliebtes, liebendes Weib!‘ Er hat, betheuert er, ihr frühes Ende voraus gesehen und ihr deshalb die goldenen Tage bereitet, die sie an seiner Seite gehabt. Er wollte ein Gedicht machen für ihr Grab, brachte es aber nicht über die erste Zeile. Die lautete einmal: ‚Kein Zwiespalt trübte unsern Himmel,‘ und ein anderes Mal: ‚Zu sonnig unser Weg.‘ — Sogar der geduldige Oversberg zeigte offen, daß ihm die Faxen zum Hals herauswuchsen, nur der Oberstleutnant konnte nicht aufhören, sich wiederholen zu lassen, wie glücklich seine Tochter gewesen. Den Trost suchte, wollte er, an den klammerte er sich aus Selbsterhaltungstrieb, der immer mächtig in ihm war.

„Sie hatten Frau Lene — einstweilen — auf dem Dorfkirchhof beigesetzt, den Platz aber schon ausgesucht, auf dem sich ihr Mausolum erheben sollte.“

„Mausoleum,“ berichtigte der Dechant, indem er das le nachdrücklich betonte.

„Natürlich! man darf sich doch versprechen,“ versetzte der Inspector. „Ein Mausoleum wollt' er ihr bauen, und in der Art wie das vom großen Napoleon hätte es werden und auch schon gleich fertig dastehen sollen. Nun — die alte Geschichte. Die Arbeit mit dem bekannten Robischen Stallfeuer angefangen und betrieben worden, bis der Winter sie unterbrochen hat. Dann ist der Bauherr davon gerutscht, zur Erholung

nach Wien, und Oversberg hat in seinem Namen weiter regiert.

„Um die Weihnachtszeit gab es eine Ueberraschung in Siebenschloß — Frau Lene kam zurück. Leibhaftig, herzig, wie sie unter uns gewandelt, aber — aus Stein, in der Gestalt ihrer für das Mausoleum bestimmten Statue. Der junge Bildhauer hatte sie gemacht, und es war noch seine ganze Liebe drin. Mir hat's beim ersten Anblick den Athem verschlagen . . . Etwas so Schönes! Der Kopf sehr sanft vorgeneigt, der linke Arm herabhängend am zarten, schlanken Leib, die rechte Hand ein wenig erhoben, das Kleid einfach, in vielen Falten. Und der Ausdruck in dem Ganzen! Unschuldig und doch bewußt, ein Mädchen und doch eine Frau. Ja, eine solche Kunst lasse ich mir gefallen.

„Der Oberstleutnant brach vor dem Ebenbilde seiner Tochter in Thränen aus, konnte sich die längste Zeit nicht fassen. ‚Sie spricht ja!' rief er endlich, ‚sie spricht! . . . Sag', wo bist Du jetzt, meine Lene? Sag' es uns!'

„Die Statue wurde auch „einstweilen" zu Häupten von Frau Lenes Grab aufgestellt, steht heute noch auf demselben Fleck, denn zum Ausbau der Gruft ist es nicht gekommen. War unmöglich, solche Capitalschnitzer haben sie im Anfang mit ihrem Ueberhetzen gemacht. Was wäre in unserem rauhen Klima aus dem schönen Meisterwerk geworden, wenn Oversberg nicht ein Capellchen darüber hätte mauern lassen?

„In der ersten Zeit, in der sie sich dort befand,

fuhr ich eines Nachts im Schlitten von einer Unterhaltung — es war Fasching — die ich in der Kreisstadt mitgemacht hatte, nach Hause. Die Straße führt über Siebenschloß. Am Ende des Dorfes macht sie eine Schlinge, die sich abschneiden läßt, indem man einen schmalen Weg längst der Friedhofsmauer einschlägt. So that ich. — Das Land ist flach wie der Tisch; der Schnee lag festgefroren und schuhhoch. Nun, wie ich an der kleinen Gitterthür vorbei komme — was seh' ich? — Sie steht halb offen. Was soll das heißen? Wer hat bei nachtschlafender Zeit auf dem Kirchhof zu thun? Ich halte, steige aus, binde mein Pferd an den nächsten Baum. Wollen uns doch umschauen, denk' ich, und geh' hinein.

„Von weitem schon schimmert mir, mitten unter den niederen Kreuzen ringsum — Frau Lene entgegen. Hinter ihr die dunkeln Cypressen der Oversbergischen Gruft, ihre Gestalt hebt sich von ihnen ab, weißer als der Schnee, eine wahre Lichterscheinung. Ich trete näher . . . da höre ich ein Schluchzen aus tiefster Brust, hart, trocken, und sehe der Länge nach ausgestreckt einen Menschen am Boden liegen vor der Statue, das Gesicht auf ihren Fuß gepreßt. Es ist Oversberg . . . Sein ganzer Körper bebt und schüttert in einem leidenschaftlichen, verzweiflungsvollen Schmerz, und er giebt sich ihm willenlos hin, der Mann der Selbstüberwindung.

„Die steinerne Frau Lene schaute mild auf ihn herab, und gar seltsam machte sich's, daß ihre Hand sich

gerade über seinen Kopf ausstreckte wie zum Segen, wie zum Schutz.

„Nun — ich zog mich still zurück; mir war's nicht darum zu thun, ihn zu beschämen.

„Wissen aber wollte ich, in welchem Humor er sich befindet nach einem solchen Stelldichein mit seiner todten Geliebten. So nahm ich mir zu Hause nur Zeit, mich anzuziehen und zu frühstücken, und fuhr sofort wieder nach Siebenschloß. Einkaufen, leider. Sie hatten dort ihr gewöhnliches Glück gehabt und trotz des nassen Jahres ihr Heu trocken herein gebracht. Wir — nicht.

„Ich fand ihn in der Kanzlei mit den Plänen zu einer Wasserleitung beschäftigt, die er später ausgeführt hat. Als ich von der Entfernung der Quellen hörte und und von den vielen Bauerngründen, durch welche die Röhren laufen sollten, kam mir das Unternehmen sehr keck vor, und ich sagte:

„‚Sie, das bleibt auf dem Reißbrett.‘

„Er suchte mich zu widerlegen, rechnete, zeichnete mir vor und war halt bei der Sache wie ein Mensch, der nichts Anderes als das im Kopfe hat. Die Augen glänzten ihm, als ob er sie die ganze Nacht nicht aufgemacht und höchstens von der Wasserleitung geträumt hätte. Es verdroß mich, ja — ich kann's nicht leugnen, und ich that, als wenn er mich zu seiner Meinung bekehrt hätte, und sagte: ‚Das dürfen auch nur Sie riskiren — mit Ihrem Glück!‘ Worauf er wegsah und schwieg.

„Das Trauerjahr war noch nicht ganz um, und

Herr Robi, der untröstliche Wittwer, wieder verheirathet. Dieses Mal mit einem Fräulein von Adel, so einem papiernen wie der seinige. Schöne stattliche Blondine, lebenslustig, viel Geld gebraucht. Offenes Haus in Wien, offenes Haus auf dem Lande, Herr Robi anfangs ganz aufgemischt, dann oft froh, wenn er beim Oberstleutnant sitzen und sich ein bisserl langweilen konnte, zur Erholung von allen den Festivitäten.

„Seine Frau machte Witze über die Greisencolonie in Siebenschloß, denn auch die alten Siegshofen hatten sich – nachdem er sein Geschäft aufgegeben — dahin zurückgezogen. Um den Stiefsohn kümmerte sie sich nicht stark; sie hat eigene Kinder bekommen, die etwas gesünder ausgefallen sind als der war. Ihn erhielt ja nur die außergewöhnliche Sorgsamkeit, die seine Großeltern und Oversberg auf ihn verwendeten, man muß wirklich sagen, künstlich, bis zum siebenten Jahre. Die junge Frau wurde traurig, wenn sie ihn ansah: ‚Armes Thierchen, es wird nicht leben,‘ sagte sie voll Mitleid, denn sie war gutmüthig. Wäre sie böse gewesen, sie hätte die Alten, die doch keine Gesellschaft für sie waren, von Siebenschloß weggedrückt, so aber — drückte sie sich selbst, brachte den Winter in der Stadt, den Sommer in See- und anderen Bädern zu. In Siebenschloß erschien sie nicht mehr, und Herr Robi nur selten, um seine Alten und seinen Erstgeborenen zu sehen, den ihnen wegzunehmen er nicht das Herz hatte. Das Treibhauspflänzchen war ihr Glück und das Oversbergs.

„Es überlebte nur die Großeltern Siegshofen. Bald nach ihnen ging auch ihr Enkel.

„Nun — was Oversberg für Frau Lene nicht hatte thun dürfen, hat er für ihr Kind gethan, es gehegt und gepflegt unermüdlich, ist nicht von ihm gewichen Tag und Nacht. In der Krankheit war's seiner Mutter immer ähnlicher geworden, lag im Sarge wie sie, so schlank und weiß und hatte auch die langen, dunkeln Wimpern, die einen durchsichtigen Schatten warfen auf seine abgemagerten Wangen, und um den Mund ihr letztes, seliges Lächeln . . . An diesem kleinen Sarge ist die Erinnerung an sie wieder recht lebhaft erwacht, aber auch die Giftstaude der Verleumdung, von der man meinte, sie ist glücklich eingegangen, wieder in die Höhe geschossen. — Ja, die Viper saß nicht umsonst im Amtshaus und hatte den Revisor genommen, weil der Verwalter nicht zu haben war.

„In der Gestalt des Bedauerns und des Lobes suchte die Lästerung den armen Oversberg auf. — ‚Das ist ein Verlust für Sie! Sie sind ja so gut! Nein, diese Güte, diese Liebe zu dem armen Kind . . . Sein eigener Vater hätte nicht anders mit ihm sein können!‘

„Und er Alles für baare Münze genommen, nichts gemerkt. Ich mußt' ihn, dem Andenken Frau Lenes zu Ehren, aufmerksam machen, er soll sich gewiß recht zusammen nehmen beim Begräbniß, und warum er's soll, und daß die Leute nur warten, daß er dem Kinde ins Grab nachspringt, und sich darauf freuen.

„Da ist er wachsbleich geworden. — ‚Was sagen Sie?‘ wiederholte er ein paar Male und preßte seine Hände zusammen. Mit welcher Kraft werden Sie sich vorstellen, wenn ich Ihnen sage, wie er sie auseinander nimmt, sind sie voll Blut.

„Zum Begräbniß, um keinen Preis früher, ist Herr Robi erschienen. Dabei sein, wenn sein Kind leidet — unmöglich; das konnt' er nicht, so grausam ist er nicht. Jetzt aber zeigt er sich! Alles aus Wien kommen lassen, den ganzen Pomp: Sechs Schimmel, blauen, silberbeschlagenen Wagen, silberbeschlagenen Sarg — silbergesticktes Bahrtuch, Fackelträger und so weiter. Die Geistlichkeit aus der ganzen Gegend zusammengetrommelt; der Zudrang ungeheuer — natürlich. Von weit und breit sind die Menschen herbeigelaufen, um das Leichenfest mitzumachen. Wie einen Prinzen, erzählt man sich, wird Herr von Siegshofen seinen Erstgeborenen begraben lassen, ‚und Herr Oversberg wird ihm ins Grab nachspringen,‘ setzten die Eingeweihten hinzu.

„Ist ihm aber nicht nachgesprungen. Dagestanden und sich genirt, weil Herr Robi gar so theatralisch war, besonders in dem Moment, in dem er die ersten Schollen Erde auf den Sarg werfen und dann die Schaufel dem Oberstleutnant reichen mußte.

„Der hatte durchaus mitgehen und seine alte Uniform anlegen wollen, und nahm sich in ihr aus — zum Weinen; sie ist an ihm gehängt wie an einem Rechen. Ihretwegen wahrscheinlich auch das militärische

Auftreten, zu dem er sich, seinem runden Rücken und seinen wackligen Beinen zum Trotz, gezwungen hat, und die Anstrengung, die er machte, um die Thränen hinunter zu schlucken, die ihn beinah' erstickten.

„Zu viel für den gebrochenen Mann . . . Wie er die Hände nach der Schaufel ausstreckte, zitterte er so stark, daß er daneben griff; sie fiel, er stolperte und wäre bei einem Haar gestürzt, knapp neben der Grube. Wir haben ihn glücklich aufgefangen, ich und Oversberg, und der hat ihn beim Arm genommen und nach Haus geführt.

„An den Neugierigen vorbei sind sie gegangen, die Oversberg unverschämt anglotzten. Nun ja — er hat ihre Erwartungen getäuscht . . . Auch er schaut — zieht die Augenbrauen zusammen, und sein Blick sagt deutlich, Niemand konnte es mißverstehen:

„Gesindel!

„Ja, wenn er sich nur öfters hätte ärgern können, es ist ihm gut gestanden.

„Seit der gewissen Andeutung, die ich ihm gemacht habe, hat er nie wieder von dem Kinde gesprochen. Was er im Stillen durchgemacht haben wird — meiner Treu, lieber er als ich. Aeußerlich hat sich an ihm wenig verändert, nur daß er womöglich noch fleißiger geworden ist als früher — angezogen, angezogen — die pure Schraube! . . . Viel später einmal kam, ganz zufällig, die Rede auf den kleinen Robi, und daß es doch schade ist um das einzige Kind Frau Lenes.

„‚Ein Unglück,‘ sage ich, und er seufzt tief auf:

„‚Nein — ein Glück. Den Willen sollte man ihm thun, und ihn dabei doch erziehen . . . Er so kränklich, und wir so schwach . . . Wir hätten ihn verwöhnt, was wäre aus ihm geworden? O wohl ihm! wohl ihm!‘

„Darauf konnte ich nur entgegnen: ‚Dann ist's ja recht. Aber Ruhe würde ich mir an Ihrer Stelle gönnen. Für wen plagen Sie sich, wenn das Kind nicht mehr da ist, dem Siebenschloß doch einmal zugefallen wäre? Was haben Sie jetzt von Ihrer Arbeit?‘

„Er sah mich an, wie wenn ich die größte Dummheit ins Leben gesetzt hätte, und gab mir zur Antwort: ‚— Nun doch — die Arbeit‘“.

Diese Auffassung erregte das Mißfallen der Herren Beamten. Der Verwalter fand kein Ende mit: „Erlauben Sie mir, und und und“ . . . der Oberförster rief: „Dilettantenfleiß, Unsinn das!“ Der Controlor polterte, so ein verzwickter Junggeselle, dem nie ein Dunst davon aufgestiegen ist, was es heißt, eine Familie ernähren, habe leicht plappern. Am gelassensten blieb der Förster, der sprach einfach: „Von der Arbeit nichts haben wollen als Arbeit — das ist mir zu hoch.“

„Ist es Ihnen?“ versetzte der Inspector mit spöttischem Triumphe — offenbar hatte er sein Publikum jetzt da, wo er es haben wollte. — „Nun, mir auch. Für tüchtige Arbeit tüchtigen Lohn ist mein Grundsatz. Und zum Beweis, daß ich ihn auch ausübe — eine Mittheilung meine Herren.“

Er war plötzlich in seinen trockensten Geschäftston übergegangen, erhob sich (wir, selbstverständlich, sprangen auf), schlug an sein Glas und sprach unter lautloser Stille: „Unser gnädigster Herr Fürst hat auf meinen Antrag die Besoldung sämmtlicher hier anwesender Forst- und Wirthschaftsbeamten um fünfundzwanzig Procent erhöht."

Das war eine Ueberraschung, eine Rührung, eine Dankbarkeit, ein gegenseitiges Glückwünschen! Ich mußte warten, bis die hochgehende Fluth der allgemeinen Freude sich gelegt hatte, um, mit dem Rechte des Einzigen, der bei einer großen Bescherung nichts bekommen hat — aber auch nichts braucht, Gott sei Dank! — den Herrn Inspector um das Ende der Geschichte Oversbergs zu bitten:

„Sie hat kein End'," erwiderte er, „sie ist aus, das ist ihr End'."

„Ach," rief der Förster, ganz übermüthig gemacht durch das unerwartete Glück, das ihm zu Theil geworden (er ist unser ländlicher Don Juan). „Verehrter Herr Inspector, entschuldigen, daß ich mich ausdrücke, aber mir scheint, Herr Oversberg war ein Narr und hat keine Courage gehabt. Wenn er zugegriffen hätte, da sich das hübsche Fräulein so tapfer für ihn declarirt hat, Alles wäre gut geworden. Der alte Herr hätte sich erholt, wie er sich ja erholt hat, und verziehen und seine Enkel gehutscht, anstatt . . ."

Der Inspector unterbrach ihn: „Natürlich! — Hab'

ihm's auch vorgehalten . . . Aber Der! . . . mich spazieren geschickt, nichts Anderes; gesagt: Sie haben ihn ja damals gesehen — nämlich den Alten. Nach menschlicher Voraussicht wäre er einer neuen Gemüthsbewegung gewiß unterlegen, und — wir können nur nach menschlicher Voraussicht handeln . . . und auch nur nach unserem eigenen Charakter . . . Sie und Viele — Stärkere als ich würden anders gehandelt haben . . . ich, ich bin ein schwacher Mensch. Und noch etwas: Die Liebe in einem Winkel des Herzens, die Hochachtung in einem anderen — es kommt oft vor. Bei mir wohnen sie beisammen. Die Lene, die von ihrem sterbenden Vater weg zu mir gelaufen wäre — das wäre nicht mehr meine Lene gewesen . . ."

„Bravo!" rief der Controlor, „da hört man einmal etwas Vernünftiges von ihm."

„Und was ist denn," fragte der Verwalter und gab seiner Weste eine so nachdrückliche Mahnung, daß sie genug hatte und für diesen Abend ihre ehrgeizigen Bestrebungen aufgab, „was ist denn mit dem Herrn Oberstleutnant geschehen, und und"

„Der Oberstleutnant weinte und klagte seinen Schmerz um den Sohn seiner Lene aus," erwiderte der Inspector, „und duselte dann noch viele Jahre gemüthlich weiter und wurde uralt, und mein guter Oversberg auch nicht jünger. Tag für Tag, bei jedem Wetter, wanderten beide zum Kirchhof. Der Alte setzte sich auf ein Bänklein am Grab seiner Tochter, blieb in Sommers-

zeit stundenlang dort sitzen und war Ihnen stillvergnügt. Die Schmetterlinge hatten jetzt Ruhe vor ihm. Ungenirt konnten sie ihn umflattern, sich auf seine Hand niederlassen, er betrachtete sie mit Kennerblicken und — ließ sie fliegen. Ein besonders schöner Admiral hatte einmal Platz genommen auf dem Netze, das er gewohnheitsmäßig immer mittrug und neben sich auf das Bänklein legte.

„‚Fangen,‘ sagte ich — denn müssen Sie wissen, ich besuchte ihn hie und da auf seinem stillen Plätzchen — ‚fangen Sie ihn doch!‘

„Er lachte, wiegte den Kopf hin und her und erwiderte mit ordentlich schalkhafter Miene: ‚Du sollst nicht tödten!‘

„Da konnte ich mir's nicht versagen, die Frage an ihn zu stellen, ob diese Auslegung des göttlichen Gebotes von ihm selbst oder von Oversberg herstamme, brachte aber eine klare Antwort aus ihm nicht heraus. So bleibt es denn ewig unentschieden, dürfen wir oder dürfen wir nicht unter den vielen Verdiensten, die der heilige Albrecht sich erworben hat, auch aufzählen: Er rettete mehreren Schmetterlingen das Leben . . . verdarb damit freilich dem alten Oberstleutnant seine letzte Freude, wodurch das Verdienst wieder vermindert wird — um wie viel? — Das sind Spintesirungen, in die ich mich nicht einlasse, das geht Sie an, Herr Dechant.“

Dieser nahm den Scherz nicht übel, sondern erwiderte mit Schmunzeln: „Spintisirungen, ja, über einen

Conflict der Pflichten, die einem buddhistischen Weisen besser anstünden als einem christlichen Priester."

„Aha!" rief der Inspector, der gute Oversberg giebt sogar Ihnen ein Räthsel auf. Lassen Sie mir, ich bitte recht sehr, gelten, daß er für mich eines bleiben durfte, bis an sein seliges Ende . . . Denn selig soll es gewesen und er mit seinem Sprüchwort auf den Lippen gestorben sein. Das lautete: ‚O welch' ein Glück!' — Im Leben alle Augenblicke: ‚Welch' ein Glück!' und im Sterben, als er den Arzt, der ihn für bewußtlos hielt, sagen hörte: ‚Es geht zu Ende,' — auch wieder: ‚Welch' ein Glück!' So hat er sich's angewöhnt. Wie oft haben wir ihn deswegen ausgelacht! Seine berühmte Chance als Oekonom hat ihn ja auch manchmal sitzen lassen, die Dummheit und Bosheit der Menschen ihm auch zu schaffen gegeben. — Einmal ist die ganze Gemeinde gegen ihn aufgestanden, bis auf — zwei Häusler: ‚Zwei Ehrenleute,' sagt er: ‚Welch' ein Glück!' . . . Wirklich, ich fahr' ihn an: ‚Wenn Ihnen der Sturm Ihr Haus zerstört und nur zwei Ziegel aufeinander sitzen bleiben, Sie werden noch sagen: Welch ein Glück! . . . Nein, Ihre sanftmüthige Heiterkeit, wo Sie die hernehmen!'

„‚Woher?' — Das gab ihm zu denken, und erst nach einiger Zeit antwortete er: ‚Sie hat vielleicht einen, recht engherzigen Grund; sie kommt vielleicht aus dem Bewußtsein — ich habe alle meine Lieben geborgen, es kann nur noch mir etwas geschehen.'

„Er war ein alter Mann, seine Haare waren weiß geworden, den Kopf trug er ein wenig gebückt, sah Jeden von unten herauf mit außerordentlichem Wohlwollen an. Manche, besonders die Jüngeren, wie sie schon sind, erwiderten das so gewiß: Machen Sie sich doch nichts aus mir, ich mache mir ja nichts aus Ihnen. — Ob mein guter Oversberg so etwas gemerkt hätte? — nie! . . . Er ging dahin . . ."

Zum letzten Male an dem Abend unterbrach der Herr Dechant den Herrn Inspector. Der alte Herr lehnte sich zurück in seinen Sessel, legte die Hände auf den Rand des Tisches, wie er sie auf die Kanzelbrüstung zu legen pflegt und sprach: „Er ging dahin, unverwundbar durch seine Harmlosigkeit und Güte, wie die Helden der nordischen Sage es geworden sein sollen durch ein Bad in Drachenblut. Ehre seinem Andenken! Sonderbar, Herr Inspector, sehr sonderbar, Sie haben mir mehr von ihm erzählt, als Sie selbst von ihm wissen und wissen können. Denn, nehmen Sie es ja nicht übel, wenn ich mir die Bemerkung erlaube: Sie sind ein gescheiter Mann, ein rechter Schätzmeister der Fähigkeiten, der Arbeitskraft Anderer in Ihrem wichtigen, weit umfassenden Wirkungskreise. Aber einen einfachen und edlen Menschen — verstehen Sie nicht."

Ihr Traum.

Erlebniß eines Malers.

Im Sommer 79 hatte ich von einem hohen Kunstfreunde den Auftrag erhalten, Land und Leute des Kronlands Mähren in einer Reihe von Bildern zu charakterisiren. Da ich meine Zeit gehörig ausnützen und auch ganz unabhängig bleiben wollte, vermied ich, von der Gastfreundschaft der Schloßbewohner Gebrauch zu machen und nahm trotz der Liebenswürdigkeit, mit der sie mir überall angeboten wurde, mein jeweiliges Standquartier wohl oder übel (meistens übel) im Dorfwirthshaus.

Rasch ging die Arbeit mir von der Hand. Ende September hatte ich alle meine Skizzen und sogar einige Bilder fertig. Mit gutem Gewissen und sehr heiterem Muth durfte ich wieder heimwärts fliegen nach Wien, wohin für den ersten October eine Verabredung mich rief — mächtig rief . . . Ich verrathe nichts, ich sage nur: mein Herz, das heute noch von Winterfrost nichts weiß, befand sich damals im Drang der Herbstäquinoctialstürme.

Am Morgen des letzten September erwachte ich zugleich mit dem Haushahn im Gasthof des Dorfes

Willowic. Ein ganzer Tag war noch zu überwinden, bevor sie aufging, die Sonne des ersten Octobers. Wenn ich heute meine Heimreise antrat, lagen noch ein paar Abendstunden, lag eine sicherlich schlaflose Nacht zwischen der Stunde meiner Ankunft und der meines Glückes. Ich entschloß mich, meine Ungeduld tagsüber zu verrennen und die Nacht lieber im Waggon als im Bett zu durchwachen. Einen Localzug verschmähend, der mich zur nächsten Nordbahnstation gebracht hätte, hing ich meinen Tornister um, steckte einigen Mundvorrath zu mir und trat die Wanderung an. Sonderliche Genüsse bot sie mir nicht. Die Gegend dort ist ebenso fruchtbar wie unmalerisch; sie erinnert mich immer an ein nichtssagendes, aber von Gesundheit strotzendes Gesicht. Der Menschenschlag aber ist nicht übel, und hie und da hatte ich doch Gelegenheit, mein Skizzenbuch herauszuziehen und während meiner kurzen Rast eine Kindergruppe und die schlanke Gestalt eines hübschen Mädchens oder eines jungen Burschen zu conturiren.

Die Sonne neigte sich schon zum Untergang, und ich schritt gemüthlich weiter, überzeugt, daß ich die Richtung nach meinem Ziele innehielt. Um mich dessen jedoch zu vergewissern, holte ich von Zeit zu Zeit Erkundigungen bei Vorübergehenden ein.

„Jen rovno“, hieß es Anfangs, dann einmal „Na levo“, einmal „Na pravo“, und je weiter ich kam, desto bedenklicher schüttelte der Angesprochene den Kopf und sagte: „Daleko! daleko!“

Also erst gerade aus, dann links, dann rechts und endlich weit, weit!

Es begann zu dunkeln. Seit einer Weile schon rieselte ein dichter, kühler Regen mit großer Emsigkeit nieder. Die Abspannung, nach der ich mich so herzlich gesehnt hatte, war allmälig eingetreten, und meine Phantasie fing an, mir einen, wenn auch noch so langweiligen Aufenthalt im Wartezimmer der Bahnstation als etwas Wünschenswerthes vorzuspiegeln.

Mein Weg, eine gut gehaltene Vicinalstraße, führte längs einer bewaldeten Anhöhe dahin, und plötzlich drang, zwischen den vom Sturm gerüttelten Baumwipfeln, ein funkelnder Glanz mir ins Auge. Etwas tiefer unten glaubte ich hellen Lichtschein durch das Dickicht schimmern zu sehen. Er verschwand, nachdem ich ein paar hundert Schritte weiter gegangen war, dafür aber stieß ich am Ende des Wäldchens auf einen breiten Hohlweg, an dessen beiden Seiten sich zwei Reihen, so viel mir in der Dunkelheit wahrzunehmen möglich war, ziemlich ansehnlicher Bauernhäuser erhoben. Das Wirthshaus war unschwer zu finden, und bald trat ich pudelnaß und mit triefendem Regenschirm in die von Tabaksqualm und Petroleumsdünsten erfüllte Gaststube. An einem schmalen Tische saßen einige Bauern, tranken, rauchten und spielten Karten. Der Wirth und ein junger Livreebedienter standen, dem Spiele zusehend, daneben. Ich lüftete den Hut vor der Gesellschaft, wandte mich an den Wirth, verlangte zu essen und zu trinken und forderte ihn auf,

mir eine Fahrgelegenheit nach N., das nicht mehr weit sein könne, zu verschaffen.

Obwohl der Mann jedes meiner Worte verstand — ich sah es ihm an dem stumpfen Kegel seiner Nase an, erwiderte er verächtlich: „Ne rozumim“ (ich verstehe nicht) und wandte mir den Rücken.

Die Bauern blinzelten einander verstohlen und schmunzelnd zu, der Bediente jedoch, der mich seit meinem Eintreten aufmerksam betrachtet hatte, sprang jetzt mit einem Schrei des Jubels auf mich los. Er rief: „Herr Professor!“ — und ich rief: „Christel Mayerchen, vulgo Varus!“

„Ja wohl, Varus, ich bin's, ich bin's! Eine Ehre für mich, daß Sie mich wieder erkennen!“

„Und auch ein Wunder,“ sagte ich, denn mein Farbenreiber von einst, der gutmüthige Knirps, den wir — Niemand wußte, aus welchem Grunde — Varus nannten, hatte sich gewaltig herausgemacht. Als ein prächtiger Bursche stand er vor mir, in all' und jedem verändert, nur nicht in seiner großen Dienstbeflissenheit.

„Herr Professor,“ sagte er, „Sie wollen zum Nachtzug zurechtkommen? Das geht nicht mehr, mit Bauernpferden schon gar nicht. Ja, wenn Sie nur um eine Viertelstunde früher gekommen wären, die unseren hätten Sie mit dem größten Vergnügen hingeführt.“

„Die unseren?“

„Die gräflichen mein' ich, die aus dem Schlosse, aber auch die bringen Sie jetzt nicht mehr hin.“

„Nicht mehr?“ — ich hätte den Menschen prügeln mögen für diese Nachricht und schnaubte ihn an: „Wann kommt der nächste Zug nach N.?“

„Morgen acht Uhr früh. Um fünf steht der Wagen, der Sie hinführt, vor dem Schloß . . . Aber kommen, Herr Professor, ins Schloß kommen müssen Sie.“

Ich schickte ihn zum Teufel sammt allen Einladungen, die er in fremdem Namen machte.

Da brach er in ein freudiges Gelächter aus: „Wenn sich's nur darum handelt, eine Einladung von der Frau Gräfin, noch dazu eine sehr dringende, will ich gleich bringen.“ Sprach's und — war draußen mit einem Satze.

Ich hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als mein ganzes, auf meiner Künstlerfahrt erbeutetes Czechisch zusammenzuraffen, um einige Fragen an die Anwesenden zu stellen: Wie die Frau Gräfin heiße, ob sie alt oder jung, verheirathet oder verwittwet, ob sie eine gute Dame und beliebt im Dorfe sei?

Den Namen erfuhr ich. Es war der eines alten Landadelsgeschlechtes, und ich besann mich einer in Paris lebenden russischen Fürstin, — einer berühmt und berückend schönen Frau, die aus demselben Hause stammte. Meine weiteren Erkundigungen blieben fruchtlos. Der Wirth und seine Gäste schnitten geheimnißvolle Gesichter und antworteten ausweichend.

Ich erhielt von alledem den Eindruck, die Schloßherrin gelte für eine brave, aber etwas absonderliche Frau,

der man in Anbetracht vieler edlen Eigenschaften ihre Schrullen verzieh.

Nach einiger Zeit war mein Christel wieder da und verkündete mit wichtiger Miene, die Frau Gräfin heiße mich sehr willkommen und erwarte mich in einer halben Stunde zum Diner.

Diner? — Diner auf dem Lande um sieben Uhr Abends? — ganz englisch, aber viel zu nobel für mich, in meinen beschmutzten Reisekleidern. Ich deprecirte auf das Eifrigste — es war umsonst. Der Tyrann aus Dienstbeflissenheit hatte sich schon meines Tornisters bemächtigt und lief voran, und ich — nun ich lief ihm, das heißt meinen Skizzen nach.

Draußen heulte der Sturm, lehnte sich gegen uns, wie eine unsichtbare Wand, machte das Vorwärtskommen zum athemraubenden Kampfe. Wir waren, nachdem wir die Straße überschritten hatten, in einem, so viel ich sehen konnte, sehr ausgedehnten und sehr verwilderten Park angelangt und gingen vorwärts, immer bergan. Plötzlich, bei einer jähen Krümmung des Weges erblickte ich ein Schlößchen, ein Stockwerk hoch, mit dreizehn Fenstern Fronte und alle erleuchtet, sowohl die des ersten Geschosses wie des Hochparterres. Daher war der helle Glanz gekommen, den ich vorhin durch das Geäste hatte schimmern sehen. Hinter dem Schlosse zog eine bewaldete Höhenkette sich hin und war gekrönt von einem weißen tempelartigen Bau, aus dem das einsame Licht, das mich zuerst begrüßt hatte, mir wieder entgegenblinkte.

„Ist das die Kirche, dort oben?“ fragte ich meinen Führer.

„Die Gruft,“ erwiderte er kurz und wurde immer einsilbiger, je näher wir dem Herrenhause kamen; ich hingegen immer neugieriger. Zuletzt gestaltete sich unser Gespräch folgendermaßen:

„Sind viele Gäste da?“

„O nein.“

„Wird das Schloß von einer großen Familie bewohnt?“

„O nein.“

„Wem zu Ehren also diese Beleuchtung?“

„Das ist immer so.“

Wir traten in den Hof, der vom Hauptgebäude und von zwei Seitenflügeln gebildet wurde. Tiefe Ruhe herrschte. Kein Laut außer dem Geplätscher des Springbrunnens, der aus einem kleinen Bassin emporstieg, ließ sich vernehmen. Im Innern des Hauses dieselbe Stille. Unter der Einfahrt lagen zwei Doggen auf einem Kissen. Uralte Hunde. Sie erhoben die Köpfe — ihre halb erloschenen Augen richteten sich auf mich. Die eine kam sogar heran, beschnupperte meine Hand und — schlich enttäuscht davon. Sie streckte sich, daß ihr Bauch den Boden berührte, öffnete den zahnlosen Rachen zu einem Jammergeheul und kehrte erschöpft zu ihrer Lagerstätte zurück.

Ich habe ein ähnliches Gebahren an einem Hunde beobachtet, der seinen Herrn verloren hatte und nach Jahren noch nicht vergessen konnte.

Christel führte mich in ein Zimmer des Hochparterres und half mir meinen Anzug in den bestmöglichen Stand setzen. Dabei begann er wieder zu sprechen oder vielmehr zu flüstern:

„Ja, Herr Professor, den Dienst hier im Hause verdank' ich Ihnen. Wie die Frau Gräfin das Zeugniß gesehen hat, das Sie mir ausgestellt haben, war ich gleich aufgenommen. Ich bin zwar dem Doctor zugetheilt, dem aufgeblasenen Gelehrten, aber es ist doch ein guter Dienst, und was die Bezahlung betrifft . . . Gott erhalte die Frau Gräfin! . . . Aber jetzt," unterbrach er sich, „wird's gleich Zeit sein, und ich muß mich noch umkleiden . . . Bitte, Herr Professor, gehen Sie allein hinauf, oben wenden Sie sich rechts; im Gang die vierte Thür, die ist's. Bitte nur einzutreten, Sie werden empfangen werden wie die heiligen drei Könige.

Mit dieser Versicherung verließ er das Zimmer, und ich dachte dabei: Möge mir der zu erhoffende Empfang an einer gut besetzten Tafel zu Theil werden. Mein Magen knurrte gewaltig, und meine ganze Neugier war jetzt darauf gerichtet, ob man in diesem stillen Hause eine dem Menschen ersprießliche Küche führe.

So ging ich denn erwartungsvoll die Treppe empor, kam in einen breiten, hübsch decorirten Gang und befand mich bald vor der Thür, die Christel mir bezeichnet hatte. Eine Doppelthür, ein Meisterwerk der Kunsttischlerei, reich geschmückt mit anbetungswürdiger Marqueterie, — meine Liebhaberei. O, wie gerne hätte ich dieses Pracht-

stück ausheben und nach Wien in mein Atelier spediren lassen. Das ging aber nicht an, — ewig schade! So sagt ich denn zu mir selbst: Vorbei, vorbei, du wünschereicher Sterblicher, und trat alsbald in den Speisesaal oder vielmehr in ein Paradies — ein Paradies im Zopfstil. Die anmuthigen Stuccaturen an der Decke, die schwungvollen Draperien an Fenstern und Thüren, die reiche Einrichtung, Alles zusammen machte im Glanz der Lichter, die vom krystallenen Kronleuchter niederstrahlten, einen ungemein harmonischen und heiteren Eindruck. Vortrefflich erhaltene Fresken bedeckten die Wände und brachten die ländlichen Vergnügungen der ehemaligen Schloßbewohner zur Darstellung. Herren und Damen in der Tracht des achtzehnten Jahrhunderts fuhren im Schlitten dahin, hielten eine Obstlese ab, tanzten im Grünen, jagten auf ramsnasigen Pferden dem Hirsche nach.

Es waren brav gemalte, zierliche Bilder, die meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, nicht genug aber, um mich den Hunger vergessen zu machen, der mich quälte und durch einen classisch gedeckten kleinen Speisetisch mit zwei Couverts noch gereizt wurde. Ich begann mit wachsender Ungeduld im Saale auf und ab zu pendeln und bemerkte erst jetzt, daß ich nicht allein war. Am Credenzschrank in der Ecke stand regungslos ein weißhaariger, schwarzbefrackter Kammerdiener, den Blick unverwandt auf eine der Seitenthüren gerichtet. Nun öffneten sich beide Flügel, der Alte machte eine tiefe, ehrerbietige Reverenz, und gefolgt von zwei Dienern erschien

die Herrin des Hauses und kam mit leisen raschen Schritten auf mich zu.

Ich sah sie an, und mein Herz erbebte — mein Künstlerherz. Was ich so oft gesucht und nie gefunden, nicht im Leben und nicht in der Kunst, da stand es glorreich in der größten Vollkommenheit vor mir — das Urbild einer schönen Greisin.

Beschreiben kann ich sie nicht — wie ich denn jetzt auch weiß, daß mein vielgepriesenes Bild, das ich mit solcher Liebe, mit so begeistertem Vertrauen zu meiner Kunst gemalt, nur einen schwachen Abglanz der sanften Hoheit ihres wunderbaren Wesens widergiebt . . . Und wenn ich auch sage: Die Züge ihres blassen Gesichts waren fein und edel, aus ihren dunklen Augen leuchteten Verstand und Güte, ihre schlanke Gestalt erhob sich über die Mittelgröße — was wißt Ihr dann? Die Gräfin trug ein enganliegendes, graues Kleid mit breitem, weißem Spitzenkragen und eine, ebenfalls weiße, Spitzenhaube über den schneeweißen glattgescheitelten Haaren.

Ich hatte nicht einen Schritt ihr entgegen gemacht, war plump wie ein Tölpel stehen geblieben und muß sehr albern und verblüfft dreingesehen haben, als sie mir die Hand reichte, ihre merkwürdigen Augen voll Wohlwollen auf mir ruhen ließ und sprach:

„Welche Freude, Sie bei uns zu sehen, Herr Professor, wie glücklich werden meine Kinder sein!"

Ohne Ahnung, wen sie meinte, murmelte ich etwas Unverständliches.

„Allerdings hat der Zufall Sie hierher führen müssen," sagte sie mit leichtem Vorwurf, „den Einladungen meines Iwan haben Sie kein Gehör geschenkt."

Auch darauf wußte ich nichts zu antworten und entschuldigte mich ins Blaue hinein. Sie lächelte — ihre Erwiderung war stumm, mir jedoch höchst angenehm, denn sie bestand in einem freundlich auffordernden Wink, ihr gegenüber am Tisch Platz zu nehmen.

Der Kammerdiener hatte den Sessel der Gräfin gerückt, Christel, der in ihrem Gefolge gekommen war, den meinen. Wir setzten uns, und die Schloßfrau fuhr fort, mich zu behandeln wie einen alten Freund, der sich nach kurzer Abwesenheit am wohlbekannten Herde wieder eingefunden hat.

Die Gräfin las mir mein Erstaunen vom Gesichte ab und sagte: „Sie sind nicht in einem fremden Hause, Herr Professor, Sie sind bei Ihren treuesten und wärmsten Bewunderern. Mein Iwan hat die Ehre, Sie persönlich zu kennen. — Iwan T.," beantwortete sie meinen fragenden Blick.

Dieser Name brachte mir, nach kurzem Besinnen, einen jungen Mann in Erinnerung, der mich vor mehreren Jahren aufgesucht. Er hatte Skizzen mitgebracht, die viel Talent verriethen, meine Rathschläge erbeten und mir die „Abyssinier" abgekauft, die von so vielen reichen Leuten für unerschwinglich erklärt worden waren.

„Fürst Iwan T.? Was ist aus ihm geworden? Pflegt er sein Talent?"

„Getreulich und immer unter Ihrem Einfluß. Ihre freundliche Aufnahme hat ihn völlig berauscht, und kürzlich ist er nach London gereist, einzig und allein um die Ausstellung Ihrer Orientbilder zu sehen."

Ei, dacht' ich, dieser Dame muß die Zeit schnell vergehen. „Vor Kurzem? — wie man's nimmt; ich habe seit sechs Jahren in London nicht mehr ausgestellt," erwiderte ich, und — die Augen erhebend, begegnete ich denen des Kammerdieners, der hinter seiner Gebieterin stand. Drohend zugleich und flehend glotzte der alte Bursche mich an. Um was er flehte, wovor er mich warnte, konnte ich allerdings nicht errathen.

„Seit sechs Jahren?" wiederholte die Gräfin ungläubig, „das ist nicht möglich . . ." Sie senkte den Kopf und schaute ernst und sinnend vor sich hin —

An wen mahnte sie mich in dieser Haltung, mit diesem Schauen ohne zu sehen? Diesem wehmüthigen, träumerischen Schauen — — An wen mahnte sie mich doch?

Langsam richtete die Gräfin sich empor und machte mit der Hand eine Bewegung in der Luft, dieselbe, die der Zeichner macht, der eine licht gebliebene Stelle auf seinem Bilde verschummert. „Ja, lieber Professor, das Rechnen habe ich verlernt, zehn Jahre sind mir wie zwei, und zwei wie zehn. Das aber ist gewiß, Sie sind meines Iwan leuchtendes Vorbild. Die Sehnsucht, Ihnen nachzustreben, trieb ihn fort. — Er wollte malen wie Sie . . . Ein hohes Ziel, das er sich da gesteckt, — ein hohes Ziel . . . Meinen Sie nicht?"

Was sollte ich darauf antworten? — ‚Ja‘ wäre gar zu aufrichtig gewesen und ‚nein‘ gar zu falsch. So half ich mir, indem ich das Gespräch von Neuem auf den jungen Fürsten brachte und fragte: „Wo ist er jetzt?“

„Wieder verreist — — aber er wird bald wiederkommen, nicht wahr, Leonhard?“ wandte sie sich an den Kammerdiener.

Der, mit tiefer Verbeugung, antwortete: „Zu dienen, hochgräfliche Gnaden.“ Dazu machte er Zeichen, die mir galten, und die ich dieses Mal verstand. Sie hießen: — Hörst du, man sagt ‚ja‘, so ist's Brauch bei uns, halte dich daran!

„Matja, ein großer Jäger vor dem Herrn,“ fuhr die Gräfin fort, „Matja hätte ihn gar zu gern begleitet nach Afrika —“

„Wer?“ fiel ich zagend ein, ungewiß, ob in diesem Hause die Frage nicht ebenso verpönt sei, als der Zweifel. Die Gräfin jedoch versetzte gelassen:

„Sein älterer Bruder. Aus dieser Reise ist aber nichts geworden — die Kinder haben eine andere angetreten.“ Sie griff sich an die Stirn, ein schmerzlicher Ausdruck flog über ihr Angesicht. „Matja mußte zu seinem Vater nach Volhynien,“ nahm sie wieder das Wort. „Iwan blieb allein in Marseille. Er hat mir von dort Bilder geschickt, die sogar mich — die ihm doch viel zutraut — überraschten.“

Sie beschrieb diese Bilder mit großer Anschaulichkeit

und legte dabei ein tüchtiges und selbständiges Kunsturtheil an den Tag.

Trotzdem hörte ich ihr nicht mit der gebührenden Aufmerksamkeit zu, ich vergaß die weise und liebenswürdige Rede über den Mund, aus dem sie floß. Unter Anderen sprach die Gräfin von einer meiner älteren Arbeiten, lobte dieselbe fein und klug und begründete das gespendete Lob. Sie that es mit innigem Wohlwollen, mit echter Freude am Erfreuen und dem Gewürdigten gegenüber mit einer Bescheidenheit, die an Demuth grenzte.

Da durchblitzte mich's: — An die alte Frau mahnt sie, die meine Mutter war — an die arme Bewohnerin einer Hütte in unseren Tyroler Bergen ... Im nächsten Augenblick freilich sagte ich mir schon: ach nein! mit der Aehnlichkeit ist's nichts. Aber daß sie, wenn auch im Fluge, vor mir aufgetaucht, daß ich nur meinte, sie zu finden, hatte mir gut gethan, mir das Herz erwärmt. Die Befremdung, die mich in Bann gehalten, seitdem ich das Schloß betreten, war verschwunden, auch ich wurde gesprächig.

Auf die schweren Weine, die mir zu Anfang der Tafel servirt worden, hatte ich bereits eine Flasche Veuve Cliquot gesetzt. Die Gräfin ermunterte mich, den Anfang mit einer zweiten zu machen:

„Es ist der Lieblingswein meiner Kinder und wird deshalb immer im Keller gehalten."

Auf meine Bitte gestattete sie, die bisher nicht einen

Tropfen Wein genommen hatte, daß auch ihr Champagnerglas gefüllt werde. Schon hatte sie es an die Lippen geführt, als ich ausrief: „Auf die Gesundheit der Fürsten Matja und Iwan!“

Merkwürdigerweise mußte, was ich da gethan, dem Alten mir gegenüber nicht recht sein, denn ich fühlte, ja fühlte ohne aufzublicken, obwohl ich wahrlich kein Sensitiver bin, daß seine Augen mich zornig angrollten. Doch machte ich mir um so weniger Sorgen darüber, als die Gräfin sowohl diesen ersten Toast, wie einen zweiten, den ich auf sie ausbrachte, sehr gnädig aufnahm. Meine Stimmung wurde immer heiterer. Die Atmosphäre der Schönheit und der Pracht, die mich umgab, die vorzüglichen Weine, die ich getrunken hatte, die Freundlichkeit, mit der meine edle Wirthin mich behandelte, versetzten mich in einen köstlichen Rausch. Ich empfand ein himmlisches Behagen, eine große Dankbarkeit und Vertrauensseligkeit, und erzählte der Gräfin meine Lebensgeschichte von A bis Z. Sie hörte theilnehmend zu, unterbrach mich nur manchmal mit dem Ausspruch: ‚Das hätten meine Kinder auch‘, oder ‚das hätten sie nicht gethan‘.

Und während ich sprach und aß und trank, hörte ich nicht auf, ihre Züge, den wechselnden Ausdruck ihres Gesichtes zu studiren. Ja, wer Dich malen könnte! hatte ich Anfangs gedacht, jetzt dacht' ich schon — Du wirst gemalt, uud wenn es gelingt, dann giebt's ein Bild ohne Gleichen.

Rembrandt hat ein unvergeßlich liebes Mütterchen auf die Leinwand gezaubert, Andere haben wohlerhaltene alte Frauen verewigt; den Adel des Alters, eine Greisin als Greisin schön, hatte, soviel ich wußte, noch Niemand gemalt. Ich hoffte der Erste zu sein.

Die Mahlzeit war zu Ende, der schwarze Kaffee wurde gebracht, mein Christel, der seinen Dienst als dritter Aufwärter feierlich wie ein Theaterkönig, unhörbar und lautlos wie ein Schatten versehen hatte, erhielt von der Gräfin den Befehl, Cigarren und Cigarretten aus dem Zimmer des Fürsten Matja zu bringen. Nachdem dieser Auftrag besorgt war, verließ die Dienerschaft das Zimmer. O wie ungern ging der alte Leonhard! An der Thür wandte er sich noch und hinter dem Rücken seiner Gebieterin streckte er die Hände gegen mich aus, faltete sie und preßte dann mit vielsagender Gebärde die Rechte an seine Lippen.

Die Gräfin schob mir die Cigarrenkiste zu, deren Inhalt fast unwiderstehlich lockend duftete. „Bitte, nehmen Sie — nichts da, es muß sein,“ sprach sie gebieterisch, als ich aus Höflichkeit eine heuchlerische Ablehnung vorbrachte. „Matja wäre gekränkt, wenn er erführe, daß Sie seine Imperiales verschmäht haben . . . Wie? — noch immer Complimente? Da bleibt mir nichts übrig, als Ihnen mit gutem Beispiel voranzugehen.“ Sie nahm eine winzige Cigarrette und zündete sie an. „Sehen Sie, wozu meine unartigen Kinder mich verleitet haben?“ sagte sie lächelnd und — rauchte aus Gast-

freundschaft, aber ohne Uebung, denn sie blies in ihr Cigarrettchen hinein, bis es ausging. Ich secundirte discret. Ein famoses Kraut, das ich zwischen den Zähnen hielt, aber doch gar zu trocken für meinen Geschmack.

Eine kurze Pause, und die Gräfin begann: „Wenn sie jetzt kämen, die Kinder, und Sie hier träfen, Herr Professor, und mich in Ihrer Gesellschaft rauchend wie ein Student, das wäre ein Jubel — das wäre . . .“

Sie legte die längst erloschene Cigarrette weg und sah in die Luft, wieder wie vorhin, so träumerisch, so verloren . . . Und ich — immer mein Bild im Kopfe — betrachtete sie mit heißer Aufmerksamkeit, bewunderte den milden silbernen Glanz ihrer weichen Haare — die Stirn um einige Linien höher, als Praxiteles mit seinem Schönheitsideal vereinbar gefunden hätte, aber edel geformt und geistvoll, eine Stirn, die nie andere als reine Gedanken geborgen. Die Augen . . . Gott steh' mir bei! wie konnt ich doch nur zweifeln, an wen sie mich erinnerten. Hatte ich nicht hundertmal versucht, ihnen sehr ähnliche aus dem Gedächtniß nachzupinseln, ohne daß es mir gelang . . . denn sie waren unergründlich und seicht, sie konnten in einer und derselben Minute ein tödtliches Ermatten widerspiegeln und vor Lebenslust sprühen.

In einer lustigen Männergesellschaft, deren feurige Beherrscher diese Augen waren, habe ich sie, eines Momentes Dauer, gesehen wehmüthig ins Leere schauen mit dem Blick, mit dem Ausdruck der Augen meiner ver-

ehrungswürdigen Gastfreundin . . . Und da, in der Freude über meine Entdeckung, erhitzt vom Wein, glühend von Schöpferwonne — schon tauchte es vor mir empor, das Bild, das mein bestes werden sollte — vergaß ich, daß ich im Begriffe stand, einen Namen zu nennen, der in diesem Hause nicht hätte ausgesprochen werden dürfen und rief: „Fürstin T. in Paris — stammt sie nicht aus Ihrer Familie?"

Die Gräfin senkte die Augen, ein Schauer lief durch ihre Glieder, sie richtete sich noch gerader auf und sprach mit eisiger Miene und Stimme: „Fürstin T. war meine Tochter. Sie ist todt."

— Ihre Tochter! . . . Teufel, Teufel! was hatte ich da gethan? . . . Die schmerzlichste Fiber im Herzen der edlen Frau berührt, in meiner verfluchten Gedankenlosigkeit. Ich ward sogleich nüchtern vor Leid und Reue und stammelte bestürzt: „Todt? — die Fürstin todt? . . . Seit wann?"

„Seit vielen Jahren," erwiderte sie mit einer Bestimmtheit, die den Widerspruch ausschloß.

Mir aber hatte man vor drei Tagen den Brief eines Freundes nachgeschickt, in welchem von der Fürstin als von einer sehr Lebendigen die Rede war.

Und dennoch: — „Sie ist todt?" — Erschütternd hallte der Klang dieser Worte in mir nach. „Sie ist todt," das hieß: todt für mich, ihre Mutter, ausgestrichen aus den Reihen derer, die noch fähig sind, mir weh zu thun. — Diese alte Frau, deren ganze Erscheinung eine

Verkörperung der Lauterkeit war, mußte einen Trost darin finden, das verlorene Kind als ein todtes zu betrauern. Mit Recht . . .

Ich hatte vor Jahren die Fürstin in Pariser Künstlerkreisen kennen gelernt, in welchen sie lebte, seitdem die Kreise, denen sie der Geburt nach angehörte, sich ihr verschlossen hatten. Sie sehen und mich leidenschaftlich in sie verlieben, das war — nicht wie es in veralteten Romanen heißt, das Werk eines Augenblicks — aber das Werk eines Abends. Es war eine heftige Leidenschaft, denn sie raubte mir den Schlaf — den Appetit hat mir eine Leidenschaft nie geraubt. Ich mißfiel der Fürstin nicht und wiegte mich bereits in süßen Hoffnungen, als ich erfuhr, daß die Gunst der entzückenden Frau zur Zeit vergeben sei. Ein junger Maler befand sich in ihrem Besitz, der die Berühmtheit des Tages war, weil er ein freches Gemälde in seinem Atelier ausgestellt hatte, mit freiem Eintritt für das Publicum. Ich habe es auch gesehen, und sofort hat mir gegraut vor der Schiererei, vor dem Schmierer und vor des Letzteren Geliebten.

Nicht lange nachher begegnete einem meiner Freunde das Unglück, bei der Fürstin Glück zu haben und in ernsthafter Liebe für sie zu entbrennen. Sie wurde schlecht belohnt. Trotz alledem und alledem konnte der altmodische Schwärmer seine Ungetreue nicht vergessen und war auf die außerordentlich gut erhaltene, aber nicht mehr junge Frau eifersüchtig wie ein Türk. Er hatte mir neulich jenen Brief geschrieben.

Die Gräfin, die lange in tiefem Schweigen verharrt hatte, erhob jetzt die Stimme: „Sie haben die Fürstin gekannt, Herr Professor?"

„Nur vom Sehen," antwortete ich überstürzt.

Sie faßte mich schärfer ins Auge mit so angstvoller Spannung und zugleich mit so gebieterischer Frage, daß mir alten Sünder das Blut in die Wangen stieg, und ich fast kleinlaut erwiderte:

„Nur vom Sehen. Völlig genügend aber, um einen unvergeßlichen Eindruck zu empfangen . . ."

„Welchen?"

„Den einer wunderbar schönen Frau."

„Ja, schön ist sie gewesen . . . Schon als Kind — und schon als Kind . . ." Sie brach ab, eine peinliche Erinnerung schien in ihr aufzuleben. — „O Herr Professor! Sie war ihres Vaters Glück und Stolz und seine nagende Sorge. Wohl ihm, daß er ruhte im ewigen Frieden, als seine furchtbarsten Vorahnungen sich erfüllten . . . Wohl ihm, daß er die höllische Marter nicht getheilt, die ich erduldet habe, als sie heranwuchs, als sie blühte und prangte im Glanze ihrer sechzehn Jahre — entzückend für Alle, die ihr nahten — nur für Eine nicht . . ."

Die Gräfin war unheimlich blaß geworden, und unheimlich auch war der Blick, mit dem sie mich ansah, und der Ton, in dem sie sprach: „Unvergeßlich der Eindruck, den sie in Ihnen hervorrief, den Maler der Seelen. — Sagten Sie nicht so vorhin? In welcher Weise unvergeßlich? Aufrichtig, aufrichtig! — Ich bin gefeit."

„Nun, Frau Gräfin," versetzte ich, — und war damals sehr zufrieden mit dem Einfall, der mir später ziemlich roh erschien — „kennen Sie die Nachbildung des Porträts, das Furino von Maria Stuart malte, als sie noch Dauphine von Frankreich war? Die englischen Verse, die darunter stehen, die kamen mir in den Sinn, als ich das Glück hatte . . ."

„Sie lauten," fiel die Gräfin ein:

‚If to her lot some human errors fall
Look to her face and you'll forget them all.'

(Hat sie irdische Schwächen besessen,
Blick' in ihr Antlitz, sie sind alle vergessen.)

„Ein sehr angreifbarer Ausspruch. Das Entzücken, das die Schönheit erweckt, kann sich in Abscheu verwandeln, wenn wir das Lügnerische der Hülle erkennen, in welcher eine makelvolle Seele sich birgt."

Sie verwirrte sich, schwieg, begann von gleichgültigen Dingen zu reden, kam aber immer und immer wieder auf ihre Tochter zurück. „Wer trägt die Schuld?" sagte sie plötzlich. „Ihre Eltern, ihre Vorfahren waren brave Leute . . . Woher in ihr dieser angeborene, unüberwindliche Hang zum Schlechten? Welche gräßliche Erbschaft hatte sie angetreten?"

Die Stimme der Gräfin wurde leiser und beklommen, sie sprach in abgebrochenen Sätzen und wie aus schwerem Traume: „Der Mann, der sie liebte und heimführte, war gewarnt, ich, ihre Mutter warnte ihn. Aber sein Glaube

stand felsenfest . . . Unselig ist, die ihn erschüttert hat. Unselig! . . .“

Sie hielt inne — der laute Wehruf, der ihrer Brust entstieg, verrieth die Qual einer tiefen, grausam aufgerissenen Herzenswunde. — Aber größer noch als ihr Schmerz war die Stärke dieser Frau . . . Eine gewaltige Selbstüberwindung, abermals die verschummernde Bewegung mit der Hand, und sie zwang sich eine heitere Miene ab und sagte: „Noch ein Gläschen Chartreuse, Herr Professor. Meine Kinder behaupten, ein Diner ohne Chartreuse sei die höchste Unvollkommenheit in der kulinarischen Welt.“

Ihr Angesicht hatte sich wieder freudig verklärt, ein holder, anbetungswürdiger Zug umspielte ihren welken Mund. „Lauter schlechte Späße, aber sie beglücken die alte Großmutter, und deshalb wird mit ihnen nicht gespart. Ach, diese Kinder waren immer gut und liebevoll, wahrhaftig und treu. Was ich für sie that und thue, ist nichts, ihre Dankbarkeit ist unendlich. So stehe ich denn immer in ihrer Schuld.“

Forderten diese Worte nicht einen Widerspruch heraus? — Ich meinte, ja, und ich brachte ihn vor, so schön und fein, als ich nur immer konnte. Aber meine aufrichtige Huldigung wurde nicht zur Kenntniß genommen.

Die Gräfin nickte zerstreut und begann ohne directen Zusammenhang mit dem Vorhergegangenen: „Niemand kann sich vorstellen, was ich empfand in der Stunde, in welcher ihr Vater mit ihnen zu mir kam. Nach der

Scheidung war's: ‚Nimm sie, sie sind Dein,' sprach der um sein höchstes Gut betrogene Mann — und sie waren mein.

Paul, mein Sohn, blieb bei uns, überwachte die Erziehung seiner Söhne, sagte manchmal zu mir: ‚Seien Sie nicht zu nachsichtig, liebe Mutter.' Ich war es nicht. Mit stiller Angst beobachtete ich die Kinder, lauerte auf Fehler — auf Keime von Fehlern in diesen Anfängen von Menschen und entdeckte nichts, das mich beunruhigen konnte. Sie sind beide reinen Herzens und, wenn auch von einander ganz verschieden, doch beide edlen Sinnes wie ihr Vater, und ihr Streben ist, wie das seine, nach hohen Zielen gerichtet. Eine Stimme, die nicht trügt, sagt mir, sie sind zu Großem bestimmt."

Sie theilte mir viele herzgewinnende Züge aus der Kindheit und Jugend ihrer Enkel mit. Nebenbei erfuhr ich, daß Fürst Paul alljährlich den Sommer auf seinen Gütern in Volhynien zubrachte. Sein Erstgeborener, Matja, hatte ihn vor einigen Monaten dahin begleitet. Wo Fürst Iwan sich gegenwärtig aufhalte, davon machte die Gräfin keine Erwähnung.

„Sie werden bald heimkommen," sprach sie, „aber ich darf noch nichts davon wissen, sie werden mich überraschen wollen, wie sie es schon einmal gethan, — morgen, — heute vielleicht . . ."

Ihre Augen öffneten sich weit und erglänzten in rührender Hoffnungsseligkeit.

Vom Gange herüber schallte durchdringenden Klanges

der Schlag einer Uhr. Die Gräfin horchte. „Halb zehn, — in zwei Stunden könnten sie da sein ... Iwan und Matja und ihr Vater, der mir geschrieben hat — ich weiß nicht genau wann — — die Zahlen — ja die Zahlen, mein lieber Herr Professor! — — — — Doch habe ich den Brief bei mir, Sie können sich selbst überzeugen . . ."

Sie entnahm ihrer Gürteltasche eine kleine Mappe, in der eine Anzahl wohlgeordneter, aber schon etwas vergilbter Briefe lag. Eine geweihte Hostie hätte sie nicht mit mehr Andacht berühren können, als diese Blätter. Wie auf einem Heiligthume ließ sie ihre schmale, feingeäderte Hand auf dem Päckchen ruhen. Dann reichte sie mir den zu oberst liegenden Bogen und sagte: „Lesen Sie, Herr Professor! Laut, wenn ich bitten darf."

Nun, ich nahm den durch zahlloses Falten und Entfalten ganz zerschlissenen Brief und sah, daß er vor drei Jahren auf der Besitzung des Fürsten geschrieben worden war. So gut ich konnte, das heißt: nicht sehr gut, weil ich von Natur ein gerader Kerl bin, verbarg ich mein Staunen und fragte einfach: „Ist dieser Brief wirklich der letzte, den Sie, gnädigste Gräfin, von einem der Ihren erhalten haben?"

„Der letzte," bestätigte sie rasch und sichtlich unangenehm berührt. „Bitte, lesen Sie."

Ich las denn, und sie hörte mir mit höchster Spannung zu.

„Theure Mutter!

Ich komme bald. Ich habe Ihnen eine Botschaft zu bestellen, einen letzten Dank, theure Mutter, ein Abschiedswort. Gott stärke Sie und mich. — Ich komme bald . . . Wir wollen ein großes Leid mit vereinten Kräften zu tragen suchen . . .“

Die Gräfin flüsterte nach: „Ein großes Leid? . . . was er so nennt mit seiner Kunst, jede Widerwärtigkeit als Unglück zu empfinden. Er ist nicht immer so gewesen,“ seufzte sie und verwahrte ihre Briefe mit ehrfürchtiger Liebe.

Abermals entstand eine Pause, und abermals fiel die seltsame Stille mir auf, die über dem Hause lag und eines verwunschenen Schlosses würdig gewesen wäre. Ich erlaubte mir eine Bemerkung darüber zu machen, und die Gräfin erklärte:

„Ja, mein lieber Professor, ich will es so. Wer in meinem Dienste zu bleiben wünscht, muß ein Schweiger und Sachtetreter sein. Jeder Mensch hat seine Marotte; die meine ist: Ruhe, ungestörte Ruhe schaffen um mich her. In diesen Räumen wohnen die Stimmen meiner Kinder, — ich höre manchmal ihren leisen Gruß. Das Geschwätz und Getrippel der Leute, das Geräusch der Arbeit soll sie mir nicht übertönen . . . Still! —“ sprach sie plötzlich, stand auf und wandte sich der Thür zu, durch welche ich vorhin eingetreten war.

Ich hatte mich gleichfalls erhoben und, ihrem Winke gehorchend, folgte ich ihr. Mitten im Saale hemmte sie

ihren Schritt, neigte den Kopf vor und lauschte. Ihr schöner, leuchtender Blick flammte — ihre Lippen öffneten sich wie zu einem Ausruf des Entzückens — doch entstieg er ihnen nicht.

„Was fällt mir ein," sagte sie mit wehmüthigem Scherze, „ich träume wieder, es ist noch viel zu früh. Aber dafür, daß sie es nicht machen wie neulich, dafür wollen wir sorgen . . . Denken Sie, Herr Professor, als sie zurückkamen von ihrer ersten Reise, ganz unerwartet, da war es Nacht, ich schlief bereits, und sie, die Kinder, erlaubten nicht, daß man mich wecke. Am Morgen trete ich nun ins Frühstückzimmer und sehe, und traue meinen Augen nicht, drei Tassen auf dem Tisch . . . Warum drei Tassen, Leonhard? . . . Was soll dies heißen? — ‚Daß wir da sind, Großmutter,' und sie stürzen auf mich zu, und ich halte sie in meinen Armen, und ich sehe wieder in ihre guten, fröhlichen, blauen Augen . . . Es war eine schöne Ueberraschung, und dennoch, eine Wiederholung verbitt' ich mir, deshalb komme ich ihr allabendlich zuvor. Begleiten Sie mich, Herr Professor!"

Wir gingen durch den taghell erleuchteten Gang, an der Treppe vorbei, und betraten, um die Ecke biegend, einen Seitenflügel des Schlosses. Auch hier ein breiter Gang, den viele tüchtige Bilder und Trophäen aus Waffen des Orients und Occidents schmückten.

„Ich führe Sie jetzt in die Arbeitsstube Iwans; die Wohnungen der Kinder liegen gegenüber," sprach die Gräfin und trat durch eine gewölbte Halle mir voran ins Atelier.

Respect! — Das war eine Arbeitsstube, die man sich gefallen lassen konnte. Etwas gar zu prunkvoll vielleicht — vielleicht eine zu große Vorliebe für Roth und Gold verrathend in der Wahl der Teppiche, Gewebe, Draperien — aber wohl befand man sich inmitten dieser Reichthümer, weil sich ein eigenthümlicher und echt künstlerischer Geschmack in der Anordnung derselben kundgab. Ueber den ganzen Raum ergoß eine vielarmige Hängelampe ein reines, ruhiges Licht und brachte dessen schönsten Schmuck, die Skizzen und Bilder, zur vollen Geltung. Sämmtlich Arbeiten des jungen Fürsten und sämmtlich Talentproben. Man lügt mir nach, daß ich ungern lobe, ich aber thu's um so lieber, als mir so verteufelt selten Gelegenheit dazu gegeben wird. Hier fand ich sie und beutete sie gehörig aus. Die Gräfin schwamm in Glückseligkeit und fragte ganz besonders nach meinem Urtheil über einige Gemälde, die auf den Staffeleien in der Nähe des Fensters standen. Ich entdeckte sogleich unter ihnen einen alten Bekannten, eine prächtige Hafenscene, und rief: „Das ist das beste!"

„Sein bestes, nicht wahr? und auch sein letztes. Von diesen Bildern habe ich Ihnen gesprochen; es sind diejenigen, die er mir kürzlich aus Marseille geschickt hat."

Kürzlich? da hatte die Gräfin wieder einen Irrthum in der Zeitrechnung begangen. Das Bild war ja schon vor mehreren Jahren in der Pariser Exposition als unverkäuflich und einfach mit Iwan signirt, ausgestellt ge-

wesen. Damals hatte es mir einen außerordentlichen Eindruck gemacht und machte ihn mir jetzt von Neuem.

„Das ist das beste", wiederholte ich, „das steht mir höher als manches viel gerühmte Werk der neuen Schule. . . . Möchte wissen, in welche Kategorie die Alleskenner und Nichtskönner den einreihen, der das gemalt hat?... Ein Idealist? Ihr Herren! seht nur die Wahl des Stoffes: Eine Balgerei zwischen einem Soldaten und einem Matrosen, um welche ein neugieriges Publicum sich schart... Und nun die Ausführung! wessen ist die? — Eines Realisten? Nein, eines Künstlers, dem das Häßliche und Rohe widerstrebt, und der dennoch die Wahrheit darstellt, die höchste, in den Gluthen seiner Feuerseele geläuterte Wahrheit. Der macht aus einer Prügelei, die wir in der Wirklichkeit schwerlich mit ansehen möchten, ein unvergeßliches Kunstwerk. Alles gut d'ran, jede einzelne Figur sowohl, wie der Schauplatz, der Himmel, die Luft, wie das Ganze. Ich bewundere Alles, sogar manche Kühnheit, die ich mir nicht mehr erlauben würde — wir wollen sicher gehen, wir Alten."

Die Gräfin unterbrach mich: „Kühnheit, Herr Professor? die hätte der Schüler dem Meister abgelauscht."

„Was, Schüler," versetzte ich, „den Schüler könnt' ich beneiden."

„Sie haben keine Ursache," erwiderte sie und zog den Vorhang von einem auf der Staffelei nebenan stehenden Bilde, und ich sah meine „Abyssinier" nach sieben Jahren wieder. — Nicht übel, gar nicht übel waren sie,

und sehr freudig meine ersten Empfindungen bei ihrem Anblick. Aber gleich kam der hinkende Bote nach: So viel hast du damals schon gekonnt... Um wie viel mehr kannst du denn heute?... Wo bleibt der Fortschritt?... Höhe ist Wende — bist du nicht auf der deinen angelangt? — Eine Ahnung unausbleiblichen Versiegens der sprudelnden Quellen in meinem Innern durchfröstelte mich . . . Was dann? . . . dann trag's oder stirb — nur sinke nicht. Und ich schwor mir's zu: Du wirst dich hüten vor Selbsttäuschung, wirst nicht für Schaffenskraft halten, was nichts mehr ist als Schaffenslust... Wieder trat ich vor die „Hafenscene" hin und versenkte mich in ihren Anblick . . . O wie tüchtig, wie genial und — wie jung! . . .

„Herr Professor," sagte die Gräfin, „es ist spät geworden, glaube ich — wollen wir nicht hinübergehen zu den Kindern?"

Sie näherte sich bereits der Halle, als ihr aus derselben ein junger Mann, groß, breitschultrig, bärtig, mit dunkelblonder, zurückgeworfener Mähne entgegen trat. „Noch auf, Frau Gräfin?" fragte er. „Es ist elf Uhr."

„Elf Uhr," stieß sie erschrocken hervor — „wirklich? . . . Dann" eine grausame Enttäuschung drückte sich in ihrem Tone aus, „dann werden sie heute nicht mehr kommen."

„O nein," bestätigte er, und die Gräfin legte die Arme übereinander, richtete den Blick fest auf ihn und sprach mit gelassener Würde:

„Woher des Weges, Doctor?"

„Ich war — Ihrem Befehl gehorchend, beim Amtmann in Reiß. Er ist ganz wohl."

„Um so besser." Sie wandte sich zu mir: „Herr Professor M., ich bitte Sie, Ihnen meinen Hausarzt Doctor Schmitt vorstellen zu dürfen."

„Professor M.? Durch welchen Zufall? ah! das freut mich . . ." Er eilte auf mich zu und reichte mir die Hand.

Die Gräfin hatte Platz genommen, wir folgten ihrem Beispiel. Der Doctor entfaltete eine lebhafte Beredtsamkeit und theilte mir seine Ansichten über Maler und Malerei sehr unbefangen mit.

Ich hätte wahrscheinlich viel lernen können aus seinem Vortrag, wenn er nicht mitten in demselben unterbrochen worden wäre. Aber dies geschah, und zwar durch Freund Christel, der mit verstörtem Gesichte herbeigeschlichen kam und dem Doctor einige Worte ins Ohr sagte.

„Thut mir leid," erwiderte dieser mit einer entlassenden Handbewegung.

„Was giebt es?" fragte die Gräfin, und Schmitt antwortete:

„Etwas Unangenehmes, Frau Gräfin. Im Meierhof scheint sich ein Pferd losgerissen und einen der Knechte verletzt zu haben."

„Verletzt?"

„Es hat ihn geschlagen, hierher," wagte Christel vorzubringen und griff an die Hüfte.

„Der Chirurg ist gerufen worden; er waltet bereits seines Amtes. Ich bitte der Sache keine zu große Wichtigkeit beizulegen, es ist hoffentlich überflüssig,“ suchte der Doctor zu beruhigen — erfolglos jedoch.

„Davon will ich mich selbst überzeugen,“ sprach die Gräfin und erhob sich.

Auf ihren Befehl lief Christel voran, um Hut und Mantel bringen zu lassen. — Ich bot meine Begleitung an, die Gräfin dankte mit der Versicherung, daß sich immer Begleiter genug bei ihren Dorfgängen einfänden. In der That trafen wir beim Hinaustreten auf den Gang einige Diener und Dienerinnen bereits dort versammelt, an ihrer Spitze Leonhards schattenhafte Gestalt. Aus dem Hintergrunde stürzte, so schnell sie konnte, eine tonnenrunde Kammerfrau mit den verlangten Kleidungsstücken herbei.

Im Begriff fortzueilen, richtete die Gräfin noch die Frage an ihren Arzt: „Sie kommen also nicht?“

„Ich bitte, mich gnädigst zu entschuldigen,“ erwiderte er, und sie ging.

Beim Doctor hatte ein rascher Uebergang von guter in schlechte Laune stattgefunden. Trotzdem lud er mich ein, mit ihm auf sein Zimmer zu kommen, und ich nahm an, weil meine Absicht war, die Rückkehr der Hausfrau zu erwarten, um mich bei ihr zu empfehlen. Unterwegs beobachtete Doctor Schmitt ein verdrießliches Schweigen und ließ seinem Unmuth erst freien Lauf, als wir in seiner Gelehrtenstube saßen und dampften.

„Es ist unglaublich," brummte er, „wie oft die gute Gräfin mich in Collision mit dem Dorfbader brächte, wenn ich mich nicht zur Wehre setzen würde." Er hatte sich in einem ungeheuren Lehnstuhl so schlangenmäßig zusammengerollt, daß man nicht wußte, wo der Mensch anfing und wo er aufhörte, und sprach, und sprach! — — — Allerdings recht gescheit und witzig, aber Alles, was er sagte, war mehr oder minder — Selbstverherrlichung.

So eitel, dachte ich im Stillen, kann ein verständiger Mensch nur auf dem Lande werden, wo er vermuthlich der Einzige in seiner Art ist. Und als er eine seiner Auseinandersetzungen mit dem grollenden Ausruf schloß:

„Ich bin hier nicht an meinem Platze," entgegnete ich:

„Warum bleiben Sie?"

„Das ist es ja — ich kann nicht anders, ich bin angeschmiedet auf Lebensdauer — nämlich der Gräfin. Ihre Verwandten haben mich engagirt."

„Unter guten Bedingungen natürlich?"

„Unter vortrefflichen. Und dennoch — ich hätte nicht annehmen sollen. Das Leben hier ist doch gar zu ärmlich. Indessen — was ist zu thun? Vor geistigem Verkommen bewahre ich mich nach Kräften durch häufig erbetenen und immer gern ertheilten Urlaub. Ich bedarf seiner zu wissenschaftlichen Reisen, zur Aufrechterhaltung meiner zahlreichen Verbindungen. Die Gräfin sieht das ein, kleinlich ist sie nicht."

„Das glaube ich Ihnen gern, daß diese Frau nicht kleinlich ist.“

„Sie sind begeistert von ihr; kein Wunder. Mit welcher Liebenswürdigkeit wird sie das ‚leuchtende Vorbild‘ ihres Iwan aufgenommen, Ihnen ihr ganzes Vertrauen geschenkt haben . . . Aber, Herr Professor, die Geschichten, die Ihnen neu waren, wachsen mir bereits zum Halse heraus.“

„Die Gräfin hat mir keine Geschichten erzählt.“

„Keine einzige aus der Kindheit ihres Matja und ihres Iwan? Das setzt mich in Erstaunen.“

„Wie mich, aufrichtig gestanden, die Art und Weise, in welcher Sie, Herr Doctor, von der Gräfin reden.“

„Ich? — ich habe die höchste Achtung vor ihr, ich sage Jedem, der's hören will, daß ich, ein Psychiater, in diesem Hause überflüssig und im Besitz einer Sinecure bin.“

„Als Psychiater sicherlich.“

„Jawohl, und trotzdem . . . Ist Ihnen gar nichts Seltsames an ihr aufgefallen?“

Ich antwortete ausweichend, und er begann gelehrt zu werden und berief sich auf Tod und Teufel, unter Andern auch auf Schopenhauer.

„Diese Frau,“ sagte er, „führt ein Traumleben, in dem es jedoch an wachen Momenten nicht fehlt. Schopenhauer sagt in seinem Versuch über Geistersehen: Bei der Thätigkeit aller Geisteskräfte scheint im Traume das Gedächtniß allein nicht disponibel. Längst Verstorbene figuriren darin noch immer als Lebende . . .“

Mich überlief's — „Was heißt das? . . . was wollen Sie damit sagen?“ Ich ahnte wohl, was jetzt kommen würde und war doch voll Angst, es aussprechen zu hören. — „Wo ist Fürst Iwan?“ stieß ich plötzlich hervor.

Der Doctor schlug auf den Tisch. „Herr Professor! so sind Sie ihr wirklich aufgesessen? Haben nicht bemerkt . . .“ Er hielt inne und rief, einem Geräusch von Stimmen und Schritten, das sich vernehmen ließ, lauschend: „Der Tausend, da kommt sie schon zurück von ihrem Krankenbesuch.“

„Hat sie den auch im Traum gemacht?“ fragte ich.

„Nein,“ erwiderte er, „und ich will Ihnen erklären . . .“

Aber ich hörte ihn nicht zu Ende; ich war schon aufgestanden und verließ mit einer Entschuldigung das Zimmer, um der Frau des Hauses entgegen zu gehen.

Sie kam an der Spitze ihres Gefolges langsam daher geschritten. Meine Stimme schien mir einen aufdringlichen Klang in diesen stillen Räumen zu wecken, als ich mich an die Gräfin wandte, mit einer Erkundigung nach ihrem Kranken.

„Es geht schlecht,“ sprach sie, tief erregt und noch ganz im Banne der eben erhaltenen peinlichen Eindrücke.

An der Schwelle ihrer Gemächer verabschiedete ich mich und lehnte dankend ihre Aufforderung zu längerem

Bleiben ab. So befahl sie denn, mit dem Frühesten Alles für meine Abreise bereit zu halten, und entließ mich mit den Worten: „Vielleicht besinnen Sie sich doch anders und schenken mir noch einen Tag."

Meiner Treu! ich thät's gern, dacht' ich bei mir und wollte mich wieder zum Doctor zurückbegeben, der mir die Beendigung des Satzes, in dem er unterbrochen worden, schuldig geblieben war. Ich thät's, ich bliebe, wenn nicht die Hexe wäre, die Julietta — und meine Sehnsucht — und die Furcht vor ihrem Zorn.

Während ich meinen Weg fortsetzte, ging ein Diener hinter mir her, der eine Lampe nach der andern abdrehte. Er hielt in seinem Finsterniß verbreitenden Geschäft erst inne, als Christel herbeikam, ihm abwinkte und zugleich mir die Meldung brachte, der Doctor habe sich zur Ruhe begeben und lasse mir gute Nacht wünschen. Für diese gute Nacht wünschte ich ihn zum Teufel und ging mit Christel auf mein Zimmer, dasselbe, in das er mich nach meiner Ankunft geführt hatte.

Ich muß wieder ein beschämendes Geständniß ablegen. Als der Bursche sich mir beim Auskleiden mit solcher, vom Herzen kommenden Dienstwilligkeit behülflich, oder sagen wir überflüssig machte und mir so recht wie ein guter, dienender Geist erschien, dem man wohl Vertrauen schenken könne, kam mich die Versuchung an, ihn auszufragen, um zu erfahren, was er und Seinesgleichen von der Gebieterin dächten. — Sogleich jedoch überwand ich diese ganz ordinäre Regung und schickte Christel

schlafen, nachdem ich ihm dringend aufgetragen, mich morgen Schlag fünf zu wecken. Und nun war ich allein mit meiner Neugier und mit meinem ungelösten Räthsel. Eine große Ungeduld ergriff mich. Um sie zu täuschen, nahm ich mein Skizzenbuch und begann erst lässig, allmählich immer mehr ins Feuer gerathend, ein paar Entwürfe zu machen . . . Maria im Alter. Sie lehrt ein Kindlein die Liebesgebote ihres Sohnes und Herrn . . . Sie steht am Sterbebett eines Pharisäerknechts — — beide ausführbar — keiner das Rechte. Das Rechte mußte ich noch finden, es kam mir nicht, wie schon so oft, als Offenbarung. In meinem Kopf entstand ein wildes Ringen, und wer vollführt's? — lauter stumpfe elende Gedanken. Gebt Ruh', ihr seid nichts, und es ist erbärmlich, wenn die Ohnmacht schaffen will . . . Unsinn und Qual — und doch keine Qual, denn nicht einen Augenblick verließ mich in meiner Pein und Noth die feste, die erlösende Hoffnung: Die Erfüllung kommt, sie muß. Was sich dir jetzt verhüllt, du wirst es sehen. Was dir heute unerreichbar ist, fällt dir morgen von selbst in den Schoß.

So vertröstete ich mich, stand auf, tauchte meinen Kopf in das mit frischem Wasser gefüllte Waschbecken, öffnete alle Fenster und legte mich, zunächst um auszuruhen, an Schlaf dachte ich nicht, in das weit ins Zimmer hineinragende Himmelbett. Ein köstliches Lager, das mir da bereitet worden. Mit Hochgenuß streckte ich mich aus, freute mich des Hineinströmens der kühlen Luft und

horchte dem Rauschen der windbewegten Bäume, das von Zeit zu Zeit der Schrei eines beutegierigen Nachtvogels durchdrang. Wohlige Ruhe umfing mich, ein Reflex alles dessen, was mich heute bewegte, sammelte sich wie in einem Brennpunkt und umwob mich mit dunkelhellen, geheimnißvollen Strahlen . . . Ich weiß noch, daß ich ein Frauenbild von erhebender Schönheit vor mir sah und daß es meine edle Gastfreundin vorstellte und ein Werk war, das den Namen dessen, der es schuf, durch die Jahrhunderte trägt . . .

Plötzlich wacht' ich auf — grelles Sonnenlicht, das mir in die Augen fiel, hatte mich aufgeweckt . . . Schon Tag? mir war, als hätte ich kaum eine Stunde geschlafen. — Am Fuße meines Bettes stand Christel, hatte den Vorhang zurückgeschoben und blinzelte mich halb muthwillig, halb verlegen an.

„Schon fünf?“ rief ich, und er kratzte sich hinter dem Ohr.

„Sehen Sie doch, wie hoch die Sonne steht, es hat just zehn geschlagen.“

Wie mir wurde, wie ich ihn anfuhr — darüber mag ich mich nicht ausbreiten. Aber bekennen muß ich, daß Christel wohl versucht hatte, mich zu wecken, daß es ihm aber nicht gelang, weil ich in meinem Waterlooschlaf gelegen hatte. So nämlich nennen meine Freunde den eisernen Schlaf, der mich zum ersten Mal befiel, nachdem ich als junger Künstler einen furchtbaren Mißerfolg erlitten. Später stellte er sich seltener, meist nur

nach einer großen Ermüdung bei mir ein. Und auch dann nicht immer — zu meinem Bedauern, denn aus einem solchen Schlaf erwache ich als ein glücklicher Mensch und fühle mich fähig, alle Kräfte, die in mir liegen, zu verwerthen und jede Niederlage von Einst wett zu machen durch Sieg um Sieg.

Auch an diesem Morgen überkam mich eine herrliche Stimmung, leider jedoch erst, als meine Flüche gegen Christel bereits ausgestoßen waren. Um so sanfter und freundschaftlicher fragte ich ihn jetzt, wann der nächste Zug in der Station eintreffe.

„In fünf Stunden dreißig Minuten. Sie haben noch zwei Stunden Zeit, zum Frühstück und zu einem kleinen Spaziergang, wenn's gefällig ist."

„Und zu einem Besuch bei der Frau Gräfin?"

„Das nicht." — Christel gerieth in Bestürzung. „Vormittags darf unter Dienstesentlassung kein Mensch angemeldet werden. Auch ist die Frau Gräfin nie zu Hause."

„Wie so, nie? das heißt wohl für Besuche?"

„Nein, wirklich — aber ich bitte, fragen Sie lieber den Doctor —" setzte er mit demüthigem Flehen hinzu. „Er hat ohnehin fragen lassen, ob er Ihnen Gesellschaft leisten darf beim Frühstück."

„Ohne Weiteres," erwiderte ich und hatte mich kaum gewaschen und angekleidet, als der junge Mann auch schon ins Zimmer trat. Er schüttelte mir die Hand und erkundigte sich, ob ich viel versäume durch meine verspätete Ankunft in Wien.

— „Hm!“ antwortete ich, — „hm, hm — eine Sitzung der Akademie.“

„Eine Sitzung? O Herr Professor“ — und der Ausruf kam ihm vom Herzen — „das muß Ihnen schrecklich sein!“

„Passirt, und ich will's verschmerzen, vorausgesetzt, daß Sie mir eine Abschiedsaudienz bei der Frau Gräfin verschaffen.“

Nachdem er sich dazu bereit erklärt hatte, bestätigte er Christels Behauptung, daß die Gräfin Vormittags nie zu Hause sei.

„Und wo ist sie?“

„Bei den Ihren. — Wir müssen sie dort aufsuchen.“

Ich beeilte mich, meine Mahlzeit zu beenden, und folgte ihm, sehr bemüht, meine Spannung zu verbergen. Mich verdroß die Ueberlegenheit, mit welcher er neben mir herschritt, ganz wie ein Hofmeister, der seinen Zögling zu einem interessanten Schauspiel geleitet und Betrachtungen über die Art anstellt, in welcher der Junge sich wohl dabei beenehmen wird.

Wir wanderten durch dichtverwachsene Laubgänge die Lehne hinan, die hinter dem Schloß emporstieg. Es war ein wunderschöner Tag und in der Luft ein Frühlingsathem, mit dem einzelne vertrocknete Zweige am Geäste und die dürren Blätter, welche der Wind raschelnd vor uns hertrieb, in seltsamem Widerspruch standen.

Der Doctor sprach, absichtlich wie mir schien — vielleicht that ich ihm unrecht — durchaus nur von gleich-

gültigen Dingen. Eine gute Weile nahm ich mich zusammen, endlich aber riß mir die Geduld, und ich brach aus: „Ich bin kein Freund von Ueberraschungen, Herr Doctor! . . . Wohin führen Sie mich?"

Er erwiderte mit verwünschter Gelassenheit: „Zur Gruft, wo die Gräfin ihre Vormittage zubringt und aus der sie oft ganz traurig heimkehrt, weil Diejenigen, die dort in den Sarkophagen liegen, nicht gekommen sind, um mit ihr zu beten."

„Zu beten? sie weiß nicht . . ."

„Sie weiß nicht mehr, sie hat vergessen — vergessen wollen. Das Maß ihrer Leidensfähigkeit war erschöpft durch den Tod ihres Mannes und durch das Leben ihrer Tochter. Den Verlust ihrer Enkel — beide, denken Sie, sind gewaltsam aus dem Dasein gefördert worden — und den ihres Schwiegersohnes hätte sie nicht ertragen können. Da hat ‚die Natur' sich ihrer erbarmt und ihr die Fähigkeit geschenkt, Träume zu weben, in denen die Begrabenen auferstehen. Uebrigens entreißt sie sich manchmal diesen Wahnvorstellungen. Sie findet dazu die Kraft, wenn es gilt, erfüllen, was sie für Pflicht gegen ihre Todten hält. Zum Beispiel, in der Capelle dort oben eine Messe hören an jedem Erinnerungstage. Ein solcher ist heute, und wir finden sie möglicherweise so klar, als Jemand sein kann, der im Nebel der Frömmigkeit wandelt. — Den zu zerstreuen, war ich zuerst bemüht, denn ich halte ihn für den anonymen Urheber . . ."

„Bleiben wir bei den Thatsachen!“ unterbrach ich ihn. „Wie sagten Sie vorhin: Beide Enkel eines gewaltsamen Todes gestorben?“

„Beide, und zwar rasch nach einander — und der Fürst gleich darauf. An gebrochenem Herzen, heißt es, ich meine an einem Lungenleiden, das er seit Langem in sich getragen haben soll. Jedenfalls war sein Ende nicht tragisch, wie das seiner Söhne.“ Der Doctor hielt inne, erwartend, daß ich ihn bitten werde, fortzufahren. Ich that es nicht, und so erzählte er denn aus eigenem Antrieb weiter:

„Iwan, der Jüngere, der Maler, hat in Marseille, kurz bevor er sich nach Afrika einschiffen wollte, einen französischen Offizier herausgefordert. Warum? Weil Jener, der eben aus Paris kam, etwas respectlos von der Fürstin Mutter gesprochen hatte. Das Duell fand statt, und der ritterliche Vertheidiger einer verlorenen Ehre blieb auf dem Flecke.“

„Ein Unglück, nicht nur für die Seinen, auch für die Kunst. Schade um den Mann.“

„Gewiß ein Unglück und zugleich eine Lächerlichkeit.“

„Herr,“ sagte ich, „mögen solche Lächerlichkeiten nie aussterben in unserer ernsten Welt.“

„Das ist Geschmacksache, sehen Sie. — Meinetwegen brauchte ein reiches und hoffnungsvolles Leben nicht hingeworfen werden, um eine schadhafte Reputation zu vertheidigen, weil es zufällig die eigene Mutter ist, welche sich diese Reputation gemacht hat.“

Gar zu gern hätte ich ihm darauf eine tüchtige Antwort gegeben, aber nichts dergleichen fiel mir ein. Ich hasse die kalte Vernunft — gegen sie aufkommen kann ich nicht.

Er fuhr fort: „Der Majoratsherr, der Matja, war aus derberem und gesunderem Stoffe gebaut als sein Bruder und ein leidenschaftlicher Jäger. Er ging in Volhynien zu Grunde auf einer Bärenjagd . . . Aber sehen Sie, wir sind am Ziel."

Wir waren aus dem Dickicht herausgetreten, vor uns lag zwischen uralten Bäumen eine dichtbewachsene, kurzgeschorene Wiese. Sie zog sich den Berg hinan, auf dem ein wahrer Prachtbau emporragte. Es war ein Tempel aus polirtem grauem Marmor, dessen Gebälk von weißen korinthischen Säulen getragen wurde. Eiben und Cypressen umgaben ihn im Halbkreis und bildeten eine dunkle Sichel inmitten der Laubwaldungen, die schon herbstlich entfärbt weithin die Höhen bedeckten. Die Pforte des Tempels stand offen, und der innere Raum, von Sonnenlicht durchfluthet, das durch die hohen Fenster brach, blinkte uns goldig entgegen.

„Ein merkwürdiger Bau," sagte ich.

„Ein Mausoleum," erwiderte der Doctor. „Die Gräfin hat es nach dem Tode ihres Mannes errichten lassen. Die Anderen sind viel später dort beigesetzt worden . . . Aber Sie haben nicht mehr allzuviel Zeit, wenn Ihnen daran liegt, sie noch einmal zu sehen; kommen Sie."

„Wohin?“ rief ich aus und blieb stehen. „An die Ruhestätte ihrer Lieben? — Sie vielleicht im Gebete stören, — was denken Sie?“

„Die Gebetstunde ist längst vorbei, kommen Sie, es wird sie freuen . . . Sie wollen nicht? — Nun, so muß ich Sie denn anmelden.“

Mit großen Schritten ging er vorwärts, und ich, durch seine Zuversicht ermuthigt, folgte ihm nach. Schon konnte ich das goldene Kreuz auf dem Altare sehen, der frei inmitten des Tempels stand. Ueber ihm hing die Lampe mit dem ewigen Licht . . . Dieses — ja dieses war's, das mir gestern so freundlich durch die Bäume hindurch geschimmert hatte. In der Dunkelheit ein klarer, verheißender Stern, in der Tageshelle ein schwach glimmender Schein.

Oben am Eingang ließ der Doctor sich wieder blicken. „Nicht mehr da, Sie haben Unglück!“ schrie er mir zu. „Bemühen Sie sich trotzdem herauf, es ist ganz hübsch hier.“

Mich aber widerte es an, das Heiligthum meiner Gastfreundin an der Seite dieses pietätlosen Gesellen zu betreten. Statt aller Antwort wandte ich mich ab und sah — im selben Augenblick sah ich gerade mir gegenüber die Gräfin aus dem Walde herausschreiten. — Sie trug einen Laubkranz in ihrer Hand und durchschritt langsamen Ganges, unbewußt und mechanisch die Wiese auf dem kürzesten Wege dem Grabdenkmal zu.

Nach kurzem Zaudern wagt' ich's, eilte ihr nach,

und mich tief verneigend, pochenden Herzens sprach ich sie an. Sie that erschrocken einen Schritt zurück, Bestürzung und Verlegenheit malten sich in ihren Zügen. Rasch jedoch nahm sie sich zusammen.

„Ah — Herr Professor . . .“ sprach sie und reichte mir die Hand, „so haben Sie sich's doch überlegt und sind geblieben . . . Iwans wegen? Sagte ich Ihnen denn, daß heute sein Geburtstag ist? Nein, nicht wahr? Eine schöne Fügung also, daß Sie es sind, der ihm heute diesen Kranz bringen kann.“

Sie reichte ihn mir, wir stiegen die Stufen hinan und standen in einem hochgewölbten Raum, dessen reich cassettirte Kuppel von schlanken Säulen getragen wurde. Zwischen diesen, an der Evangelienseite des Altars, standen fünf Marmorsärge. Einer derselben war offen und leer. Auf den Deckeln der Uebrigen las ich die Namen Derer, von welchen die Gräfin gestern so oft, mit so viel Liebe und wie von Lebenden gesprochen hatte.

Die alte Frau breitete ihre Arme mit einer unsagbar ergreifenden Gebärde aus. „Alle todt —“ sprach sie, „alle todt!“

Sie war aus ihrem Traum erwacht.

Wir gingen von Sarg zu Sarg, und im Innersten ergriffen, schmückte ich denjenigen meines gottbegnadeten Jüngers, der auf dem besten Wege gewesen, mein Meister zu werden. Die Gräfin stand dabei hoch aufgerichtet, regungslos. Als mein Blick dem ihren begegnete, schüttelte sie das Haupt:

„Bedauern Sie mich nicht. Ich habe die Meinen nicht begraben. Nur ihren Staub. Die Seelen, die ihn belebten, wohnen weit . . . Aber sie kommen — aus lichten Bereichen kommen, kraft ihrer unsterblichen Liebe meine Kinder zu mir. Ich fühle — wie oft! ihre beglückende Nähe. — Und wenn ich durchs Haus gehe, durch den Garten, durchs Dorf, scheinbar allein, ich bin es nicht — meine Todten gehen mit . . ."

Der Doctor, der die Zeit über schweigend an der Pforte gelehnt hatte, räusperte sich laut. Die Gräfin nahm seine Mahnung zur Kenntniß, ein bleiches Lächeln umspielte ihre Lippen.

„Mein Hausarzt zwar behauptet, das sei ein Wahn, und will mich davon curiren, ich aber hoffe unheilbar zu sein."

Der Doctor murmelte: „Das heißt hoffen, sich immer der Wahrheit verschließen zu können."

„Wahrheit!" fuhr ich ihn an, „wie sieht die aus, die bei Ihnen zu haben ist? . . . War jemals in dergleichen Fragen die Wahrheit von gestern noch die von heute?"

„Sie werden den Zug versäumen, Herr Professor," erwiderte er.

Ich küßte der Gräfin die Hände und rief: „Heil Ihnen, edle Frau, Heil Ihrem Traum, Ihrem Wahn, Heil Ihrem schönen Glauben. Halten Sie so lange an ihm fest, als Ihnen Niemand eine Wahrheit bringt, die schöner ist als er."

Ich ging. Der Doctor gab mir das Geleite und ließ unaufhörlich die Quellen reichlicher Belehrung springen. Aber dieser ganze Segen rieselte über einen Unwürdigen nieder. Alle meine Gedanken waren gefangen genommen von dem Eindruck, den ich empfing, als ich mich zum letzten Mal nach der Gruftcapelle zurückwandte. Die Gräfin stand auf der Schwelle, und ich glaubte, den Freudenglanz auf ihrem Angesicht noch schimmern zu sehen, den meine Worte hervorgerufen hatten.

Und ich versäumte den Zug, und ich kam erst am nächsten Tage in Wien an, und ich fand Juliettas Abschiedsbrief angenagelt an der Thür meines Ateliers. Und das Alles war mir gleichgültig, weil ich malte. — Malte und von der Welt nichts wußte und von unserer Erde nichts verlangte, als daß sie ihre eigene Bahn verfolge und sich's nicht einfallen lasse, in die Sonne oder irgend wohin anders zu stürzen, bevor mein Werk geschaffen war.

Sie erfüllte mir den Wunsch, und ins Leben trat meine „Mater resurrecti", die Ihr alle kennt: Maria am Grabe, in dem ihr Sohn gelegen — aus dem er auferstand.

Das Urbild meiner besten Arbeit habe ich nicht wiedergesehen. Am selben Tage, an welchem diese mit dem großen Preise gekrönt wurde, erhielt ich die Nachricht vom Tode der Gräfin. Sie war plötzlich und schmerzlos aus dem Leben geschieden.

Ohne Liebe.

Dialogisirte Novelle.

Ein Salon im Palais der Gräfin Laßwitz in Wien. Die Einrichtung ist im Zopfstil gehalten, die Wände sind mit blauem Brokat überzogen. Eine hohe Mittelthür führt in ein Eingangszimmer, eine Thür links in die Wohnzimmer der Gräfin, eine Thür rechts in die ihrer Enkelin, Gräfin Emma Laßwitz. Im Vordergrund rechts steht ein kleines Kanapee, davor ein Arbeitstisch und ein Sessel. Gegen den Hintergrund links an der Wand ein großes Etablissement. Auf dem Kanapee, den Fauteuils, den Sesseln ist eine reiche Bescherung an Toilettegegenständen, Kleidern, Hüten u. s. w. ausgelegt. Gräfin Laßwitz beschäftigt sich mit dem Ordnen der Blumenspenden, Schmucksachen, Albums und Bücher, welche den Tisch bedecken. Emma, in einfachem, dunklem Morgenanzug, tritt ein. Sie ist schön und anmuthig, sehr ruhig in ihren Bewegungen und in ihrer Sprechweise. Seelenfrieden, innere Klarheit drücken sich in ihrem Wesen aus.

Gräfin. Dein Geburtstag, liebes Kind, wir gratuliren.

Emma (küßt ihr beide Hände). Dank und aber Dank! (Die Geschenke betrachtend.) Alles wunderbar. Ja, das bist Du; eine solche Wahl triffst nur Du ... Wie Dir das alles ähnlich sieht. Meiner Treu! ... wenn ich diesen Reithut auf den Kopf der Kaiserin von China sähe, rief ich aus: den hat Ihnen, Majestät, meine Großmutter geschenkt! (Umarmt die Gräfin.)

Gräfin. Ach — geh!

Emma. Und von wem die Blumen?

Gräfin. Diese von Berg.

Emma. Der gute Alte!

Gräfin. Die von Thal.

Emma. Freuen mich nicht.

Gräfin. Die von Hügel.

Emma. Da hätten wir ja die Landschaft beisammen. Kein Achenbach, leider. (Sie nimmt ein Schmuckkästchen vom Tisch.) Diamanten . . . leichtsinnige Großmutter, nun gar Diamanten . . . die darf ich ja nicht tragen, ich alte Jungfer.

Gräfin. So warten wir, bis aus der alten Jungfer eine junge Frau wird.

Emma. Pst! heute spricht man nicht von unangenehmen Dingen — nur von Dir, von Deiner Großmuth. (Sie mustert die Geschenke von neuem.) — Es ist wirklich und wahrhaftig zu viel.

Gräfin. Ich habe für drei zu geben, vergiß das nicht.

Emma. Wie sollt ich? Du hast mir nie etwas Gutes gethan, ohne zu sagen: im Namen Deiner armen verstorbenen Eltern. (Sie führt die Gräfin zu dem Kanapee im Vordergrund, nimmt auf dem Sessel Platz, ergreift beide Hände der Gräfin.) Verzogen aber hast Du mich in Deinem eigenen Namen.

Gräfin. Verzogen?

Emma. Du hast mir das Leben zu angenehm gemacht, zu schön, zu leicht . . . Großmutter, sag einmal: wie alt war ich, als mir mein Vater starb und bald darauf meine Mutter? Drei Jahre — nicht?

Gräfin. Ungefähr.

Emma. So bin ich nun seit einundzwanzig Jahren bei Dir. Sie sind mir vergangen wie ein Tag, aber was nützt das? Auch wenn man unvermerkt alt geworden, alt ist man doch.

Gräfin. Mit vierundzwanzig?

Emma. Als ich sechzehn war und Damen in meinen jetzigen Jahren auf den Bällen herumhüpfen sah, dachte ich: was wollen denn diese alten Schachteln, wollen sie sich vielleicht einen Mann ertanzen?...

Gräfin. Das hast Du nicht nothwendig. Die Bewerber kommen uns ins Haus.

Emma. Gott weiß es. Was für Menschen!

Gräfin. Nun, nun, Rüdiger befindet sich unter ihnen, und der liebt Dich, nicht Dein Geld.

Emma. Möglich, weil er selbst genug hat. Aber Großmutter, er ist ein Familiengötze.

Gräfin (ungeduldig). Das sagst Du immer; was meinst Du eigentlich damit?

Emma. Was soll ich anderes meinen als einen Menschen, mit dem seine Verwandten Abgötterei treiben?

Gräfin (wie oben). Sie thun es, weil er es verdient.

Emma. Niemand verdient Abgötterei, am wenigsten derjenige, der sie duldet.

Gräfin. Woher hast Du diese Phrase?

Emma (drückt den Zeigefinger an die Stirn). Ich hab's daher, und deshalb ist es keine Phrase. Denk einmal darüber nach — wodurch hat sich Rüdiger die Anbetung

seiner Familie zugezogen? Durch eitel negative Tugenden. Er hat nie Schulden, nie einen Rausch, nie ein Duell gehabt. Er bringt seine Tage im Bureau und zwei Abende in der Woche bei seiner Mutter zu, umgeben von Tanten und Schwestern und Basen, und die Damen alle schwingen Weihrauchfässer. Ach, der einzige Sohn, Neffe, Bruder, Vetter! Ach, der einzige überhaupt! Wo giebt es noch seinesgleichen? ach, und wo weilt sie, die Glückliche, die er erwählen und einführen wird in den Kreis seiner Priesterinnen, damit auch sie das Weihrauchfaß ergreife und . . .

Gräfin. Schweige! — Einen vortrefflichen Menschen verspotten hören ist mir überhaupt unangenehm; von Dir aber thut es mir weh. Er liebt Dich mit beispielloser Treue, obwohl (faßt sie scharf ins Auge), wenigstens scheinbar, unerwidert.

Emma (nach einer Pause, sehr ernst). Auch ich habe jahrelang so geliebt und bin mit dieser Liebe fertig geworden. Er soll mir's nachmachen!

Gräfin. Kind, überlege, bevor Du diesen Mann abweisest. Ueberlege, was das ist, unter dem Schutz und Schirm eines solchen Mannes zu stehen.

Emma. Gute Großmutter, ein Götze ist Niemandem ein Schirm, der braucht selbst Schirme . . . (Gräfin will sprechen, sie kommt ihr zuvor.) Laß mich eine alte Jungfer bleiben; wie soll ich heirathen? — Ich kann ja nicht mehr lieben. Marko war für mich der Inbegriff aller männlichen Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, er hatte

alle Vorzüge, die ich bewundere, alle Fehler, die mir verzeihlich scheinen. Wir sind als Nachbarskinder aufgewachsen, und schon meine Wärterin hatte mir gesagt: der Graf Marko ist Ihr zukünftiger Bräutigam. Dergleichen merkt man sich, und so liebte ich ihn denn wie einen Bräutigam. Er hingegen liebte mich, wie man eine Schwester liebt, und heirathete meine Freundin.

Gräfin. Die er recht unglücklich gemacht hat.

Emma. Oder sie ihn — wer weiß es? (Nach einer langen Pause.) Nun ist er Wittwer seit drei Jahren.

Gräfin. Jawohl, und vergräbt sich in Kroatien auf dem Gute seiner Verstorbenen und überläßt die Verwaltung seines schönen Waldsee den Beamten, die dort wirthschaften, daß es ein Graus und schlechtes Beispiel ist für die ganze Nachbarschaft. Ich halte es, weiß Gott, für unrecht zu verpachten: Hast du den Genuß, habe die Plage. — Aber die Waldseer Anarchie an der Grenze könnte sogar mich verleiten, ein Unrecht zu thun. Das hätte dann dieser Herr Marko auf dem Gewissen.

Emma. Wie bös Du ihm bist! beinahe noch so böse wie in jener Zeit, da ich ihn liebte und (lachend) unendlich unglücklich war.

Gräfin. Da hast jetzt gut lachen; in Deinen Backfischjahren hast Du mich oft genug nervös gemacht mit Deinem Hirngespinst von einer Liebe, die von ihrem Gegenstand nicht einmal zur Kenntniß genommen wurde. Viel Thorheit habe ich kennen gelernt, eine so große, wie diese Liebe, nicht. Gott sei Dank, starb die unirdische

endlich doch eines irdischen Todes — sie verhungerte. Ohne jede Nahrung kann sogar die geistigste Liebe nicht leben. Aber, mein Kind, ganz geheilt von der einzigen Krankheit, welche Dich jemals heimgesucht, wirst Du dann erst sein, wenn Du den Entschluß fassest —

Emma (legt beide Hände um den Hals der Gräfin, sieht ihr in die Augen). Die Frau Rüdigers zu werden. Er ist einmal Dein Liebling, dieser Verführer aller Großmütter.

Gräfin (sucht sich vergeblich von ihr loszumachen). Laß doch.

Emma. Nein, Du mußt die Wahrheit hören. Ihr seid im Irrthum, wenn Ihr meint Eure Schwachheit verbergen zu können. Man sieht Eure Augen leuchten, so oft der Name Rüdiger ausgesprochen wird.

Gräfin (wie oben). Närrin! Närrin!

Emma (umarmt sie und läßt sie los). Verzeih! Auch ich werde einmal sechzig, und dann wird es mir ergehen wie Euch. Wenn ich das bedenke, bin ich im Stande und nehme ihn; man muß für seine alten Tage sorgen.

Diener (meldend). Graf Rüdiger.

Gräfin. Da siehst Du nun. (Rückt die Haube zurecht. Zum Diener.) Sehr angenehm. (Diener ab.)

Emma (seufzt). Ach Gott! (Steht auf, geht zum Tische und macht sich mit den Geschenken zu thun.)

Gräfin. Emma, wenn er sich heute erklärte?

Emma. Geschähe es zum drittenmal. Wir werden doch unsere Fassung bewahren bei einem nicht mehr ungewöhnlichen Ereigniß.

Hermann Rüdiger, ein Bouquet in der Hand, tritt ein. Er ist fünfunddreißig Jahre alt, mittelgroß, blond, fett, sorgfältig gekleidet, hat ein hübsches Gesicht, trägt einen Vollbart, wiegt sich beim Gehen ein wenig in den Hüften. Sein Wesen drückt Selbstvertrauen aus, ist aber nicht frei von einiger Befangenheit; es verdirbt ihm die Laune, sobald ihm diese zum Bewußtsein kommt. Er verneigt sich vor beiden Damen und ist im Begriff, auf Emma zuzugehen. Sie bleibt regungslos und lächelnd am Tische stehen. Er, allmälig die Haltung verlierend, hemmt den Schritt.

Gräfin. Grüß Gott, mein lieber Rüdiger.

Rüdiger. Frau Gräfin. (Nach kurzer Ueberlegung wendet er sich, geht auf sie zu und überreicht ihr den Blumenstrauß.) Erlauben Sie mir, Ihnen meinen Glückwunsch zum Geburtstage Ihrer Enkelin darzubringen.

Gräfin. Mir? O, ich bin sehr überrascht und nehme ihn freudig an.

Emma. Bravo, Graf Rüdiger, das haben Sie gut gemacht. (Geht auf ihn zu und bietet ihm die Hand. Er, nach einigem Zögern, reicht ihr zwei Finger, die er schnell zurückzieht.) Ich freue mich jetzt schon auf den Geburtstag meiner Großmutter, da bekomme ich ein Bouquet. (Gräfin ist aufgestanden, stellt die Blumen in eine Vase und bleibt während der nächstfolgenden Reden im Hintergrund.)

Rüdiger (verstimmt). Sie loben mich — ein Glück, das mir selten widerfährt.

Emma. Wie Sie das sagen, wie vorwurfsvoll! als hätte ich eine heilige Pflicht versäumt.

Rüdiger. Von Pflicht ist nicht die Rede, ich glaube nur auf mehr Rücksicht Anspruch machen zu sollen, als ich von Ihnen erfahre. Ein andrer Mann . . .

Emma. Lieber Graf, ich bin heute ausnehmend friedlich gestimmt und bereit, jedes begangene Unrecht einzusehen, noch mehr: es zu bekennen. (Treuherzig.) Mein Undank gegen Sie ist groß.

Rüdiger. Jawohl.

Gräfin (auf ihrem früheren Platz, hat eine Arbeit zur Hand genommen). Jawohl.

Emma (sieht sie mißbilligend an). Nicht Partei nehmen! (Zu Rüdiger ernsthaft.) Ich mache mir Ihretwegen manchmal Vorwürfe.

Rüdiger (ebenso). Nur manchmal?

Emma. Das ist Ihnen zu wenig? Nun, sehen Sie, nicht herauskommen aus der Hölle der Gewissensqualen, das wäre wieder mir zu viel. (Sie lacht).

Rüdiger. Ich würde gern mit Ihnen lachen, ich lache gern über gute Scherze, aber die Ihren (er zuckt die Achseln).

Emma. Sind nicht gut. Verstehe ich mich aufs Gedanken-Errathen, was?

Rüdiger (sieht sie vorwurfsvoll an. Nach einer Pause). Nein, so kann es nicht länger fortgehen. Wir müssen ein Ende machen, wir müssen uns endlich einmal aussprechen.

Emma. Endlich einmal? Wir thun seit drei Jahren nichts anderes.

Rüdiger. Und wo bleibt das Resultat? Wir wollen heute zu einem Resultat kommen.

Emma. Wie wär's, wenn wir uns setzten?

Gräfin (zu Rüdiger). Hierher, mein lieber Freund. (Weist ihm einen Platz an ihrer Seite an.)

Gräfin rechts, Rüdiger links auf dem Kanapee, Emma ihnen gegenüber. Sie hat sich schräg auf den Sessel gesetzt und kreuzt die Arme über dessen Lehne.

Emma. Da seid Ihr schon wieder zwei gegen mich. Ist das schön von Ihnen, Graf Rüdiger, sich einer Claque zu versichern, bevor Sie Ihre Philippika gegen ein armes schwaches Weib eröffnen?

Gräfin. Hör endlich auf mit Deinen unzeitigen Späßen.

Emma. Gern, sie kommen mir ohnehin nicht vom Herzen.

Rüdiger. Dann begreife ich nicht ... Gräfin, ich würde einem Manne, wie ich bin, anders begegnen ... Einem Manne, der mit solcher Treue, solcher Beständigkeit (die Stimme versagt ihm).

Gräfin (legt die Hand auf seine Schulter). Lieber Rüdiger ...

Emma (zugleich). Lieber Graf, wenn Sie glauben, daß ich Sie nicht zu schätzen weiß, dann irren Sie.

Rüdiger (der sich wieder gesammelt hat). Nun, Gräfin, wenn ich jemanden zu schätzen wüßte, würde ich ihn nicht unglücklich machen, ich würde mich bemühen, seine Gefühle zu erwidern.

Emma. Wer sagt Ihnen, daß ich nicht versucht habe, mich zu bemühen?

Rüdiger. O dann fahren Sie fort — etwas guten Willen, und es wird gehen. Meine Mutter, meine Tanten, meine Schwestern wären glücklich ...

Gräfin. Auch ich wäre es.

Rüdiger. Auch Ihre Großmutter, auch sie — ach, wie glücklich wäre ich selbst, wenn ich meine Großmutter glücklich machen könnte.

Emma (lacht).

Gräfin } (zugleich). Emma! Emma!
Rüdiger } Jetzt lacht sie wieder.

Emma. Aber nein. (Mit Entschluß.) Sie sind ein gutmüthiger Mensch, Graf Rüdiger, Sie sind auch treu, sind vernünftig, ich glaube, daß es sich mit Ihnen leben ließe . . .

Rüdiger (will aufspringen) } (zugleich). Gräfin Emma!
Gräfin } O mein Kind!

Emma. Bleiben Sie sitzen; ich bin noch nicht fertig: Leben ließe — vorausgesetzt, daß Sie sich einer Zumuthung fügen würden . . .

Rüdiger (stutzt). Zumuthung?

Emma. Ja. — In der Bibel steht, der Mann soll Mutter, Tanten, Basen und Schwestern verlassen und dem Weibe nachfolgen.

Rüdiger. Ich habe die Stelle anders citiren gehört.

Emma. Sie wird eben meistens falsch citirt.

Rüdiger (nach langer Ueberlegung ängstlich). Sie fordern es, ich weiß nicht, was ich . . . das heißt ich würde so etwas nicht von mir verlangen, wenn aber Sie das Herz dazu haben — soll es geschehen.

Gräfin (in hellem Entzücken). Rüdiger, Sie sind ein edler Mensch!

Rüdiger (einigermaßen betroffen). Wir werden uns jedenfalls noch darüber aussprechen.

Emma. O weh!

Gräfin (streng). Was sagst Du?

Emma. Ich frage Sie, Graf Rüdiger, wenn Sie sich entschlössen, mir zu Ehren auf den größten Reichthum an Liebe, den Sie besitzen, zu verzichten, was dann?

Rüdiger. Dann würde ich auf Ersatz hoffen.

Gräfin. Sie würden ihn fordern dürfen.

Emma. Ganz richtig. Es könnte aber sein, daß ich nicht im Stande wäre, dieser Anforderung zu genügen.

Rüdiger (außer sich). Und Sie werden es nicht im Stande sein. Welch ein Narr bin ich — ein anderer hätte längst — aber auch ich sehe es endlich ein: Sie sind unfähig zu lieben, sind eiskalt, und im Grunde muß man Sie bedauern.

Gräfin. Jawohl, bedauern.

Emma. Weil ich unfähig bin zu lieben? Das ist nicht der Fall. Unter allen Umständen müßte ich Ihnen ja das Geständniß machen — ich habe eine große Liebe in meinem Leben gehabt.

Gräfin (räuspert sich).

Rüdiger (zu ihr, betroffen, tonlos). Jetzt hat sie auch eine große Liebe gehabt!

Gräfin (zu Emma). Du bist lächerlich.

Rüdiger. Ich bitte — ich muß um nähere Erklärung bitten.

Emma (herzlich). Ich werde Ihnen jetzt weh thun,

Graf Rüdiger, verzeihen Sie mir im Voraus. (Sie reicht ihm über den Tisch die Hand, er verweigert ihr die seine). Soweit ich mich zurück erinnere, erinnere ich mich geliebt zu haben, innig, vertrauensselig, der Gegenliebe überzeugt. Diese meine Großmutter sagte oft zu mir: Welche Thorheit, mein Kind, Du setzest Dir jemanden in den Kopf, der nicht an Dich denkt. Trotz dieser Warnung . . .

Rüdiger (fällt ihr ins Wort). Fahren Sie fort, ins Blaue hinein zu schwärmen — für Marko! . . . Inkommodiren Sie sich nicht weiter. Von dieser Kinderei wußte ich und habe nur deshalb nie mit Ihnen darüber gesprochen, weil sie mir denn doch als ein von gar zu lange überwundener Standpunkt erschien.

Emma. So?

Rüdiger. Ja so! Und wenn das nicht der Fall wäre, mit Marko würde ich's aufnehmen — dem guten Marko!

Gräfin (zuversichtlich). Thun Sie's nur. Daß die Wahl zwischen ihm und Ihnen meiner Emma heute noch schwer würde, glaube ich nicht.

Emma (sieht ihr in die Augen). Auch ich nicht.

Rüdiger (sie mißverstehend). Jedenfalls haben Sie Gelegenheit, Vergleiche anzustellen; Marko ist hier.

Emma (mit Selbstbeherrschung). Seit wann?

Rüdiger. Seit gestern. Immer derselbe, immer noch im Prozeß mit seinem Onkel und ehemaligen Vormund. Sieht übrigens recht übel aus.

Gräfin. Die Trauer um seine Frau.

Rüdiger. Oder die Vorwürfe, die ihm sein Gewissen ihretwegen macht, wenn ich annehmen will, daß er eins hat.

Diener (meldet). Graf Laßwitz.

Gräfin. Da haben wir's.

Marko (tritt ein. Er ist groß und schlank, etwas nachlässig in seinem Benehmen und in seiner Kleidung. Die Züge des gebräunten Gesichts sind unregelmäßig, die strengen blauen Augen von kräftigen Brauen überschattet. Schnurr- und Backenbart sind kurz gehalten, das dichte, leicht ergraute Haar, das inmitten der Stirn eine Spitze bildet, ist kurz geschoren. Er geht auf die Gräfin zu, küßt ihr die Hand). Grüß Gott, Tante. Wie geht's?

Gräfin (kühl). Ich danke Dir, gut.

Marko. Sie sehen auch gut aus, was mich freut. (Wendet sich zu Emma.) Und wie stets mit Dir, Cousine?

Emma (ruhig und freundlich). Gleichfalls gut — was Dich gleichfalls freut.

Marko. Vom Herzen. (Zu Rüdiger.) Guten Tag, Hermann.

Rüdiger (gespreizt). Habe die Ehre.

Emma (wie oben). Höre, Marko, das Vergnügen, zu erfahren, daß wir uns wohlbefinden, hättest Du Dir früher verschaffen können. Nimm Platz. (Sie nähert sich dem Sessel, den sie früher eingenommen hat. Rüdiger will denselben für sie zurecht rücken, sie kommt ihm zuvor, ohne seine Absicht bemerkt zu haben. Tief verletzt kehrt er zum Kanapee zurück und setzt sich wieder neben die Gräfin.)

Marko (vergebens nach einem unbesetzten Sessel suchend). Alles vergriffen. Was bedeutet diese Ausstellung? Ist

denn heute? (Schlägt sich vor die Stirn.) Zwölfter Mai. Dein Geburtstag, Emma. Verzeih, ich hätte mich dessen erinnern sollen.

Gräfin. Warum denn auf einmal — da es in Jahren nicht geschah?

Marko. In Jahren — ganz richtig. Aber, wenn ich auch nicht schrieb, ich erinnerte mich an jedem zwölften Mai, daß dieser Tag durch unsere ganze Jugendzeit der schönste im Jahre gewesen. (Er befreit einen Fauteuil von den darauf liegenden Gegenständen und läßt sich neben dem großen Tisch nieder, auf den er den Ellbogen stützt.)

Emma (wendet den Kopf nach ihm). Weißt Du noch? Das waren Feste! Weißt Du noch den Ball der Dorfkinder im Garten, bei dem ich immer sitzen blieb, weil meine Tänzer vom Büffet nicht wegzubringen waren?

Marko. Ja, ja, und damals, wo ich an der Spitze eines Bauern-Banderiums in den Schloßhof geritten kam, und mein Pferd vor den Fahnen auf dem Balkon scheute und mich abwarf, angesichts der bestürzten Gäste und des lachenden Volkes.

Emma. Und Du auf einen Jagdhund fielst, der mit verzweiflungsvollem Geheul entfloh.

Marko. Ich hegte Selbstmordgedanken nach dem Sturze — das Feuerwerk zerstreute sie.

Emma. Mir machte das Feuerwerk immer das geringste Vergnügen, denn sobald es abgebrannt war, hieß es: das Fest ist aus, geh schlafen! . . . Aber vom

Morgen des dreizehnten an begann ich mich auf den nächsten zwölften Mai zu freuen.

Marko (zur Gräfin). Es ist merkwürdig, Tante; da sind wir so lange Zeit außer allem Verkehr gestanden — nun bin ich wieder bei Ihnen und mir ist, als hätte ich Sie gestern verlassen.

Rüdiger. Merkwürdig.

Gräfin. In der That. Ich empfinde Dir gegenüber anders. Lieber Marko, jemand, der seine ganze Kinder- und Jugendzeit hindurch in dem Hause einer entfernten Verwandten aufgenommen war wie ein Sohn...

Marko (durchdrungen). Ja, ja, das war ich.

Gräfin (ohne sich unterbrechen zu lassen). Aus Theilnahme mit seinen unglücklichen Verhältnissen, denn seine Mutter war todt und sein Stiefvater und zugleich Vormund ein harter, ein — unredlicher Mann. Die Verwandte nahm das Herz des Jünglings in ihre Obhut, sie wollte nicht, daß es verbittere.

Marko. In der Gefahr befand ich mich nie, weil nur die Schwachen verbittern.

Rüdiger (empfindlich). Wenn das eine Anzüglichkeit sein soll . . . wenn vielleicht ich gemeint bin.

Emma (lacht auf).

Marko (mit ehrlicher Verwunderung). Du, Hochgelobter? Stolz und Glück der Deinen, wirst Dich doch nicht getroffen fühlen, wenn man von verbitterten Menschen spricht? (Er steht auf und wendet sich an die Gräfin.) Fahre fort, Tante, in Deiner Anklage, die ja berechtigt ist und

lautet: Ich, Deine entfernte Verwandte, war zugleich die einzige, welche Dir Wohlwollen zeigte; die einzige, welche Dein Vertrauen besaß. Warum entzogst Du es mir in dem Augenblick, in welchem Du Dein eigenes Haus gegründet hast? Warum hörte ich seitdem nicht mehr von Dir als jeder Fremde, dem Du schicklichkeitshalber die Geburt einer Tochter und ein paar Jahre darauf den Tod Deiner Frau anzeigtest? (Nachdenklich.) Ja, warum? ...

Gräfin. Warum? — Sprich. Nun?

Marko (zögert).

Emma. Lassen wir's bis später, bis ...

Rüdiger. Bis wir en famille sind, wollen Sie sagen. Sagen Sie es doch! oder auch nicht — es wäre überflüssig — ich verstehe (erhebt sich) und empfehle mich.

Gräfin (seine Hand ergreifend). Lieber Rüdiger, was fällt Ihnen ein? En famille heißt: in Ihrer Gegenwart.

Marko (unangenehm überrascht). In seiner Gegenwart? ... (Sieht erst Emma, die seinen Blick ruhig aushält, dann Rüdiger an. Nach einer Pause zu diesem.) Dir ist sehr zu gratuliren.

Emma. Darüber weiß man wirklich noch nichts Bestimmtes.

Rüdiger (beißt sich auf die Lippen). Nein, denn die Gräfin ist nicht — wie soll ich sagen? ... und ich bin nicht zudringlich.

Gräfin (ablenkend zu Marko). Du gehst also nach Waldsee? — Endlich!

Marko. Was sollt ich dort, solange sich mein Vormund —

Rüdiger (fällt ihm ins Wort). Ich würde sagen: mein Vater.

Marko. Mein Stiefvater, lieber Freund; solange sich also der, mit einem Schein von Recht, die Mitregentschaft anmaßen durfte. Dieser Schein ist zerstört . . .

Rüdiger (wie oben). Auf Kosten des letzten Willens Deiner Mutter. Man sagt, Du habest ihr Testament angegriffen.

Marko (gelassen). Es war nicht das ihre, war ihr nur zur Unterschrift vorgelegt worden, als sie schon halb bewußtlos . . . Aber lassen wir diese peinlichen Dinge. Meine Freunde werden keine Rechtfertigung in Ehrensachen von mir verlangen . . .

Emma (unwillkürlich). Nein.

Marko. Ich erwarte vielmehr, daß sie für mich einstehen, wenn es etwa nöthig wäre.

Rüdiger. Da kann ich Dir nur wünschen, daß Du in dieser Erwartung nicht getäuscht werdest. Ich, an Deiner Stelle, ich würde . . .

Marko (tritt an ihn heran. Mit unterdrücktem Zorn). Was?

Rüdiger. Ich würde mich gefaßt machen . . .

Marko. Worauf?

Rüdiger. Nicht überall dem Wohlwollen zu begegnen, das Dir soeben (er deutet auf Emma) entgegenkam. (Will aufstehen.)

Gräfin (zieht ihn am Arme auf seinen Platz zurück). Ganz

Ihrer Meinung, lieber Graf, aber setzen Sie sich. — Und jetzt bitte ich um eine andere Konversation. (Zu Marko.) Du hast ja eine Tochter, drei Jahre alt, wenn ich nicht irre.

Marko. Jawohl, erst drei Jahre.

Gräfin. Und wo ist die Kleine?

Marko. Wo sollte sie anders sein als bei mir.

Gräfin (lebhaft). Bei Dir, und Du hast sie nicht mitgebracht? Das ist — verzeih! wieder eine Deiner Rücksichtslosigkeiten.

Marko (gutmüthig). Rücksichtslosigkeit nennst Du das?

Gräfin. Wo seid Ihr abgestiegen?

Marko. Im Hotel Dir gegenüber.

Gräfin (immer lebhafter). Im ersten Stock?

Marko. Jawohl.

Gräfin. Und die Kleine bewohnt das Erkerzimmer links?

Marko. Jawohl.

Emma. Sie ist es!

Gräfin. Ich kenne sie! Ich habe sie gestern am Fenster gesehen und eine Stunde lang mit ihr kokettirt. Ein Engel — aber zart — und diesen zarten Engel legt man in ein Wirthshausbett, füttert man mit Wirthshaus-suppe, während seine Großtante ihm gegenüber wohnt. Unverzeihlich! (Sie hat sich erhoben, geht auf Marko zu und bleibt vor ihm stehen.) Deine einzige Entschuldigung ist: Du weißt nicht, was Du thust.

Emma (lächelnd zu Marko). Nimm das nicht übel.

Meine Großmutter hat ein dreijähriges Kind am Fenster gesehen, meine Großmutter ist verliebt.

Gräfin. Unsinn! . . . Ich will die Kleine hier haben, Marko, ich werde sie gesund pflegen.

Marko. Aber, Tante, es fehlt ihr nichts.

Gräfin. Nichts? Welche Blindheit, Gott im Himmel! Sie hat ihre Mutter verloren und — es fehlt ihr nichts. (Schellt erst ein-, dann zweimal.) Hole sie, in einer Viertelstunde ist alles zu ihrem Empfang bereit. Zwei Zimmer neben meinem Schlafzimmer stehen zur Verfügung.

Der Diener und eine Kammerjungfer sind durch die Mittelthür eingetreten. Gräfin ertheilt hastig und leise ihre Befehle und entläßt die Leute.

Emma (indessen zu Marko). Was zögerst Du? Deine Kleine muß zu uns kommen.

Marko. Sie muß? (Etwas verlegen.) Ja, das ist so eine Sache . . . Ich weiß nicht, ob sie will.

Emma. Die Dreijährige hat schon einen Willen?

Gräfin (kommt in den Vordergrund zurück). Nun geh, Marko. (Sie drängt ihm seinen Hut auf und geleitet ihn zur Thür.)

Marko. Ich genire mich, Tante — meine Kleine — sie ist ein wenig schlimm.

Gräfin. Mag sie sein, wie sie will, ich gewähre ihr Gastfreundschaft.

Rüdiger (mitten im Zimmer, knöpft seinen Rock zu). Das thäte ich wieder nicht.

Der Salon ist leer. Aus dem Vorzimmer dringt lautes Kindergeschrei. Der Diener öffnet beide Flügel der Mittelthür. Zuerst stürzt die Kammerjungfer herein, läuft durch den Salon in das Zimmer links. Marko folgt. Er trägt Dorchen auf dem Arme, die sich an seinen Hals anklammert, den Kopf an seine Schulter preßt und aus allen Kräften schreit. Die Bonne eilt ihm, die Gräfin der Bonne nach.

Marko. Wo? — wohin? (Wendet sich links von der Eingangsthür.)

Diener (vortretend, nach rechts weisend). Hierher, Herr Graf.

Marko (schwenkt rasch nach rechts).

Gräfin (zu der Kleinen). Nicht weinen, mein Schatz, mein Herz, nicht weinen, mein Engel!

Bonne (ebenso). Pas avoir peur, ma chérie, Élise est là, Élise est là.

Diener. Aber Komtesserl, Komtesserl!

(Alle links ab.)

Die Beschwichtigungsversuche der Gräfin und der Bonne und das Geschrei des Kindes dauern fort.

Emma (aus ihrem Zimmer). Was giebt es? — Ach! der Einzug unseres Gastes. (Sie blickt ins Nebenzimmer durch die offen gebliebene Thür und lacht.) Ein charmantes Kind, meiner Treu!

Marko (kommt, halb verdrießlich, halb verlegen). Ich habe es ja gesagt, daß man sie in Ruhe lassen soll. Man muß Kinder immer in Ruhe lassen. Die arme Kleine war ganz zufrieden mit ihrer Wirthshaussuppe.

Emma (die ihn kopfschüttelnd angehört hat). Sie wird

auch bei uns zufrieden werden. (Sie geht in das Zimmer links. Einen Augenblick wird das Geschrei des Kindes lauter, dann hört es allmälig auf.)

Marko (hat sich gesetzt, stützt die Ellbogen auf die Kniee, das Gesicht in die Hände. Als das Geschrei aufhört, hebt er den Kopf und beobachtet die Vorgänge im Nebenzimmer.) Sie beruhigt sich. Sieh da, sieh da, wie ernsthaft die Cousine mit ihr spricht. Den Ton ist sie freilich nicht gewöhnt . . . Verzieht auch schon den Mund — es wird gleich wieder angehen, das Geschrei . . . O Wunder! — sie giebt ihr die Hand, sie hört ihr zu und lacht . . . Die arme Kleine, jetzt lacht sie gar. Das wird noch eine dicke Freundschaft werden zwischen den beiden.

Emma (tritt langsam ein und bleibt mit gekreuzten Händen vor Marko stehen). Du hast ein schlimmes Kind, mein lieber Marko. Verstehst Dich nicht auf Erziehung, scheint mir.

Marko (aufstehend). Nein! — ich weiß nichts anzufangen mit gebrechlichen Wesen, ihre Schwäche imponirt mir, ich zittere vor ihrer Angst, ich halte es nicht aus vor Mitleid mit ihrem geringsten Schmerz . . . und so erfülle ich dem Kind jeden Wunsch, ihre Launen regieren mich (zornig) und die Bonne sucht mich noch zu übertreffen und die Dienerschaft folgt unserem Beispiel, alles kriecht vor der kleinen Tyrannin (ausbrechend) und wir bilden das Kind allmälig aus zu einem würdigen Mitglied der Gesellschaft der heiligen Affen von Benares.

Emma. Ein höchst erfreuliches Erziehungsresultat.

Marko. Aber so weit soll es nicht kommen. Mein Entschluß ist gefaßt, ich gebe das Kind demnächst ins Sacré-cœur.

Emma. Wo Fremde gut machen sollen, was der Vater an ihm gesündigt hat. Ich weiß besseren Rath: Laß die Kleine bei uns.

Marko. Was Dir einfällt!

Emma. Etwas sehr Praktisches. Ich verstehe mit Kindern umzugehen, ich habe das gut gelernt in unserem Kindergarten auf dem Lande.

Marko. Kindergarten? so? (Etwas spöttisch.) Du beschäftigst Dich mit Volksbildung?

Emma. In ihren bescheidensten Anfängen.

Marko. Nun, ich werde in Waldsee Eurem Beispiel folgen (mit einer leichten Verbeugung) unter Deiner Anleitung.

Emma. Ich bitte Dich, bleiben wir bei der Stange. Giebst Du uns die Kleine?

Marko. Ich denke nicht daran. Die Tante würde das bischen Gute, das an dem Kind noch ist, bald ausgerottet haben.

Emma. Ich bin da, um dem Unfug zu steuern.

Marko. Wie lange noch? Rüdiger wird schwerlich warten, bis Dorchens Erziehung beendet ist.

Emma. Rüdiger wird vielleicht noch länger warten müssen, wenn er es überhaupt thun will.

Marko. Das heißt? . . . Was heißt das?

Emma. Daß ich ihm schon mehrmals gesagt

habe: Warten Sie lieber nicht, es ist am Ende doch umsonst.

Marko. Und er setzt trotzdem seine Bewerbung fort?

Emma. Trotzdem.

Marko. Nun, der hat eine gute Portion Geduld.

Emma. Und eine gute Portion Eigensinn. Und er hat noch etwas: eine mächtige Fürsprecherin, meine Großmutter, die ihn bewundert und das unbedingteste Vertrauen in die Bravheit seines Charakters hat.

Marko. Es ist auch nicht das Geringste gegen ihn einzuwenden.

Emma. Doch! seine böse Laune, seine Uebelnehmerei.

Marko. Die hat allerdings zugenommen mit den Jahren. Er wird eben verwöhnt.

Emma. Dafür dank ich, das kann ich nicht brauchen — verwöhnt bin ich selbst.

Marko. Dann werdet Ihr Euch um so besser verstehen.

Emma. Oder um so schlechter. Uebrigens sind das nebensächliche Bedenken, wenn man von einem Menschen weiß, er ist ehrenhaft und treu — und hauptsächlich, wenn man ihn liebt. Ich aber liebe ihn nicht.

Marko. Das ist kein Ehehinderniß.

Emma (sieht ihn aufmerksam und ernsthaft an). Seltsam, was Du da behauptest. — Seltsam, meiner Treu!

Marko (lacht). Du sagst noch immer: Meiner Treu?

Emma. Noch immer. Ich werde meine alten Gewohnheiten nicht los.

Gräfin (kommt triumphirend). Jetzt hat sie die Biskote doch gegessen, denk Dir, Marko! und sie ist überhaupt der herzigste Schatz, der mir je vorgekommen ist. Sie hat „Ghoßtante“ zu mir gesagt, und Elise mußte Purzelbäume machen.

Marko (entrüstet zu Emma). Purzelbäume!

Gräfin. Warum nicht? sie macht das sehr anständig. (Zu Emma.) Und nach Dir hat sie dreimal gefragt.

Emma (freudig). Wirklich? hat sie wirklich nach mir gefragt? (Zu Marko.) Siehst Du, ich war streng, ich habe sie gezankt, das war ihr etwas Neues, und das Neue verfehlt bei Kindern seine Wirkung nie. (Ab nach links.)

Gräfin. Ach, Marko! ich hätte eine so große Bitte: Vertraue mir Dorchen an, für ein Jahr oder zwei. In kurzer Zeit reisen wir auf das Land, dann lebt sie in Deiner Nachbarschaft, Du kannst sie täglich besuchen ... Erfülle mir die Bitte, Marko, eine liebreiche Umgebung thut dem Kinde noth; ihr seid so hart, ihr Männer, ihr habt keinen Begriff von der Geduld, der Zärtlichkeit, die ein Kind braucht ... Dorchen ist unvertraut, eingeschüchtert ärgerlich, weil er lacht), verprügelt mit einem Wort.

Marko. Verprügelt, die?

Diener (kommt mit einem Briefe, den er der Gräfin überreicht). Von Herrn Grafen Rüdiger. (Ab.)

Gräfin. Er schreibt mir? — (Liest.) Sieh nur — er ist gekränkt — hat auch alle Ursache, Emma und Du, Ihr wart unfreundlich gegen ihn. (Liest.) Er will nicht mehr kommen ... O! ... Er fürchtet zu geniren,

o! o! — Emmas Wort: en famille hat ihm zu weh gethan.

Marko. Sie hat es nicht ausgesprochen, er legte es ihr in den Mund.

Gräfin. Gleichviel, wir werden trachten, ihn wieder gut zu machen. Aber jetzt lebe wohl. Das Essen der Kleinen wird wohl schon servirt sein. (Will gehen.)

Marko. Ist das eine schwere Aufgabe, Rüdiger wieder gut zu machen?

Gräfin. Eine ungemein leichte, weil ja Güte der Grundzug seines Charakters ist.

Marko. Schade, daß seine Laune und der Grundzug seines Charakters so wenig übereinstimmen.

Gräfin. Seine Laune? es ist die eines Verliebten, der sich einbildet, nicht völlige Erwiderung zu finden. (Zerstreut.) Das alles vergeht, das alles giebt sich in der Ehe. (Für sich.) Sie ist gewiß schon bei der Suppe.

Marko. Ja, ja, ich weiß, was sich in der Ehe giebt.

Diener (meldend). Der Graf Rüdiger.

Gräfin (die schon die Klinke der Thür links in der Hand hält, wendet sich). Wer?

Diener. Graf Rüdiger.

Marko. Er wollte ja nicht mehr kommen.

Gräfin (eine kleine Regung der Ungeduld niederkämpfend). Schön, sehr schön. (Zum Diener.) Lassen Sie ihn eintreten.

Diener. Der Herr Graf wünschen Frau Gräfin allein zu sprechen.

Gräfin. Ach was, allein! (Zu Marko.) Nach der

Suppe kommt ein Hühnerfilet mit grünen Erbsen. Ich hätte mich so gern überzeugt, daß es ihr schmeckt.

Diener. Der Herr Graf warten.

Gräfin. Führen Sie ihn ins Kinderzimmer.

Marko. Aber, Tante, ich bitte Dich — (nimmt seinen Hut) ich gehe.

Gräfin. Du bleibst, Du rührst Dich nicht von der Stelle. Wenn die Kleine nach Dir riefe — was dann? (Zum Diener.) Führen Sie den Grafen in den gelben Salon. (Diener ab.)

Gräfin. Es ist ein Mißgeschick, daß der gute Rüdiger just in diesem Augenblick kommen muß. Bei Tische und vor dem Einschlafen sind Kinder am herzigsten. (Ab durch die Mitte.)

Marko allein.

Marko. Die Tante! sie übertrifft mich noch. Nein, kleines Dorchen, hier ist unseres Bleibens nicht. Wir reisen. — Wenn auch im Irrthum befangen, ich seh ihn ein, und das ist der erste, der wichtigste Schritt zur Befreiung.

Emma kommt von links, sie führt Dorchen an der Hand. Elise folgt mit unzufriedener Miene.

Emma. Dorchen kommt um Verzeihung zu bitten, daß sie so schlimm gewesen ist. Nun, Du Kleine?

Dorchen. Pardon, Papa.

Marko. Pardon, das Kind sagt Pardon? Das ist ja etwas Außerordentliches. (Streichelt ihre Haare.) Wir wollen aber auch andere Saiten aufziehen, von nun an. Mein Dorchen hat mir heute Schande gemacht.

Elise (pikirt). Andere Saiten? Chande gemacht? qu'est-ce que cela veut dire?

Marko (zu Elise). Ich bitte Sie, das Kind zu Bett zu bringen. Es schläft ja schon.

Elise. Viens ma chérie, viens mon petit ange.

Dorchen (hält Emmas Hand fest). Avec toi, avec toi!

Emma. Brav sein, Dorchen. (Nimmt sie auf den Arm und trägt sie bis zur Thüre, wo Elise sie übernimmt und mit ihr abgeht.)

Marko. Ich glaube wirklich, Du würdest mit ihr fertig werden.

Emma. Es wäre keine große Kunst.

Marko. Mir ist es nicht gelungen.

Emma. Ich seh's mit Staunen. Du, der schon als Jüngling die Seelenstärke eines Mannes hatte, Du, der kühne Bekämpfer des Unrechts, Ritter der Vernunft — wie Du Dich nanntest — Du stehst unter einem (sie mißt an ihrer Hand) so langen Pantoffel; Du hast dringend nöthig, nach Hülfe zu rufen, wenn Dir Deine Tochter in die Nähe kommt.

Marko (erhebt den Kopf, sieht sie freundlich an). Eine Deiner wohlbekannten Uebertreibungen. Wahrhaftig, Du hast Dich nicht verändert.

Emma. Semper idem. An mir erleben meine Freunde auch nach langer Trennung keine Ueberraschungen.

Marko. Um so besser, wenn Du immer bist, wie Du immer warst.

Emma. Weißt Du was? — Sei nicht galant, es steht Dir schlecht. (Nach einer Pause.) Marko — ich kann

es nicht glauben, daß Du wenig Rücksicht für Deine arme, kleine, zarte Frau gehabt, daß Du sie unglücklich gemacht hast.

Marko (sieht finster zu Boden). Das letztere ist wahr.

Emma. Ein schlechter Dank für ihre große Liebe.

Marko (springt auf). — Liebe! Liebe! . . . Wenn ich nur dieses Wort nicht mehr hören müßte!

Elise (erscheint an der Thür). Monsieur, la petite dort, le moindre bruit l'éveille.

Marko (leise). Elle dort? C'est bien, c'est très bien!

Elise zieht sich zurück.

Marko (wie oben, sieht auf die Uhr). Das ist ihr Nachmittagsschläfchen. Es dauert meistens eine Stunde. Nur still, nur still! (Will mit äußerster Vorsicht den Sessel in Emmas Nähe rücken, erschrickt und horcht. Beruhigt sich.) Nein, es ist nichts.

Emma (mit unterdrückter Stimme). Was sagtest Du vorhin? welches Wort soll man vor Dir nicht aussprechen?

Marko. Eines, das ich gar zu oft nennen hörte, als Entschuldigung, als Rechtfertigung von vielem, vielem mir zugefügten Unrecht, mir auferlegter Pein. Meine arme, kleine, durch ihre Schwäche gefeite Frau hat mir nicht nur das Wort, sondern auch die Empfindung, welche man damit zu bezeichnen pflegt, auf ewig verleidet . . . „Ja, mein Leben, meine Seele, ja Marko, ich quäle Dich, aber — aus Liebe. Ja, ich möchte nicht eine Minute ohne Dich sein, ich bin anspruchsvoll, aber — aus Liebe!"

Emma. Pst! Du weckst das Kind.

Marko (dämpft die Stimme). Und aus Liebe war sie eifersüchtig auf Zukunft, Gegenwart, Vergangenheit, besonders auf die Vergangenheit. Es war ein Verbrechen, daß ich nicht unerfahren wie ein Mondkalb in die Ehe getreten. Ein Mann, der das Leben kennt, der Abenteuer gehabt hat, wie leicht ist es dem, eine ahnungslose Frau zu betrügen. Und er denkt und sinnt nichts anderes als Betrug. (Laut und lauter.) Meine Feinde wissen, daß ich ein ehrlicher Mensch bin; diejenige, deren Abgott ich war, wußte es nicht.

Emma. Pst, pst!

Marko. Wenn ich das Haus auf ein paar Tage verließ, fühlte ich mich als eine Art Henker; ich wußte ja, meine Frau verzehrt sich daheim in Angst und Sehnsucht.

Emma. Das war krankhaft.

Marko. Krankhaft? Ja, die Liebe ist eine Krankheit.

Emma. Keine unheilbare wenigstens.

Marko. Bei meiner Frau hat sie sich als solche erwiesen.

Emma (erschrocken). Marko, unheilbar — tödtlich?

Marko. Nein, Gott sei Dank! so arg war es doch nicht ... Sie starb an einem anderen Uebel, sanft und ruhig, ihre Hand in der meinen.

Emma. Arme Frau!

Marko. Das habe ich immer gedacht, wenn Un=

geduld mich übermannen wollte, und so lebte ich sechs Jahre hin, kämpfend zwischen Empörung und Mitleid. Und da nimmt die Tante es mir noch übel, daß ich nicht geschrieben habe. Was hätte ich schreiben sollen? Die Wahrheit — Verrath an meiner Frau. Die Unwahrheit — Verrath an Euch.

Emma. Aber später, als Du Wittwer geworden.

Marko. Da war meine Seele betrübt. Man macht ein Wesen, von dem man geliebt wird, nicht ungestraft unglücklich. Es rächt sich, wirft einen Schatten auf das ganze Leben.

Emma. Du hast Dir ja keinen Vorwurf zu machen.

Marko. Sei es, wie es sei, die Erinnerung bleibt. (Steht auf.) Eines weißt Du, eines wird mir immer unbegreiflich bleiben: so viele unglücklich Liebende sind durch die Kunst und die Poesie verewigt worden (laut), warum niemals die viel Bedauernswertheren — die unglücklich Geliebten?

Emma. Es ist merkwürdig; Du brauchst aber deshalb nicht zu schreien.

Marko (nach einer Pause wieder leise). Daß ich niemals an Euch schrieb, war kein Zeichen des Vergessens. Im Gegentheil, in meinen schlimmen Stunden gedachte ich Deiner.

Emma (lacht). Sehr schmeichelhaft.

Marko. In dem Sinn, in dem ich's meine, ohne Zweifel. Ich überlegte, ich sagte mir: allein bleiben kann ich nicht. Mein Haus braucht eine Herrin, mein Kind

braucht eine Mutter, mein Herz braucht einen guten Kameraden. So kam ich denn her, um Dich zu fragen — ich gesteh Dir's aufrichtig —, ob Du die drei Aemter übernehmen willst.

Emma (ruhig). Du schenkst mir viel Vertrauen.

Marko. Schenken? Du hast es von je und immer. Was meinst Du, Emma, wenn ich mich vor sechs Jahren um Dich beworben hätte, würdest Du mich genommen haben?

Emma (wie oben). Ganz gewiß.

Marko. Sehr schade, sehr schade! Wir hätten in guter Freundschaft eine friedliche Ehe geführt. Aber nein, die Freundschaft genügte mir nicht, es mußte Liebe sein. Ich mußte eine Leidenschaft fassen und einflößen. (Preßt beide Hände auf die Schläfen.) Vorbei! nicht mehr gut zu machen. Ich bin wieder frei, noch nicht alt, reich — ich mochte mich hinwenden, wohin ich wollte, ich fand keine, die mich nicht liebte. In Kroatien auf dem Gute ließ jedes heirathslustige Fräulein in der Nachbarschaft mich merken: ich trage Dich im Herzen. Auf der Reise hierher, welche Entdeckung — Elise liebt mich.

Emma. Du bist ein moderner Orpheus.

Marko. Ohne Leier. Unterwegs erzählte sie mir in einem fort Geschichten von Grafen, die aus unwiderstehlicher Leidenschaft Bonnen geheirathet haben. (Wehmüthig.) Bin ich nicht ein Pechvogel? — Als ich mich entschließe, bei der einzigen, von der ich sicher weiß, die liebt mich nicht, anzufragen: Willst Du den Jugendfreund

zum Manne nehmen? finde ich sie halb und halb verlobt.

Emma. Dieses Hinderniß wird bald behoben sein.

Marko. Was sagst Du?

Emma. Aber es ist ein anderes vorhanden, das nicht wegzuräumen ist.

Marko (rasch). Welches?

Gräfin und Rüdiger kommen durch die Mitte. Sie befinden sich in lebhaftem Wortwechsel.

Gräfin. Ganz und gar nicht Ihrer Meinung, mein lieber Graf. (Halblaut zu Emma.) Was macht sie?

Emma (ebenso). Sie schläft.

Rüdiger. Ich muß dennoch dabei bleiben.

Emma. Eine Meinungsverschiedenheit zwischen Euch beiden? Die Welt steht nicht mehr lang.

Gräfin (zu Emma). Er findet es unverträglich mit seiner Mannesehre, seine Bewerbung um Dich fortzusetzen, er findet . . .

Emma (fällt ihr ins Wort. Zu Rüdiger). Sie geben mir einen Korb, Graf Rüdiger?

Rüdiger. Den ich an Ihrer Stelle nicht annehmen würde.

Emma. Ich thu's trotzdem. Seien Sie mir nicht böse. (Reicht ihm die Hand, herzlich.) Sie geben mir einen Korb, ich bitte um Ihre Freundschaft.

Rüdiger. Die ich Ihnen nicht gewähren kann. Verlangen Sie Freundschaft von Ihrer Großmutter, von Ihrem Vetter. Was mich betrifft — ich empfehle mich.

Emma (wie früher). Leben Sie wohl, Graf Rüdiger.

Rüdiger. Das wünsche ich Ihnen. Es thut mir leid, daß ich zur Erfüllung dieses Wunsches nichts beitragen kann. Mein Wille war der beste, meine Absicht ganz uneigennützig.

Gräfin (zerstreut nach der Thür links blickend). Sie sind so edel, lieber Rüdiger, immer so edel . . .

Rüdiger. Ohne mir zu schmeicheln . . . in dieser Sache . . . (Zu Emma.) Ihr Glück lag mir am Herzen, nicht das meine. Ich an Ihrer Stelle hätte einen Mann, der einzig und allein mein Glück im Auge hat, besser zu schätzen gewußt.

Gräfin (wie oben). Lieber, lieber Graf, (zu Emma) mir ist, als hörte ich Stimmen, sie ist vielleicht schon wach.

Rüdiger. So bleibt mir denn nichts übrig als . . .

Gräfin (wendet sich nach links.) Adieu, adieu, lieber Rüdiger. (Für sich.) Ich werde ihn schon wieder gut machen.

Rüdiger. Als Sie um eine letzte Unterredung zu bitten, Frau Gräfin.

Gräfin (mit Selbstüberwindung). O natürlich — mit Vergnügen.

Rüdiger verbeugt sich gespreizt vor Emma und geht mit der Gräfin durch die Mittelthür ab.

Emma. War der Mann nicht eigentlich etwas grob gegen mich?

Marko. Warum sollte er nicht grob gewesen sein, er liebt Dich ja. (Emma nimmt Platz auf dem kleinen Kanapee rechts, Marko auf dem Sessel links neben ihr.)

Marko (drückt das Gesicht in die Hände). Recht schade, recht schade!

Emma. Was meinst Du?

Marko (nach der Thür deutend, durch welche Rüdiger abgegangen ist). Daß nur ein Nebenhinderniß weggeräumt wurde.

Emma. Ich kann's nicht ändern; das Haupthinderniß bleibt.

Marko. Worin besteht es? sprich doch. Die Ungewißheit ist etwas sehr Unangenehmes.

Emma. Du bist im Irrthum über mich, Marko. Ich muß Dir ein Geständniß thun: Ich habe Dich geliebt.

Marko (rückt von ihr weg). Schrecklich! (Steht auf und geht sehr bekümmert mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. So oft er an Emma vorüberkommt, richtet er abgebrochene Reden an sie.) Aber nein. Lauter nachträgliche Einbildungen.

Emma (immer ganz ruhig). Die reine Wahrheit, ich will Dich nicht betrügen.

Marko. Wenn es gewesen wäre ... ich hätte auch etwas davon gemerkt.

Emma. Dazu gehören zwei. Einer, der es merkt, eine, die es merken läßt.

Marko (bleibt stehen). Lieben und es nicht merken lassen? (Schüttelt den Kopf.) Kommt nicht vor.

Emma. Im allgemeinen nicht — aber bei mir. — Ich habe eine ganz gewaltige Liebe für Dich gehabt.

Marko. Habe gehabt! — Vergangene Zeit.

Emma. Wenn es aber wiederkäme?

Marko. Fürchte nur das nicht. In den ersten besten verliebst Du Dich eher als in einen, in den Du bereits verliebt (mit Nachdruck) gewesen bist.

Emma. Und das Sprichwort: Alte Liebe rostet nicht?

Marko. Alte Liebe ist Freundschaft. (Wischt sich die Stirn.) Das war auch nöthig, mich so zu erschrecken. (Er holt einen Sessel von dem großen Etablissement und setzt sich links, mit dem Rücken gegen die Wand.) Emma — Cousine — wollen wir aufrichtig miteinander reden?

Emma. Wie denn anders?

Marko. Nun, meine Freundin — die Hindernisse wären weggeräumt. — Kennen lernen brauchen wir zwei uns nicht mehr. Ich möchte nur eins wissen: Was empfindest Du jetzt für mich?

Emma. Ich empfinde für Dich eine herzliche Sympathie und ein herzliches Bedauern.

Marko. Warum das?

Emma. Weil Deine schönsten Jahre Dir vergällt worden sind.

Marko. Emma — und — die Deinen?

Emma. Still! Es schickt sich nicht, eine Dame an schöne Jahre, die vergangen sind, zu erinnern. Also das Bedauern ist gegenseitig.

Marko. Die Sympathie gleichfalls.

Emma (erhebt sich ein wenig und neigt den Kopf).

Marko. Ueberdies hab ich vor Dir eine aufrichtige Hochachtung.

Emma (wie früher). Ganz mein Fall Dir gegenüber.

Marko (erhebt und verneigt sich). Von einem Vertrauen ohne Grenzen sprach ich Dir schon — auch von meiner Sehnsucht nach einem guten Kameraden. (Er hat sich wieder gesetzt, legt die gekreuzten Hände auf seine Kniee und sieht Emma mit einem langen, innigen Blick an.) Willst Du mein guter Kamerad werden?

Emma (stützt den Arm auf den Tisch und die Wange auf die Hand). Unter Bedingungen.

Marko. Nenne sie.

Emma. Ich trenne mich nicht von meiner Großmutter.

Marko. Selbstverständlich, sie bleibt bei uns. Ferner?

Emma. Ich will Deine gleichgestellte Lebensgefährtin und in allen Dingen, die meinen Horizont nicht übersteigen, Deine erste Instanz sein.

Marko (nicht zustimmend). Das sollst Du sein.

Emma. Ich habe zur Demuth ebenso wenig Talent wie zur Lüge, ich bin nicht hülflos — (lächelnd) besitze demnach kein Mittel, Dir zu imponieren.

Marko. Du brauchst auch keines. Mein unbedingter Glauben an Dich sichert Dir Deine unbedingte Selbstherrlichkeit.

Emma. Da wir ohne Liebe heirathen, wissen wir nichts von ihren Schmeicheleien.

Marko. Ich weiß leider genug von ihnen, um sie zu verabscheuen — aber, Verehrte! ich habe so oft Ja gesagt, sage auch Du einmal Ja. Nimmst Du mich?

Emma. Ja.

Marko (freudig, aber ohne seinen Platz zu verlassen). Das

ist der segenbringendste Augenblick meines Lebens! Unser Bund ist geschlossen.

Emma. Eine Frau — ein Wort.

Gräfin kommt durch die Mitte. Emma und Marko erheben sich.

Gräfin. Der arme Rüdiger, jetzt ist er weggegangen. Er sagt eigentlich immer dasselbe, der arme Gute!

Marko. Er thut auch immer dasselbe, deshalb zweifle ich nicht, daß er wiederkommen wird.

Gräfin. Dann will ich suchen, ihn zu versöhnen.

Emma. Zu spät, Großmutter.

Elise (Auf der Schwelle). Monsieur, la petite vient de s'éveiller. (Ab).

Gräfin. De s'éveiller! (Will ihr nach).

Marko (stellt sich vor die Thür). Verzeih! — Ich muß Dir etwas sagen — Tante, (mit bebender Stimme) beste Tante, ich habe die Ehre, Dich um die Hand Emmas zu bitten.

Gräfin. Du? (Fassungslos zu Emma). Und Du?

Emma. Ich bin einverstanden.

Gräfin (wie oben). Liebst Du ihn denn noch!

Marko (rasch). Wir heirathen nicht aus Liebe.

Gräfin. Sondern?

Marko. Aus Hochachtung.

Gräfin (zu Emma). Und Dein Grund?

Emma. Unüberwindliche Sympathie.

Elise (kommt mit der Kleinen, die sich von ihr losreißt und auf Emma zueilt).

Dorchen. Ma cousine, ma cousine!

Emma (nimmt sie auf den Arm).

Marko (zur Gräfin in bittendem Tone). Deine Zustimmung, Tante.

Gräfin (zuckt die Achseln). Emma hat viel um Dich gelitten, Du hast gut zu machen.

Marko. Unbewußte Schuld.

Gräfin. Uebrigens bin ich eine gehorsame Großmutter.

Marko (stürzt auf sie zu und küßt stürmisch ihre Hand). Tante!

Emma (küßt die Kleine). Dorchen!

Elise (die mit wachsender Entrüstung zugesehen hat, wendet sich nach links). Et moi, je fais mes paquets! (Ab.)

Gräfin (blickt abwechselnd Emma und Marko an). Ihr seid mir unheimlich, Ihr zwei. Hochachtung? Und er steht links und sie steht rechts. Gebt einander zu meiner Beruhigung doch wenigstens die Hände.

Marko. Dagegen erhebt sich kein Hinderniß. (Ergreift Emmas Hand.) Sie wird ja nicht nur mein guter Kamerad, sondern auch meine gute Frau. (Er nimmt ihr das Kind vom Arm und stellt es auf den Boden.) Vertraute! Freundin! Getreue! — Gieb mir den Verlobungskuß.

Emma (halb lachend, halb gerührt). Ist denn das nothwendig ohne Liebe?

Marko. Das ist unter allen Umständen nothwendig.
(Sie umarmen einander herzlich.)

Marko (hält ihre beiden Hände fest in den seinen). Die schönen Jahre sind vorbei, jetzt werden die guten kommen.

Bettelbriefe.

Schreibzimmer Gräfin Beates, einfach und altmodisch eingerichtet. Ein Fenster, eine Thür, an den Wänden Bücherschränke, über denselben Familienporträts. In der Nähe des Fensters, schräg gegen dasselbe gestellt, ein Schreibtisch; diesem gegenüber an der Längswand ein kleines Kanapee, vor dem ein Tisch steht. Es ist sieben Uhr Abends; das Zimmer wird durch einen dreiarmigen Gaslustre hell erleuchtet. Gräfin Beate, zweiunddreißig Jahre alt, noch schön, mittelgroß, dunkelblond, schlank, in schwarzer, englischer Toilette, sitzt am Schreibtisch, Briefe lesend. Es wird an die Thür geklopft, Baron Max tritt ein. Er ist sechsundvierzig Jahre alt, sehr groß, breitschultrig, hat feine, edle Züge, eine bereits ansehnliche Glatze, dunkelgraue Haare. Die Wangen und das Kinn sind rasirt, die Enden des Schnurrbarts in die Höhe gebürstet. Seine Kleidung ist elegant und anspruchslos. Er grüßt stumm, stellt seinen Hut auf einen Sessel, zieht ein Paket mit Schriften aus seiner Tasche und breitet sie auf dem Schreibtisch aus.

Baron. Sieben Empfangsscheine über ebenso viele Antworten auf Bettelbriefe. Eine Quittung über fünfundzwanzig Gulden, ausgestellt von Rosalie Wimmer, eine über siebzehn Gulden, unterfertigt von den Eheleuten Kaniz. Hier die saldirte Rechnung für eine Singersche Familien-Nähmaschine. Sie wurde ausgefolgt und mit Jubel aufgenommen. Lob und Preis ohne Ende habe ich zu bestellen, Sie sind selbstverständlich ein Engel, und ich wünsche Ihnen einen guten Abend.

Gräfin. Den ich dankend erwidere. Was Ihnen allein gebührt, behalten Sie für sich: den Engel.

Baron (setzt sich, einem Winke, den sie ihm giebt, gehorchend, auf das Kanapee ihr gegenüber). Darf ich fragen, ob Sie vielleicht aufgelegt sind, ein Geständniß anzuhören?

Gräfin (stutzt). Das hängt vom Geständniß ab.

Baron. Frau Gräfin —

Gräfin. So feierlich?

Baron. Gräfin, ich habe mich im Laufe des heutigen Tages mehrmals auf demselben Gedanken ertappt.

Gräfin (etwas ängstlich.) Und der war?

Baron. Ob ein Commissionär Ihre Gänge nicht ebenso gut besorgen könnte. Ich bin nicht mehr jung.

Gräfin. Haha!

Baron. Das Treppensteigen ermüdet mich . . .

Gräfin. Hoho!

Baron (in bittendem Tone). Sagen Sie nicht immer Haha und Hoho! (Mit Nachdruck.) — ermüdet mich. Ihre Armen haben die Manie, im vierten und im fünften Stock zu wohnen.

Gräfin. Es giebt keinen fünften Stock.

Baron. Aber so manchen vierten mit Mezzanin und Entresol.

Gräfin. Uebrigens stecken auch einige in Kellerwohnungen.

Baron. Leider Gottes, die armen Teufel!

Gräfin. Jetzt sind Sie gerührt, sehen Sie. Ich

weiß ja, Sie brauchen meine Armen, sonst wäre Ihr Leben leer.

Baron (nagt am Schnurrbart). Ich werde heirathen.

Gräfin. Ich werde mich vergiften, könnten Sie nicht in einem anderen Tone sagen.

Baron. Papperlapapp —

Gräfin (bittend.) Sagen Sie doch nicht immer Papperlapapp. (Läutet; Diener kommt.) Den Thee. (Diener ab.) Wenn Sie mir glauben, geben Sie Ihre Heirathsgedanken auf —

Baron. Und werden Armenvater oder Bettelmönch.

Gräfin. Das erste wäre kein Hinderniß; zum zweiten fehlt Ihnen das Talent. Seitdem ich den Vorzug habe, Sie zu kennen, das heißt, seit drei Jahren —

Baron. Nicht ganz. (Diener bringt das Theezeug auf einem Servierbrette, stellt es auf den Tisch, rückt einen Sessel für die Gräfin an denselben und geht ab.) Zwei Jahre und dreihundertdreiundsechzig Tage. Es war am zweiundzwanzigsten Januar um zehn Uhr Abends im Salon des deutschen Botschafters.

Gräfin (hat sich an den Tisch gesetzt und bereitet den Thee). So genau wissen Sie das? Nun, lieber Freund, da Sie mir von der ersten Stunde an Ihr ganzes Vertrauen schenkten, weiß ich, daß Sie seit jenem 22. Januar fünfundeinhalbmal verliebt gewesen sind.

Baron. Papper . . . (Gräfin sieht ihn an; er räuspert sich.) Nun denn — fünfundeinhalbmal so? . . . Ich bewundere Ihr gutes Gedächtniß.

Gräfin (Legt ihm kalten Aufschnitt vor). Ja, ja, mein Gedächtniß ist noch intakt. Sie waren verliebt: Zwei Mal in verheirathete Frauen, zwei Mal in junge Mädchen, ein halbes Mal in eine Hofdame. Und immer hieß es: Wenn Sie — nämlich ich — sie doch kennen lernten, Sie wären entzückt, das ist eine (schwärmerisch) charmante Person! . . .

Baron (der mit großem Appetit gegessen, hebt den Kopf.) Lachen Sie den armen Nebenmenschen nicht aus. Ich sollte gefeit sein gegen Ihren Spott — ich habe mich Ihnen, wie Sie selbst zugeben, völlig ausgeliefert, ich sage Ihnen Alles, ich liege vor Ihnen (entfaltet seine Serviette auf dem Tische und glättet sie mit den Händen) — sehen Sie: so. — Ausgebügelt: kein Fältchen in meiner Seele, dem Sie nicht auf den Grund schauen könnten.

Gräfin. Das ist wahr. Im Anfang befremdete mich Ihre Vertrauensseligkeit einigermaßen.

Baron (rasch). Glauben Sie nur nicht, daß mir je einem anderen Menschen gegenüber beim ersten Begegnen das Herz so aufgegangen ist wie damals —

Gräfin (fällt ihm ins Wort). Nehmen Sie etwas Hasenpastete. Sie sind hungrig, armer Freund.

Baron. Ich habe nicht zu Mittag gegessen. Die Wirthshauskost wird mir täglich widerwärtiger. Aber was ich Ihnen sagen wollte: mein Vertrauen blieb und bleibt unerwidert. Sie sind verschlossen wie . . . (sinnt nach). Ich suche umsonst, ich finde keinen Vergleich, der auch nur halbwegs —

Gräfin. Strengen Sie sich nicht an. Ich werde Red' und Antwort stehen. Was wollen Sie wissen? Worüber soll ich Auskunft geben? Sie sehen mich bereit dazu, ich habe — unnennbares Glück! — keine Geheimnisse.

Baron. Dann gestehen Sie mir (sieht sie voll Innigkeit an, verwirrt sich und schweigt; sie hat ihm eine Tasse Thee hingestellt, er nimmt einen Schluck). Wo kaufen Sie Ihren Thee? Er ist vorzüglich; ich kann keinen anderen mehr trinken. So gestatten Sie sich doch einen Luxus... das ist Thee zu —

Gräfin. Es ist Ljansin: das russische Pfund zu vier Gulden.

Baron. Unbegreiflich! Ich zahle zwölf, und mein Diener setzt mir eine Flüssigkeit vor . . . nicht einmal mein Hund mag sie ohne Obers sauf . . . (hält inne unter dem strafenden Blick der Gräfin) sau . . . f . . . (rasch) zu sich nehmen. Aber Sie antworten mir um keinen Preis, Sie weichen aus —

Gräfin. Verzeihen Sie! Ich fragte: Was wünschen Sie von mir zu wissen? und Sie überraschten mich mit der Gegegenfrage: Wo kaufen Sie Ihren Thee?

Baron. Es beliebt Ihnen, mich auszulachen; ich bitte Sie, sich ja nicht zu geniren. Ehre genug für einen unbedeutenden Menschen wie ich, wenn er Ihnen einen Augenblick Spaß machen darf.

Gräfin. Haha!

Baron. Wie eben jetzt.

Gräfin. Sie tyrannisiren mich mit Ihren Märtyrermienen. Noch einmal denn: was wollen Sie von mir wissen?

Baron. Wie sind Sie dazu gekommen, die Wohlthätigkeit in so großartigem Maße auszuüben, daß Sie — ich bin davon überzeugt — trotz ihres Reichthums oft darben?

Gräfin. Ich? O lieber Freund! . . . daß ich mir hier und da etwas Ueberflüssiges versage, darin besteht mein Darben.

Baron. Papperl . . . (Hält inne, in verändertem Tone.) Ich wette, Sie machen sich einen Vorwurf daraus, daß Sie sich satt essen, (mit steigender, aber unterdrückter Heftigkeit) — im Falle es geschieht, woran ich fast zweifle. Nur so fort, ruiniren Sie Ihre Gesundheit, sterben Sie, welch eine Wohlthat für die Armen! Wenn Sie ihnen auch Ihr ganzes Vermögen hinterlassen, eine solche Verweserin dieses Reichthums findet sich nicht mehr, die Armen werden immer betrogen sein!

Gräfin. Es müßte nur Jemand mein Erbe antreten, der die Sache zum mindesten ebenso gut versteht.

Baron. Rechnen Sie nicht auf mich! Ich bin um vierzehn Jahre älter, und es fällt mir nicht —

Gräfin. Ohne Sorge! Ich habe Sie im Leben genug gequält. Nach meinem Tode sollen Sie unbehelligt bleiben.

Baron. Nach Ihrem Tode, wenn ich das Unglück

haben sollte, Sie zu überleben, würde mich nichts mehr behelligen. Mir wäre Alles gleichgültig.

Gräfin. Auch Wohl und Wehe des Nächsten?

Baron (barsch). Auch. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Mehr verlangt nicht einmal das Evangelium. Nun, was giebt mir ein gewisses Interesse an mir? das Bewußtsein, vielleicht die Einbildung, daß ich mich Ihnen ein wenig nützlich erweisen kann. Nehmen Sie mir das weg, und ich bin mir gleichgültig, und die Anderen dürfen es mir auch sein.

Gräfin. Es wird nicht so weit kommen.

Baron. Das hängt von Ihnen ab. Versprechen Sie mir, an sich zu denken, sich nicht muthwillig zu Grunde zu richten.

Gräfin. Welche Uebertreibungen! . . . Sprechen wir von etwas Anderem. Ich bin Ihnen die Geschichte meiner Berufswahl schuldig — sie hat nämlich eine Geschichte. (Sie versinkt in Gedanken.) Ich verjage gewöhnlich die Erinnerung daran, weil sie mir peinlich ist.

Baron. Dann schweigen Sie, beschwören Sie diese Erinnerung nicht herauf . . . ich will nichts hören . . . Ich mache mir Vorwürfe —

Gräfin. Nein, nein! Sie fordern ein Zeichen meines Vertrauens, und Sie dürfen es fordern; Sie haben ein Recht darauf.

Baron. Wie käme ich zu einem Rechte? Was Sie mir gewähren, ist Gunst und Gnade. Bin ich zu kühn, wenn ich diese Gunst, diese Gnade als Zeichen an=

zusehen wage . . . vielleicht als Vorboten — (Bemerkt, daß sie nicht zugehört hat, und stockt plötzlich.)

Gräfin (auffahrend aus ihrem Nachsinnen nach kurzer Pause). Sie wissen, daß ich, früh verwaist, im Kloster erzogen wurde. Zehn Jahre habe ich darin verlebt, ununterbrochen. Die Anderen gingen auf Ferien, ich nie. Wer hätte mich herausgenommen? Meinem Onkel und Vormund, dem einzigen Verwandten, den ich hatte, fiel das nicht ein.

Baron. Traurig!

Gräfin. Durchaus nicht; es ging mir gut. Ich war im Kloster bei Jung und Alt eine beliebte Persönlichkeit; ich habe eine glückliche Jugend und nie einen anderen Wunsch gehabt, als weiter zu leben, wie ich lebte, und einmal erwachsen, Klosterfrau zu werden.

Baron. Das hätte noch gefehlt!

Gräfin. An meinem achtzehnten Geburtstag schrieb ich meinem Onkel und schüttete mein ganzes volles Herz vor ihm aus bis auf den letzten Tropfen. Tags darauf war er da, zornschnaubend: Wo ist meine Nichte? Her mit ihr! Machen Sie mir keine Schwierigkeiten! Ich überwinde alle, ich telegraphire an den Papst!

Baron. Ganz recht; ich hätte auch telegraphirt.

Gräfin. Am selben Abend mußte ich mit vom Weinen geschwollenen Augen die Honneurs beim Thee meines Onkels machen, in einer Versammlung von ältlichen Herren. Derjenige, dem die übrigen den meisten Respekt bezeigten, war der für mich Erwählte und ich

kurze Zeit darauf aus einem unbedeutenden Klosterzögling in Ihre Excellenz Frau Gräfin Hochfeldt, Ministersgattin, verwandelt.

Baron. Wie kann man sich so ohne Weiteres verheirathen lassen. Haben Sie denn gar keinen Willen gehabt?

Gräfin. Ich habe nicht einmal gewußt, daß eine Frau einen Willen haben darf. Gehorsam wurde im Kloster gelehrt, Gehorsam forderte mein Onkel als mein vom Gesetz bestellter Gebieter. Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden, sagte mein angebeteter Schiller.

Baron (verdrießlich). Freilich — die Religion, das corpus juris, die Aesthetik forderten Sie zum Gehorsam auf; Sie mußten ihn leisten.

Gräfin. Ich hatte es im Grunde nicht zu bereuen, Hochfeldt war —

Baron (fällt ihr ins Wort). Ich weiß schon: wie alle verstorbenen Ehemänner ein Muster seiner Gattung.

Gräfin. Lieber Baron, dieser Scherz kommt zu oft in antiquirten Lustspielen vor! Man sollte ihn ein paar Menschenalter hindurch in kühle Vergessenheit gerathen lassen, vielleicht wird er wieder frisch.

Baron (beschämt). Entschuldigen Sie . . . ich bin litterarisch unzurechnungsfähig.

Gräfin. Ich hatte meine Heirath nicht zu bereuen, sagte ich —

Baron. Im Grunde nicht zu bereuen, sagten Sie.

Gräfin. Mein sehr imposanter Mann fand alles

recht, was ich that, ließ mir volle Freiheit, bekümmerte sich sogar etwas zu wenig um mich. Ich aber schwelgte im Hochgefühle meiner Unabhängigkeit. Was für neue Freuden brachte sie. Unter anderen eine, die ich beinahe am höchsten schätzte. Lachen Sie mich nicht aus —

Baron. Ich — Sie? Verkehrte Welt!

Gräfin. Die Freude, die Briefe, die ich erhielt, selbst eröffnen zu dürfen. Im Kloster waren sie mir erst nach strenger Durchsicht ausgeliefert worden. Und nun! — wenn ich am Morgen in das freundliche Speisezimmer trat, die Thür des in ein Gärtchen verwandelten Balkons offen stand — wir hatten im Herbst geheirathet und jetzt war's Frühling — und auf dem schön gedeckten Tische einige noch von Niemandem gelesene Briefe meiner einstigen, auch flügge gewordenen Schulkameraden lagen, da hätte nur einer kommen und sagen sollen: Es giebt ein Glück, von dem Du nichts weißt.

Baron (seufzt tief auf, leise). Und von welchem Du päter nichts wirst wissen wollen.

Gräfin (überhörend). Ich frühstückte immer allein, konnte dann meine Korrespondenz in größter Ruhe und Muße genießen. Stellen Sie sich vor — einmal, was finde ich neben meiner Tasse zwischen anderen Briefen? . . . ein großes Schreiben von unbekannter Hand. Ich erbrach es zagend und las; sein Inhalt ergriff mich in allen Seelentiefen — es war ein Bettelbrief, der erste, den ich erhielt.

Baron. O folgenschweres Ereigniß! Eine so zahl-

reiche Nachkommenschaft, wie dieser Brief sie hatte, wurde nicht einmal dem Abraham versprochen.

Gräfin. Klara Glasperle, eine Waise und Wittwe —

Baron. Mit sieben Kindern.

Gräfin. Von denen drei todt, und mit einem gelähmten Bruder —

Baron. Eine Variante, der Bruder.

Gräfin (ohne sich unterbrechen zu lassen). — Beschwor mich kniefällig, meine wohlbekannte Großmuth auch an ihr zu üben. Sie wußte von mir mehr als ich selbst: Ich war eine Mutter der Armen, die Verlassenen, die Verzweifelnden riefen mich an in ihrer höchsten Noth, und thaten es nie umsonst — und so weiter! . . . Ich fühlte mich gerührt, geschmeichelt, beschämt. Guter Gott, wie kam ich zu einem solchen Lobe, ich lustiges Ding, das nur an seine Unterhaltungen dachte, und schon deshalb nicht viel verschenken konnte, weil es sich in beständiger Geldverlegenheit befand.

Baron. Wieso?

Gräfin. Mein Mann setzte die Verwaltung meines Vermögens in der gewissenhaften Weise meines Vormundes fort und gab mir ein reichliches Nadelgeld, mit dem ich hätte auskommen können und sollen, aber nie auskam. Ich steckte in Schulden bei Schneidern, Modisten, Photographen, und so weiter. Als Frau Glasperle ihren Hülfeschrei ertönen ließ, machten — ich weiß

es wie heute — sechs Gulden den Inhalt meiner Kasse aus. Und wie vielmal sechs Gulden hätten dazu kommen müssen, bevor ich hätte sagen dürfen: Ich habe nichts.

Baron (mitleidsvoll). Sie Arme . . .

Gräfin. Zerschmelzen Sie nicht. Nur kein übel angebrachtes Erbarmen. Sie berauben sich und haben, wenn's gilt, nichts mehr übrig.

Baron. Papperlapapp!

Gräfin. Lieber Baron — sagen Sie, haben Sie manchmal Ahnungen?

Baron. Wohl, wohl, ich kann mich aber nicht auf sie verlassen.

Gräfin. Deshalb wird sich Ihnen kaum je enthüllen, wie geschmacklos es ist, Ihr ewiges: Papperlapapp.

Baron (verlegen). Doch — ich beginne zu ahnen — ich werde bessern.

Gräfin. Ich schickte also meine sechs Gulden, mit den dringendsten Entschuldigungen, daß meine Darbringung so gering war, an die angegebene Adresse, die des Bruders.

Baron. Des gelähmten.

Gräfin. Ja. Er natürlich war immer zu Hause, während die Glasperlen sich beständig auf den Straßen zerstreuten —

Baron. Hm, hm — Arbeit suchend.

Gräfin (hat seine Tasse ausgespült, wieder gefüllt und stellt sie vor ihn hin). Noch eine Tasse Thee?

Baron. Die dritte. Es sei. Schlafen kann ich doch nicht.

Gräfin. Das wäre schlimm.

Baron. Es ist schlimm.

Gräfin. Haha —

Baron (sieht sie vorwurfsvoll an). Schon wieder — wenn Sie wüßten . . . Aber ich bitte, fahren Sie fort.

Gräfin. Obwohl Sie mich fortwährend unterbrechen?

Baron. Papper . . . (erschrickt) pap . . . (entzückt, in der Meinung sich herauszuhelfen:) Pah! pah!

Gräfin. Sehr schön. Jetzt kommen lauter verkümmerte Papperlapapps zu Stande; und ich wette, Sie wissen nicht, wo wir geblieben sind.

Baron. Sie haben verloren. Bei dem gelähmten Bruder, an den Sie sechs Gulden schickten.

Gräfin. Seine Adresse lautete: Herrn Hugo Muckenberger, Mediziner, Margarethen, Berggasse Nr. 47, 4. Stock, Thür Nr. 12. Postwendend kam ein in den gesteigertsten Ausdrücken gehaltenes Dankschreiben, für welches wieder ich wärmstens dankte. Es entspann sich eine lebhafte Correspondenz; wahre Liebesbriefe wanderten hin und her. Meine Theilnahme wurde fortwährend rege erhalten. Das Unglück, das die Glasperlen verfolgte, grenzte ans Märchenhafte; die Kinder fielen von einer Krankheit in die andere, hungerten, froren —

Baron. Im Sommer?

Gräfin. Sie hatten kaltes Fieber . . .

Baron. Papper . . . o pardon! — Ich glaube vielmehr, daß Ihre Wittwe Bettelbriefe hatte für jede Saison und sich einmal vergriff.

Gräfin. Mein ganzes Geld spazierte nach der Berggasse, und meine Rechnungen blieben unbezahlt; und unsere Abreise auf das Land stand bevor. Ich wurde gemahnt, wußte nicht, was beginnen, und suchte endlich Rath bei meinem „natürlichen Beschützer". Aufrichtig mit der Sprache herauszurücken, wagte ich nicht, machte zarte Andeutungen und bildete mir ein, bei einem Manne wie der meine braucht man nur antippen, und ein Quell der Weisheit springt, und meinen Schützlingen und mir ist geholfen. Aber es kam anders. Hochfeldt hörte mir geduldig zu und sagte dann: Wenn ich Dich recht verstehe, bekommst Du Bettelbriefe. Das ist ganz natürlich. Alle Personen, die sich in bevorzugter Lebensstellung befinden, erhalten solche Zuschriften. Es giebt Leute, die aus dem Verfassen derselben ein Gewerbe machen, das in der Ausbeutung der Leichtgläubigkeit und der Frivolität besteht. Er setzte mir auseinander, um wieviel mehr werth der ist, der jeden Bettelbrief unbeantwortet in den Papierkorb wirft, als derjenige, der Geld, also Macht, dem Müßiggang, also dem Laster ausliefert.

Baron (vor sich hin). Ich höre ihn sprechen.

Gräfin. Es gäbe allerdings noch einen anderen Standpunkt, zu dem ich mich aber kaum werde empor-

schwingen wollen, setzte er hinzu, und sah mich etwas spöttisch an —

Baron. Mit seinen kalten grauen Augen.

Gräfin. Warum glauben Sie, daß er kalte graue Augen hatte?

Baron. Da hängt ja doch sein Bild, und Sie sagen, daß es ähnlich war.

Gräfin. Es sei denn, ich wäre gesonnen, mein Leben in den Dienst der Armen zu stellen, sie aufzusuchen, mich vertraut zu machen mit ihren Verhältnissen, die Kranken zu pflegen, die Kinder . . .

Baron (fällt ihr ins Wort). Kurz, alles das zu thun, was Sie thun.

Gräfin. Schlecht und recht. Damals that ich aber nichts davon; in jener Stunde erst, aus reinem Widerspruchsgeist, erwachte in mir der Wunsch, den „Standpunkt" zu erreichen, den mein Mann für mich unerreichbar hielt. Als er mich verlassen hatte, machte ich eine höchst einfache Toilette, nahm einen Miethwagen und fuhr nach Margarethen in die Berggasse. An der Ecke stieg ich aus, hieß den Fiaker warten und befand mich in einer fremden Welt. Häßliche Häuser, ärmlich gekleidete, finster dreinschauende Menschen, verwahrloste Kinder. Nummer siebenundvierzig, seiner Umgebung würdig, hatte kleine Fenster, einen schmutzigen Hof, eine schmale, finstere Treppe, die ich emporstieg . . .

Baron. Wie? was? nur so — ohne vorher zu fragen . . .

Gräfin. Nur so; getragen wie von Flügeln von dem wonnigen Bewußtsein meiner edlen That.

Baron (unruhig). Jetzt ahne ich, und zwar etwas Unangenehmes.

Gräfin. Je höher ich gelangte, desto heller wurde es. Auf dem Flur des vierten Stockes konnte ich die Nummern der Thüren, die auf denselben mündeten, deutlich lesen, hatte zwölf bald gefunden und klopfte an mit triumphirendem Finger. Keine Antwort; aber mir ist als hörte ich schnarchen. Ich klopfte stärker, eine Thür gegenüber öffnet sich, ein altes, zahnloses Weib guckt hervor, droht mir mit der Faust und schimpft: Das ist ein Gerenn! ein Gerenn, seitdem der Lump Geld hat.

Baron. Verdammte Hexe!

Gräfin. Mir wird angst und bang — ich trommle mit dem Knopfe meines Sonnenschirmes an die Thür und rufe: Frau Glasperle, Frau Glasperle, sind Sie da? . . Endlich regt sich's drinnen, eine Baßstimme — die des gelähmten Bruders, denke ich — brüllt: Herrrein! 's ist ja offen. Und richtig, die Klinke giebt meinem Drucke nach, ich stürze mehr als ich trete in ein niederes, mit dickem Tabaksqualm gefülltes Zimmer. — Bist du's, Katherl? klopfst an, was heißt das? spricht wieder die Baßstimme, und vor mir steht und streckt die Hand aus und faßt mich am Kinn . . .

Baron. Frechheit . . .

Gräfin. Ein riesiger, bärtiger, offenbar angetrunkener Gesell, in Hemdärmeln, mit offener Weste . . .

Baron. Unverschämter . . .

Gräfin. Er beugt sich, ein branntweinduftender Athem wehte mich an — ich weiche zurück, stammle: Wo ist Frau Glasperle? . . . Er wankt mir nach, er wiehert: Das bin ich selbst, habe die Ehre, mich vorzustellen, Wittwe Glasperle, sieben Kinder . . . Und Sie, mein Schätzchen — Sie sind meine Wohlthäterin — meine schöne, gütige Wohlthäterin . . . Errathen? nicht wahr? . . . Werden mein Geheimniß bewahren . . . werden mir zum Pfand dafür ein Küßchen geben . . .

Baron (springt auf). Canaille! Ich zertrümmere ihn! . . . Wo wohnt er?

Gräfin. Heute kann ich Ihnen seine Adresse nicht mehr angeben. — Ich war vor ihm in die Tiefe des Zimmers geflohen, er wackelte herum zwischen mir und der Thür . . . Da ergriff mich der Muth der Verzweiflung. Ich legte mein Parasol ein wie eine Lanze und rannte an ihn an, und — denken Sie nur — er gab Raum, er glitt aus, ich glaube sogar, er fiel hin — ich aber erreichte die Thür im Nu, hatte noch die Geistesgegenwart, den Schlüssel, der außen steckte, umzudrehen, und rannte die Treppe hinab wie gejagt . . . Im ersten Stock wäre ich beinahe der die Stiege waschenden Hausmeisterin auf den Kopf gesprungen. Sie goß vor Schrecken ihren Wasserkübel um und sagte mir Dinge —

Baron (senkt die Augen). Peinlich, sehr peinlich!

Gräfin. Heute noch erröthe ich, wenn ich daran denke. In meiner Verwirrung, in meinem Bestreben,

mich zu rechtfertigen, erzählte ich ihr alles, die ganze Geschichte meiner verunglückten Pilgerfahrt, nannte mich ... sie blieb mißtrauisch ...

Baron. Gemeine Krea ... (Gräfin sieht ihn strafend an, er hält inne, fährt dann los). Nein, es muß heraus: Gemeine Kreatur!

Gräfin. Erst als ich ihr alles Geld gegeben, das ich bei mir hatte ...

Baron (sehr theilnehmend). Es wird gottlob nicht viel gewesen sein.

Gräfin. Schenkte sie mir Glauben, bat um Verzeihung, empfahl mir, in Zukunft vorsichtiger zu sein, und begleitete mich zu meinem Wagen. Dann ging sie Herrn Muckenberger aus der Gefangenschaft zu befreien und ihm, wie sie versicherte, die Hölle heiß zu machen ... Und ich fuhr heim — in einer Betroffenheit, einer Beschämung ... Haha!

Baron. Sie haben jetzt gut lachen — damals mag die gemachte Erfahrung Ihnen recht herb erschienen sein Was ich übrigens nicht verstehe — das ist die Lehre, welche Sie aus ihr schöpfen. Sie hätte andere Folgen haben müssen, meine ich.

Gräfin (erregt). Und hat sie gehabt — Folgen, die ich nie verwinden werde.

Baron. Liebe Freundin ...

Gräfin. Acht Tage später erhielt ich einen zweiten Bettelbrief. Sein Anblick schon beengte mir den Athem. Er war in der Berggasse Nummer neunundvierzig auf-

gegeben, kam aus der nächsten Nähe des Schauplatzes meines albernen Abenteuers. Die Hausmeisterin hatte geschwatzt, ich war die Fabel der Berggasse, ein Nichtsnutz nach dem anderen wird jetzt kommen und meine „Leichtgläubigkeit,“ meine „Frivolität“ auszubeuten suchen ... Wie recht hatte mein Mann behalten, welch' ein gesegneter Aufenthalt wäre der Papierkorb für die Episteln des verlotterten Mediziners gewesen! — Das Schicksal, das dem ersten Bettelbrief erspart blieb, wurde dem zweiten zu Theil. Nach einigen Tagen indessen, beim Suchen irgend eines in Verlust gerathenen Schriftstücks, kam der Brief mir wieder in die Hände, und nun las ich ihn und fand ihn befremdlich trocken. — Die Bittstellerin hatte gehört, daß ich mich der Armen annähme, und den Rath erhalten, mein Mitleid anzuflehen. — „Ich war immer eine fleißige Arbeiterin,“ schrieb sie, „jetzt bin ich krank, kann mich und mein Kind nicht erhalten. Lassen Sie sich nach der Anna Bauer erkundigen ...“ (Ihre Stimme versagt.)

Baron. Nicht weiter! ... Es greift Sie an.

Gräfin (fährt abgebrochen und hastig fort). Mich erkundigen lassen — durch wen? Meine Leute, ich bemerkte es bei jeder Gelegenheit, waren geschworene Feinde der Armen.

Baron. Sie hielten die Ausbeutung der Gebieterin für ihr Privilegium.

Gräfin (immer erregter). Meinem Manne wagte ich nicht ein zweites Mal mit derselben Frage zu kommen

er imponirte mir zu sehr . . . O, wenn die Männer wüßten, welches Unglück es für ihre Frauen und auch für sie selbst ist, dieses Imponiren . . .

Baron (übereilt). Ich würde Ihnen nicht imponiren.

Gräfin. Erkundigen Sie sich, hatte Frau Glasperle nie geschrieben — diese Worte fielen mir immer wieder ein, und endlich fuhr ich zum zweiten Mal in die Berggasse. Nicht mehr mit Hochgefühlen, sondern mit der Empfindung einer lieblos erfüllten Pflicht. Vor Nummer neunundvierzig ließ ich halten und ersuchte den Kutscher, Jemanden herbeizuholen, der mir Auskunft geben könne über Anna Bauer. Kaum hatte ich den Namen ausgesprochen, als eine Frau, die vor dem Hause stand, laut aufschrie: „Du, Augustin! du, Mann, komm, komm! da ist jetzt die Herrschaft, die sich nach der Anna erkundigen thut.“ Der Angerufene trat aus dem Thore, behäbig, redselig und präsentirte sich als Hausbesorger. Ja, die Anna Bauer hatte hier gewohnt, bei der Kirchendienerin im dritten Stock war sie „zu Bett“ gewesen. Eine brave Person und arbeitsam und fleißig, ja. Alle Monat ihren „Fünfer“ nach Hause geschickt, den Eltern. Nachher, als sie den Fehltritt begangen — ihr Brotgeber, der schlechte Kerl, der schon so manche Andere auf dem Gewissen hat — und sie so elend und krank geworden ist, da war's aus mit dem Geldschicken, und ist auch gleich per Post der Fluch der Eltern gekommen. Hat sich erfüllt, so ungerecht er traf. Aus dem Spital wurde sie entlassen, ihr Leiden war nicht akut. Verdienen konnte

sie nichts, aufs Betteln verstand sie sich schlecht, ließ es auch gleich sein, sobald sie einige Kreuzer beisammen hatte, Milch davon zu kaufen für das Kind. Jammervoll ist es ihr gegangen; da auf einmal scheint sie neu aufzuleben. Die Hausmeisterin von nebenan hat mit ihr gesprochen, ihr gerathen, sich an eine „gute Herrschaft" zu wenden. Sie hat es gethan, hat geschrieben und ist plötzlich voll Zuversicht: Ihr wird geholfen. Das Letzte verpfändet, auf die Straße gesetzt, erschöpft und hungernd, aber — gehofft, gehofft und gewartet. Am Thor angelehnt hat sie gestanden von früh bis abends, Tag um Tag, und jeden Briefträger gefragt: Haben's was für mich? In jeden Wagen hineingeschaut mit aufleuchtenden Augen, im festen Glauben, er bringt die Retterin . . .

Baron. Mein Gott. —

Gräfin (erzwungen ruhig; starrt vor sich hin). Die blieb zu lang aus . . . Das arme Weib verlor den Muth; sie suchte die sicherste Zuflucht, ging in die Donau mit ihrem Kinde . . . (wie verloren). Einen Brief von ihren Eltern — im Couvert, wissen Sie — trug sie bei sich, und so konnten die Leichen vom Hausbesorger agnoscirt werden — am selben Morgen war es geschehen.

Baron. Gräfin, Beate, Freundin — verzeihen Sie mir!

Gräfin. Ihnen — was denn Ihnen?

Baron. Meine grenzenlose Plumpheit von vorhin. Verfügen Sie über mich, schicken Sie mich, wohin Sie wollen, auf Thürme, auf Dächer! — Verzeihen Sie mir

jedes Wort des Tadels Ihrer Mildthätigkeit, Ihrer Großmuth! Ich sehe es ein, Sie können nicht anders, Sie müssen — es giebt für Sie keinen andern Trost.

Gräfin (reicht ihm beide Hände, die er küßt und einen Augenblick in den seinen festhält).

Baron. Verehrte Freundin! — Und dann?

Gräfin. Dann kam eine schwere Zeit. Der Schatten der armen Frau, die vergeblich ihre Hoffnung auf mich gesetzt, hat meine Jugendjahre verdüstert. Ich sah sie immer vor mir, müd' und krank am Thore lehnen und — warten. Ich versenkte mich in den Anblick des schmerzlichen Bildes und horchte den Lehren, die es predigte, und suchte an anderen Unglücklichen gut zu machen, was ich an der einen verschuldet.

Baron. O — wie lange sind Sie schon eine Wohlthäterin!

Gräfin (unwillkürlich lächelnd). Sehr lange.

Baron (bestürzt). So war's nicht gemeint. Ich sagte, das heißt, ich wollte sagen: eine Wohlthäterin ganz im Stillen — schweigend —

Gräfin (nickt). Ich wühlte meine Gedanken über das folgenschwerste Ereigniß meines Lebens in mich hinein. Viel später erst, ich weiß nicht mehr bei welcher Veranlassung, sprach ich einmal meinem Manne davon. Ich that's mit bebender Seele und — weckte sein Befremden. — Ist es möglich, so kindisch zu sein? Sich Vorwürfe machen — worüber denn? was ging die Sache mich an? Eine arme Närrin hatte auf meine Hülfe ge-

rechnet? Sie hätte ebenso gut auf die Hülfe einer anderen ihr unbekannten Person rechnen können. Er rieth mir dringend, meine Phantasie nicht maßlos spielen zu lassen und mich frei zu halten von Gefühlssubtilitäten . . .

Baron. Hm — so? — nun vielleicht — und Sie?

Gräfin. Ich? — Bis dahin war Hochfeldt mir vorgekommen wie ein großer hoher Mensch, dem ich zwar angehörte, den ich aber noch kennen zu lernen hatte. Eine Brücke von meinem Verständniß zu dem seinen müsse es geben, meinte ich, und suchte sie. — In jener Stunde überkam mich's plötzlich . . . daß ich sie nie finden würde.

Baron (kann eine gewisse gutmüthige Schadenfreude nicht verbergen). Und mit der verlorenen Brücke haben Sie weiter existirt. Und so war die Ehe beschaffen von der Sie sagen —

Gräfin (fällt ihm ins Wort). Daß sie alles in allem genommen . . . Es giebt viele weniger gute Ehen.

Baron. Aber auch bessere, und sogar vortreffliche. (Sich vergessend.) Eine solche zum Beispiel wie die unsere sein könnte. (Erschrocken.) O Pardon!

Gräfin (unruhig verlegen). Haha —

Baron. Nein, nein! nicht haha. Ueberlegen Sie. — Ein Verständniß zwischen uns, ein grenzenloses . . . von einer Brücke keine Rede: festes Land . . . die Armenpflege mein eigentlicher, mir von der Natur angewiesener Wirkungskreis . . . Bettelbriefe meine Lieblingslektüre . . . ich komme immer mehr auf den Geschmack.

Gräfin. Hoho!

Baron (in steigender Ekstase). Nein, nein, nein! Nicht hoho. Wenn es möglich wäre — wenn ich dableiben dürfte, nicht hingehen brauchte, um mich — der Himmel weiß mit welcher Mühe — zum sechsten Male zu verlieben; — wenn ich ein Recht hätte auf diesen Thee, diese Pastete, dieses Zimmer, dieses Gespräch, diesen kleinen Zank mit Ihnen, dem nie eine Versöhnung folgt, weil wir das nicht nöthig haben, weil wir auch während des heftigsten Zankes innerlich einig sind — wenn Sie mich nehmen wollten — (hat den Tisch zur Seite gerückt; erhebt die gerungenen Hände. Stürmisch:) Nehmen Sie mich! . . . Wenn Sie mich nicht nehmen, verschenke ich alles, was ich habe, werde ein Bettler, schreibe Ihnen täglich zehnmal zehn Briefe, falle Ihnen ganz zur Last.

Gräfin. Lieber Baron, wie alt sind Sie?

Baron (hat sich immer tiefer vom Kanapee herabgleiten lassen, halb knieend). Zwanzig Jahre.

Gräfin (schüttelt den Kopf). Zu jung für mich.

Baron. Es vergeht. (Fährt mit der Hand über seinen Scheitel, seufzt tief auf). Es ist schon vergangen. Anwandlungen, tollkühne Träume. Ich weiß ja, Sie sind mir überlegen an Rang, Bildung, Geist —

Gräfin. Papperlapapp!

Baron (überrascht, jubelnd). Hoho! (Gleich darauf wieder muthlos in ganz verändertem Tone): Ach nein! (Erhebt sich, deutet auf die Briefe, die auf dem Schreibtisch liegen.) Ich sehe da ein paar Bittschriften. Thut rasche Hülfe noth? Befehlen Sie über mich.

Gräfin. Das Wetter ist schlecht.

Baron. Was liegt daran?

Gräfin. Neun Uhr. Hören Sie? Es schlägt schon neun Uhr.

Baron. Ich fürchte mich nicht im Finstern. — Schicken Sie mich fort. Sie finden ja keine Ruhe, so-lange Ihnen irgend ein Obdachloser vorschwebt ... (Deutet auf die Briefe, die auf dem Schreibtisch liegen.) Darf ich lesen?

Gräfin. Nein, es ist verboten.

Baron. Aus welchem Grunde?

Gräfin. Rathen Sie.

Baron (bärbeißig). Es sündigt wieder Jemand auf Ihre Güte.

Gräfin (ist aufgestanden). Nein — aus Bescheiden-heit. 's ist lauter Dank.

Baron. Nicht eine Bitte darunter? nun, gestehen Sie, das konnte ich nicht errathen ... (Er will noch etwas hinzusetzen, seine Augen begegnen ihrem freundlich auf ihn gerichteten Blick. Plötzlich ergreift er ihre Hand und zieht sie an seine Lippen.)

Gräfin (sich zu ihm neigend). Sie sind überhaupt im Errathen nicht stark, sonst wüßten Sie längst — daß ich Sie herzlich liebe.

Der Muff.

Die Generalin kam aus der Nachmittagsgesellschaft, an welcher mehrere ausgezeichnete Persönlichkeiten Theil genommen hatten. Sie befand sich in gehobener Stimmung. Man war sehr freundlich gegen sie gewesen, *sehr*, hatte sie dringend aufgefordert, eine ihrer kleinen Novellen, wenn auch nur die kleinste, vorzulesen.

Für ihr Leben gern wäre sie der Einladung gefolgt, trug jedoch gerade an dem Nachmittag nicht das geringste Manuscriptlein bei sich, und so hatten die Gäste mit liebenswürdiger Resignation auf den Genuß verzichtet. Aber schon die Berücksichtigung, die dem bisher wenig aufgemunterten Talent der Generalin geschenkt worden, that ihr unendlich wohl.

Man lasse mich mit frühen Triumphen ungeschoren, sie sind nicht selten die Vorboten späterer Niederlagen, dachte sie. Wer vermag sich von der im raschen, glücklichen Schwung der Jugend erreichten Höhe noch höher emporzuschnellen? Meistens bleibt es bei dem glorreichen Anfang, und was nachkommt, ist ein Sinken, wenn's nicht gar ein Stürzen ist. Da lob' ich mir mein bescheidenes Streben, das mich allerdings nicht auf die Höhe, aber doch auf eine Anhöhe geführt hat.

Von den heitersten Vorstellungen umgaukelt, schreitet die große, schmächtige Dame rasch und rüstig dahin; das Gehen wird ihr heute so leicht, als ob die Trottoirs mit Kautschuk gepflastert wären.

Herrliches Wetter! ein kernig kalter Märztag. Merklich früher steht schon die Sonne auf und geht merklich später schlafen. O wie gern sieht der die Tage wachsen, dessen eigener Lebenstag sich bereits zur Neige gewendet hat!

Die Generalin verschränkt behaglich die Hände in ihrem großen Muff — ein wenn auch nicht mehr modernes, doch sehr kostbares und gediegenes Garderobestück — und wandert wohlgemuth dahin. Sie hat noch eine gute Strecke Weges vor sich, eilt aber nicht, schlendert vielmehr gemächlich weiter, sieht sich die Vorübergehenden an, möchte Jedem bis auf den Grund der Seele schauen, und den Armen, besonders solchen, die nicht betteln, schenkt sie etwas. Sie thut es trotz der Gewissensbisse, die sie dabei empfindet. Geld verschenken auf der Straße ist ein Unsinn und national-ökonomisch ein Verbrechen. Das ist der Generalin hundertmal und unwiderleglich bewiesen worden, sie hat das Bewußtsein ihres Unrechts und — begeht es dennoch. Das Mitleid, diese, wie in neuester Zeit festgestellt worden, verwerflichste Form des Egoismus, ist zu mächtig in ihr; es überwältigt sie immer wieder von Neuem.

Mit dem unvernünftigen Almosenspenden ist es aber auch eine so eigene Sache! Unendlich schwer wird diese

üble Gewohnheit ablegen, der einmal ihre ganze Süßigkeit gekostet hat. Du gehst durch die Straßen der großen Stadt, und wenn Deine Augen nur offen sind, siehst Du in kurzer Zeit das Elend in jeder denkbaren Gestalt; von dem geistigen und moralischen Elend an, das hinter äußerem Glanz verborgen vorbeistolzirt, bis herab zu dem Elend des hungernden, vom Tode schon gezeichneten Lasters. Und wenn es Dich nun da plötzlich mitten heraus aus der rettungslosen Verkommenheit ansieht mit Augen, die von einer noch unschuldigen Seele erzählen oder von einer im schwersten Kampf geläuterten oder von einer noch hoffenden, noch ringenden, und Du antwortest ihrer scheuen Bitte und greifst in Deinen Säckel, greifst ziemlich tief und reichst eine Gabe dar, welche den Armen auf das Aeußerste überrascht — o des wunderbaren Eindrucks! o der stummen seligen Frage: Das schenkst Du mir? Du ganz fremder Mensch schenkst mir so viel? und ein unvergeßlicher Blick trifft den Wunderthäter, der dem Kinde der Noth für ganze Tage die Sorge aus dem Leben nimmt.

Nun, dieses Staunen mit anzusehen, die Freude aufblitzen zu sehen auf dem Antlitz des Kummers, das ist Glück; und wer es einigemal genossen hat und auf den Geschmack gekommen ist und sich's trotzdem aus Ueberzeugung und aus Tugend versagt, den nenn' ich — so schloß die Generalin ihre Betrachtungen — einen Cato vom Standpunkt der Nationalökonomie!

Sie selbst hat nicht das Zeug zu solcher Größe

überhaupt nicht, am wenigsten aber dann, wenn sie sich durch und durch zufrieden fühlt und im Grunde jeden Anderen bemitleidet, weil er schwerlich so gut dran sein kann wie sie, der arme Andere!

Widerstandslos läßt sie ihrer Thorheit den Zügel schießen, bis derselben eine natürliche Grenze gesetzt wird, und das Portemonnaie nichts mehr enthält als eine Visitenkarte.

Nachgerade ist es auch Zeit geworden, einen rascheren Schritt einzuschlagen, denn plötzlich hat der Wind sich scharf erhoben und jagt große Schneeflocken durch die Luft. Die gelblichen Flämmchen, die man in den Straßenlaternen wahrzunehmen beginnt, machen darauf aufmerksam, daß die Dunkelheit demnächst einbrechen wird, und daß es ihnen nicht einfällt, sie daran zu hindern. Unter solchen Umständen hat die Nebenstraße des Wiener Grabens, in welche die Generalin eben einlenkt, etwas entschieden Unheimliches, und die Dame wäre gar nicht böse gewesen, wieder draußen zu sein.

So eilte sie denn, ohne sich aufzuhalten an einer Bettlerin vorüber, die auf der steinernen Stufe vor einem geschlossenen Kaufladen saß und sich frierend in den Winkel der Mauer drückte. Der Schnee umwirbelte sie und zerrann auf ihrem tiefgebeugten Haupt, das von einem durchlöcherten Tuch bedeckt war. Ihre Kniee hatte sie bis zur Brust heraufgezogen, der dünne Rock reichte kaum bis zu den Knöcheln, die Füße waren mit Fetzen umwickelt und ruhten fest aneinandergepreßt auf einem

bißchen Stroh. Ein Ding, das früher ein Muff aus Hasenfell gewesen, jetzt aber nur noch eine zerfetzte Röhre aus Hasenhaut war, sollte den Händen zum Schutze dienen, versah sein Amt aber schlecht; denn diese alten Hände kamen an manchen Stellen vor Kälte zitternd zum Vorschein, und man sah es ihnen wohl an, wie hart sie gearbeitet, bevor sie zu unerwünschter und unerquicklicher Ruhe in den Schoß gelegt worden.

Die Generalin war schon ein Stück Weges weiter gegangen, als ihr die ganze Kläglichkeit des im raschen Vorüberschreiten empfangenen Eindrucks vor die Seele trat. Sie kehrte zu der Alten zurück, blieb eine Weile vor ihr stehen, verfolgte mit immer trauriger werdenden Blicken die seltsam zuckenden Bewegungen des zusammengekrümmten Körpers und sagte endlich: „Es ist spät, liebe Frau, gehen Sie doch nach Hause."

Das Weib blickte empor und erwiderte, sie müsse auf ihre Tochter warten, die erst in einer Stunde von der Arbeit kommen und sie abholen werde.

In einer Stunde! dachte die Generalin — und die Alte macht jetzt schon so verdächtig schläfrige Augen; die ist im Stande und erfriert bei drei Grad Wärme. Was anfangen? was anfangen, du lieber Gott! Ein Wachmann, den man rufen und bitten könnte, auf die Arme Acht zu geben, ist nicht in der Nähe, und wäre er's, die Generalin würde sich geniren, ihn darum anzusprechen. Die Leute schauen einen bei derartigen Zumuthungen meistens so curios an. Und noch länger dastehen und

die Bettlerin betrachten, hat auch keinen Sinn. Ueberdies fängt jene an, beunruhigt zu werden, und fragt sich mit Angst, was denn diese Person will, die sich da vor ihr aufgepflanzt hat und ihr nichts schenkt.

„Geh'ns weg!“ sagt sie, „geh'ns weiter!“ und die Bangigkeit, das Mißtrauen, die sich dabei in ihren Mienen kundgeben, versetzen die Generalin in eine große Verwirrung. Es kommt ihr auch vor, als ob die Vorübergehenden in sonderbarer Weise nach ihr schielten. Die Situation beginnt peinlich zu werden, und in der Verlegenheit, in der Rathlosigkeit, in dem dringenden Wunsch, sich einen anständigen Rückzug zu sichern, legt die Dame plötzlich ihren Muff der Alten auf die Kniee. „Ich hab' kein Geld, aber nehmen Sie das und wärmen Sie sich,“ sagt sie.

„O Jesus! Jesus!“ . . . Das Weib bringt anfangs nur diese Worte heraus, aber als sie aus der ersten Verzückung zu sich kommt, läßt sie auch eine Beredtsamkeit los, die mit lautem Geschrei einen Platzregen von Segnungen und Wonnen vom Himmel herunter auf das Haupt der edeln Spenderin beschwört.

Die Generalin entflieht, so schnell sie kann, dem Wortschwall und den Lobpreisungen, die ihr noch von Weitem nachgerufen werden, und langt kurze Zeit später glücklich daheim an.

So ganz wohl zu Muthe ist ihr nicht; sie besinnt sich, daß sie ihr Portemonnaie in dem verschenkten Muff vergessen hat, und ärgert sich auch im Voraus über das

Verhör, dem sie der beiden Dinge wegen von der Kammerfrau unterzogen werden wird.

Die Kammerfrau ist es auch, die auf ihr Schellen öffnet und sie mit der Nachricht begrüßt: „Der Herr General sind schon lange zu Hause."

„Da geh' ich gleich zu ihm hinüber," antwortete die Gebieterin, giebt rasch Hut und Mantel ab und tritt in das Zimmer ihres Mannes.

Der alte Herr erhebt sich beim Erscheinen der alten Frau. Er ist um ein Weniges kleiner als sie, hat aber etwas ungemein Energisches; Gang und Haltung verrathen den ehmaligen Cavalleristen.

„Kommst Du endlich!" ruft er der Eintretenden entgegen, „hat heute wieder schön lange gedauert, die Urschlerei." Mit diesem Namen pflegt der General die Gesellschaften zu bezeichnen, die lediglich aus Damen bestehen.

„Es waren auch Herren da," entgegnet die Generalin.

„Beneide sie nicht," murmelt der Gatte und zieht den Tisch, auf dem eine Patience aufgelegt ist, zurück, damit seine Frau auf dem Sopha Platz nehmen könne. Er setzt sich ihr gegenüber, stemmt die linke Faust auf den Schenkel und die rechte auf den Tisch und betrachtet die Karten mit scharfen Feldherrnblicken.

„Ist wieder boshaft!" brummt er, „ist ein rechter Bosnickel, nein, was das für ein Bosnickel ist!"

Auch die Generalin vertieft sich in die Betrachtung

der Karten und sagt nach längerem Nachsinnen: „Der Sechser geht.“

„Wo ist der Sechser?“ fragt der General.

„Rechts, in der zweiten Reihe.“

„Der? ja der! ja den — den leg' ich nicht aus.“

„Warum denn nicht?“

„Will nicht.“

„Schöner Grund!“

„Warte auf einen schwarzen Fünfer.“

„Deine schreckliche Methode! auf die Art kann die Patience nie ausgehen, nie!“

„Liebes Kind,“ entgegnet der General mit männlichem Ernst, „nimm mir's nicht übel, Du hast unrecht. Hier handelt es sich nicht um das Einzelne, sondern um das Ganze.“

„Wenn aber das Einzelne den Knotenpunkt des Ganzen bildet?“

„Knotenpunkt! Wie Du doch bist! wie Du doch kindisch bist! Liebe, ich habe allen Respect vor Deiner Schriftstellerei, aber von Knotenpunkten verstehst Du nichts.“

„Wer weiß, vielleicht doch . . . warum sollt' ich nicht im Grunde . . .?“

Die Generalin sprach unsicher und zerstreut, ihre Wangen rötheten sich leicht. Zu ihrem Schrecken war die Kammerfrau hereingetreten, durchforschte das Zimmer mit spähenden Blicken und nahm von dem eifrigen Abwinken ihrer Herrin keine Notiz.

„Laß es gut sein, Adele, laß es nur gut sein,“ sagte diese endlich in einem Tone, in welchem die dringende Bitte wie ein kühler Befehl klingen sollte.

Und der General, welcher noch der längst überlebten Mode huldigte, in Gegenwart der Dienstleute ein ihm nicht ganz geläufiges Idiom zu gebrauchen, fragte:

„Qu'est-ce que veut-elle donc?“

„Ich suche den Muff,“ sprach Adele, „die gnädige Frau haben den Muff nicht mitgebracht, und hier ist er auch nicht.“

„Nun, wenn ich ihn nicht mitgebracht habe, kann er auch nicht hier sein,“ versetzte die Generalin. „Gehen Sie nur, Adele.“

Der treuen Dienerin war diese wiederholte Abweisung ein Stich ins Herz, und ihre tiefe Verletztheit äußerte sich in der Miene, mit der sie hervorstieß:

„Aber der Muff ist weg!“

Der General wandte rasch den Kopf und fragte kurz: „Was Muff? wer ist Muff?“

„Der große, der schwarze, der schöne Muff,“ entgegnete Adele, und die Generalin bemerkte krampfhaft lächelnd:

„Groß und schwarz allerdings, aber schön . . . daß er schön war, hat ihm wirklich schon lange Niemand mehr nachsagen können.“

„Mag er nun sein, wie er will,“ erklärte der Mann, „da muß er sein!“

„Man muß ihn halt wieder abholen,“ sprach Adele, „die gnädige Frau haben ihn halt liegen lassen in der Gesellschaft, wo Sie gewesen sind.“

„Ich habe ihn dort nicht liegen lassen.“

„Euer Gnaden haben das neulich auch gesagt, wie Euer Gnaden aus dem Theater gekommen sind, und wie ich gesagt habe, das Taschentuch ist nicht da. Und am andern Tage hat's der Logenmeister gebracht.“

„So? hat er's gebracht? . . . Aber, Adele, warum verschweigen Sie mir das?“

„Dergleichen haben Sie sogleich zu melden,“ rief der General, und Adele jammerte:

„Wie soll ich's denn melden? Wann denn? Man darf ja nichts reden, weil ja die gnädige Frau immer dichtet beim Ankleiden.“

Die Generalin biß sich auf die Lippen; es war ihr stets beschämend, wenn ihre Dienerin ihr die Schriftstellerei vorwarf. Der General runzelte die Stirn, richtete sich steif auf und sagte zu seiner Frau: „voyez-vous?“ zur Kammerfrau jedoch: „Besorgen Sie jetzt den Thee.“

Adele entfernte sich mit dem Schritt einer gefangenen Königin vor dem Wagen eines römischen Triumphators. Der General kreuzte die Arme, beugte sich vor, blickte seiner Frau in die Augen und fragte: „Klotilde, was ist's mit dem Muff?“

Sie senkte den Kopf und nach einem um Vergebung bittenden Blick auch die Augen und sprach:

„Fritz — ich habe ihn verschenkt.“

Er fuhr heftig zusammen, sein Gesicht drückte Gram aus. „Verschenkt! . . . hast Du vergessen, daß er von meiner verstorbenen Tante herstammt?“

„Fritz — ja! in dem Augenblick, in dem ich ihn verschenkte, habe ich das vergessen.“

„Dann,“ versetzte der General wehmüthig, „wäre es zwecklos, Dich jetzt daran zu erinnern. Aber sagen will ich Dir doch, Klotilde: ich habe im Stillen seit langer Zeit auf den Muff speculirt. Ich hätte mir gern einen Fußsack für meinen Jagdschlitten daraus machen lassen; ich habe es Dir aber verschwiegen aus Delikatesse . . . Das habe ich gethan, Du aber . . .“

Die Generalin fiel ihm ins Wort: „Mach' mir keine Vorwürfe, Bester; ich bin genug gestraft.“

Sie war's; er sah es deutlich ausgesprochen auf ihrem Antlitz, in dem er seit vierzig Jahren zu lesen gewohnt war, und so erfüllte er denn großmüthig ihre Bitte und fragte nur mild:

„Ich möchte aber wissen, an wen Du ihn verschenkt hast.“

„An eine Greisin, lieber Fritz, eine unglückliche, hülflose, die vielleicht erfroren wäre ohne ihn . . .“

„Papperlapap!“

„Und für die der alte Muff eine Wohlthat ist, die vorhalten wird bis ans Ende ihrer Tage, ein wahres Lebensgut. So verzeih' denn, bester Mann, und wenn Du mir noch etwas zu Liebe thun willst . . .“ Klotilde ging

aus ihrer elegischen Weise in eine muntere über, griff nach der Hand ihres Mannes, zog sie rasch an sich und drückte, bevor er's wehren konnte, einen Kuß darauf, „so lege den Sechser aus."

Seufzend fügte sich der General dem Wunsche seiner Frau, aber es geschah zum Unheil, denn, wie die scharfsinnigen Combinationen, die er später anstellte, erwiesen, konnte die Patience vom Moment an, in welchem die verhängnißvolle Karte ausgelegt worden, nicht mehr gelingen. Den Mann verstimmte das ein wenig, für die Frau gab es an dem Tage nichts, das im Stande gewesen wäre, ihre Heiterkeit zu stören. Und als sie zur Ruhe gegangen war und die Augen schloß, da schwebte das Bild eines welken Greisenangesichts, von heller Freude verklärt, vor ihr empor, und sie schlief ein, gewiegt von Empfindungen, um welche die Landgräfin Elisabeth von Thüringen Ursache gehabt hätte, sie zu beneiden.

Am nächsten Morgen würde die Generalin ihres gestrigen kleinen Abenteuers nicht mehr gedacht haben ohne die schroffe Einsilbigkeit, die Adele der Herrin gegenüber beobachtete. — Das wird nicht gut, dachte diese, wird nicht gut, bevor ein umfassendes Geständniß abgelegt ist. Und ich bin es ihr ja schuldig; habe ich doch eigenmächtig über einen Gegenstand verfügt, auf den sie sich durch die treue Hut, in welcher sie ihn mehr als ein Menschenalter hindurch gehalten, unbestrittene Rechte erworben hat.

Die Generalin war eben im Begriff, ihre Beichte zu

beginnen, als die Hausglocke, mit unerhörter Heftigkeit in Bewegung gesetzt, ertönte. Man hörte die Thür öffnen und zuschlagen, und aus dem Vorzimmer herüber gellte Weibergeschrei, kreischend, durchdringend; der Generalin war die Stimme, wie ihr schien, nicht ganz fremd. Dazwischen donnerte ein ihr unbekannter kräftiger Baß.

Einige bange Secunden, dann sagte die Gebieterin: „Sehen Sie doch nach, was es giebt, Adele.“ Aber bevor Adele, bei welcher sich zugleich mit acuter Stummheit auch immer Schwerhörigkeit einstellte, dem Wunsche nachgekommen war, trat der General ein, in aller Gottesfrühe schon sorgfältig gekleidet, stramm, militärisch. Seine Brauen waren zusammengezogen, sein Adlergesicht hatte einen drohenden Ausdruck.

„Voyez dans l'antichambre!“ sprach er zu seiner Frau, und sie, mit versagendem Athem, von unbestimmten, aber schrecklichen Ahnungen erfüllt, ging ins Vorzimmer.

Da stand das Unheil in zweifacher Gestalt: in lärmender — derjenigen der Bettlerin von gestern; in würdevoll stummer — derjenigen eines ungeheuer langen, pfahlgeraden Wachmannes, der den Muff und das Portemonnaie der Generalin in seinen Händen hielt.

Der Diener, die Dienerin, das Stubenmädchen waren auch zur Stelle, ohne Zweifel, einem unbewußten, künstlerischen Triebe gehorchend, um das Tableau durch Ausfüllung des Hintergrundes zu vervollständigen.

Sobald die Generalin sich zeigte, wurde sie von dem alten Weibe mit ohrenzerreißendem Siegesgeschrei begrüßt.

„Da is sie! da is sie ja — jetzt können Sie's selber fragen!" rief die Bettlerin dem Wachmann zu, stürzte der Generalin entgegen und faßte sie beim Arm: „Und Sie, Sie sagen ihm's jetzt gleich auf der Stell': bin i a Diebin? Hab' i g'stohl'n? Hab'n Sie mir die verdammte Grenadiermützen g'schenkt oder nit?"

„Geschenkt," sagte die Generalin, „jawohl, ganz gewiß. Ich habe der armen Frau diesen Muff geschenkt."

„Haben Euer Excellenz ihr auch dieses Portemonnaie geschenkt?" fragte der Wachmann und hob das vermeinte corpus delicti in die Höhe.

„Eigentlich — nein . . . eigentlich habe ich vergessen, es aus dem Muff zu nehmen," lautete die Antwort, die der Diener der Gerechtigkeit mit dem frohlockenden Ausruf begrüßte:

„Und sie — hat's ausgeleert!"

Die Alte stieß ein Hohngelächter hervor, und die Generalin rief:

„Nein, nein! es war schon leer."

„Leer? das Portemonnaie Eurer Excellenz leer?" versetzte der Wachmann mit leisem und ehrerbietigem Zweifel.

„Bis auf eine Visitenkarte — ja."

Der Wachmann ist betroffen, und die Bettlerin bricht

in eine leidenschaftlich wilde Anklage gegen ihn aus. Aber auch die Generalin bleibt nicht verschont:

„I hab' nix g'stohl'n," wettert die Alte ihr zu, „aber mir kann was g'stohl'n wer'n — Ihnere Wohlthaten! Auf d' Polizei haben mi Ihnere Wohlthaten g'führt! Fünfunsechzig bin i alt, aber dös is mir noch nit g'schegn, daß i a ganze Nacht auf der Polizei hätt' übernachten missen mit allerhand G'sindel, und wenn der Herr Commissar mi nit kennt hätt, weil i amol Kohlen bei ihm trogen hob, i sitzet no und könnt sitzen, bis die gnädige Frau ihre Vorladung kriegt."

„Meine Vorladung?" stammelte die Generalin mit trockenen Lippen.

„Ganz natirli, zur Confrottirung. Nur weil er mi kennt und der gnädigen Frau ihren Herrn a, hat er mi herg'lassen mit'n Wachmann. Aber was nutzt dös All's? G'sessen bin i doch. Und was mei Tochter wird g'sagt hab'n, wie's kommen is gestern und mi nit g'funden hat auf mein'm Platzl — was die sich wird denkt hab'n, dös z' hören steht mir noch aus." Sie wurde weich, ein Thränenstrom rann über ihre Wangen.

„Ach ja, Ihre Tochter!" sagte die Generalin, „Ihre Tochter müssen Sie mir jedenfalls bringen, damit ich mich bei ihr entschuldigen kann."

„Entschuldingen war schon recht," sagte die Alte schluchzend, wenn auch bereits etwas besänftigt, „aber mit'n Entschuldingen alleinich wird's es nit thun. Da wer mer um a bissel an Nachguß bitten, um a bissel a

Schmerzensgeld für die ausg'standenen Wohlthaten, mei Tochter und i."

Die Generalin freute sich, die Bekanntschaft der Tochter zu machen und entließ unter Assistenz des Generals, der sich von dem Stand der Verhandlungen zu überzeugen kam, den Wachmann und die Bettlerin — nicht unbeschenkt, wie sich von selbst versteht.

Das Weib nahm dankbar alle gespendeten Gaben an, nur den Muff wollte sie sich nicht aufnöthigen lassen. „Den schwarzen Bären," erklärte sie, „können's wem Andern anhängen — ich hab' genug von ihm."

„Nun, Liebe?" sagte eine Stunde darauf der General zu seiner Frau, die er in ihrem Zimmer aufsuchte und recht traurig fand.

Sie nickte ihm zu: „Was, lieber Fritz?"

„Ich werde von nun an ein schärferes Auge auf Dich haben, Gattin, sonst kommst Du mir einmal noch mit einem entzweigeschnittenen Mantel nach Hause, wie der heilige Martin."

„Martin? Sei ruhig, den nehm' ich mir nicht zum Muster."

„Gott sei Lob und Dank. Ich brauche also nicht zu fürchten, daß Du ihm die Manteltheilung nachmachst?"

„Gewiß nicht."

Die Generalin schüttelte ernst und mißbilligend den Kopf: „Diese That war mir immer räthselhaft. Ich hoffe nur, der Heilige hatte vorher schon sein Wams verschenkt,

sonst schiene es mir unbegreiflich, daß er einem armen Unglücklichen nicht einmal einen ganzen Mantel gegönnt haben sollte."

„Du bist unverbesserlich, Gattin," rief der General, streckte ihr aber plötzlich die Hand entgegen und setzte freundlich hinzu: „Gottlob!"

Die Capitalistinnen.

Im vierten Stock eines der ältesten Häuser des alten Wien wohnen seit vielen Jahren die Schwestern Elise und Johanna Moser. Das Haus befindet sich in der Singerstraße und hat einen geräumigen Hof, und auf diesen herab sehen die immer spiegelblanken Fenster, durch welche Licht und Luft in das Quartier der Fräulein dringen. Es besteht aus einer Küche und aus zwei Zimmern, und wird so nett gehalten, als ob es nicht von menschlichen Wesen, sondern von puren Geistern bewohnt würde. Die Küche ist nur mit einer Puppenküche zu vergleichen, mit der Kinder noch nicht gespielt haben. In hellen, bunten Farben und in schneeigem Weiß schimmert das Geschirr auf den Stellbrettern; wie eitel Gold und Silber prunken die Pfännchen und Casserolen; die Knöpfe der Herdthüren aber übertreffen alles Andere an Geblinkel und Funkelglanz.

So groß indessen die Reinlichkeit in der Küche ist, durch diejenige in den Zimmern wird sie noch beschämt.

Fußbodenlack kann Jeder kaufen und die Dielen damit bestreichen. Ihn jedoch monatelang auf einem Punkt fast indiscret blendender Hochpolitur zu erhalten,

— diese Kunst versteht Fräulein Elise ganz allein. Sie ist es, die jüngere der Schwestern, welche sich um die berühmte und ruhmwürdige Sauberkeit des Haushaltes die größeren Verdienste erwirbt. Ihr Ordnungs- und Schönheitssinn macht sich manchmal in einer Weise geltend, die von Fräulein Johanna als Uebertreibung bezeichnet wird. Dies geschieht zum Beispiel, wenn Elise noch am Nachmittage mit Flanellen unter den Füßen im Zimmer herumgleitet, angeblich um sich eine gesunde Bewegung zu machen, in der That aber, um einige nur ihr wahrnehmbare Trübungen des Bodenfirnisses durch sanft liebkosendes Streicheln wieder in lauter Glanz zu verwandeln. Oder wenn sie die Polster des Kanapees, auf dem Johanna sich niedergelassen hat, um friedlich ihren Abendthee zu trinken, mit einem Stäbchen zu klopfen beginnt. Sie thut es ganz leicht, sie weiß im Voraus, daß kein Staub auffliegen wird, aber — sicher ist sicher! — sie frägt doch an und führt Schlag um Schlag gegen die dünnen, alten Kissen.

Johanna duldet und schweigt. Ihre Märtyrermiene jedoch, die sanfte Art, in welcher sie mit der Hand über ihre eisgrauen, gescheitelten Haare streicht, und besonders die Sehnsucht, mit der sie in das aufgeschlagene, auf dem Tische liegende Buch blickt, verfehlen ihre Wirkung auf Elise nicht. Sie überwindet den Putzteufel, der ihr in allen Fingern prickelt, legt das Stäbchen weg und sagt: „So, jetzt lesen wir!“

Das edle Gesicht Johannas hellt sich auf. Vorlesen

ist ihre Wonne, und sie behauptet, daß die Werke ihrer Lieblingsdichter ihr immer neue, schöne Ueberraschungen bereiten.

Elise hört zu und würde es noch viel aufmerksamer thun, wenn die Photographie des seligen Onkels Moser nicht gerade ihrem Platze gegenüber hinge. Die ist leider mit einem Glas bedeckt, von dem man nie recht weiß: ist's geputzt oder nicht. Und Elise unterbricht die vorlesende Schwester an einer ergreifenden Stelle der Dichtung, um auszurufen: „Mit Wasser hab ich's umsonst versucht; ich will's morgen mit Spiritus probiren!"

Dieselbe Genauigkeit, deren sich Elise im Punkte des Reinhaltens der Wohnung befleißigte, wurde von Fräulein Johanna in einem andern, im Geldpunkte beobachtet.

Die Schwestern hatten nach dem Verlaufe von mehr als drei Decennien, in welchen Elise einer Mädchenschule vorgestanden, Johanna Lehrerin in wohlhabenden Häusern gewesen war, eine hübsche Summe zurücklegen können. Das Glück, das ihnen für redliche Arbeit redliche Entlohnung bescherte, zeigte sich auch darin günstig, daß es sie in der Person ihres Onkels Christian Moser einen tüchtigen Schatzmeister finden ließ, dem sie ihre Ersparnisse anvertraut, und der mit denselben geschickt manipulirt hatte. Als der alte Herr starb, fand sich bei ihm in einem großen Umschlag, auf dem geschrieben stand: „Depot, Eigenthum meiner Nichten, der Fräulein Elise und Johanna Moser," ein Capital von nicht weniger als

zwanzigtausend Gulden in Werthpapieren. Dabei ein Zettel, an die Schwestern gerichtet, des Inhalts: „Rathe Euch, nach meinem Tode die Verwaltung Eures Vermögens meinem Sohne, Eurem Vetter Julius, zu übergeben, denn was Geldangelegenheiten betrifft, da seid Ihr wie die neugeborenen Kinder."

Elise stimmte dieser Behauptung mit vielen freundlich-demüthigen Bücklingen zu; Johanna war nicht so ganz von ihrer Richtigkeit durchdrungen, ersuchte aber dennoch, im Vereine mit der Schwester, Herrn Julius Moser, das Capital in seiner Verwahrung zu behalten. Er jedoch wollte nichts davon wissen; er war ein mürrischer, mit Geschäften überhäufter Mann.

„Kauft Euch eine kleine Wertheimische Kasse und legt Euer Geld hinein," sagte er. „Alle Jahr zweimal will ich kommen, die Coupons abschneiden und einlösen. Ihr habt Euch um nichts, als nur darum zu kümmern, daß Ihr mit Eurem Einkommen auskommt und die Kassenschlüssel nicht verliert."

Als er ihnen dann die Papiere ausgeliefert, waren die Schwestern nach Hause gewandert, und der Weg, den sie von der Hohenbrücke bis in die Singerstraße zurücklegen mußten, war ihnen lang und gefahrvoll erschienen. Johanna hatte das Paket unter den Arm genommen, und dicht neben ihr, an der Capitalienseite, marschirte Elise. Mehrmals ermahnte diese ihre Schwester: „Nimm Dich zusammen; mach's nicht so auffällig, mach' kein so verstörtes Gesicht." Sie selbst aber, die Muthigere, fühlte

ihr Innerstes erbeben, als zwei Arbeiter vorbeikamen und einer den andern anstieß und fragte: „Was tragen denn die?"

Die Frage bezog sich auf einige hinter den Fräuleins einherschreitende Marktweiber, ließ diese gleichgültig und versetzte jene in einen fieberhaften Zustand. Die arglose Johanna, die sonst auch dem Fremdesten das Beste zutraute, immer in Erwartung von etwas Angenehmem, besonders von angenehmen Ueberraschungen lebte, war heute eitel Sorge und Verdacht. Bei der Heimkehr empfand sie sogar Mißtrauen gegen den biederen Hausmeister, als er sie an der Treppe begrüßte, und bildete sich ein, er habe das Paket in ihren Armen mit sonderbar verlangenden Blicken angesehen.

Den Nachmittag und Abend brachten die Damen mit Berathungen über den Ankauf der Werthheimischen Kasse zu, die auf den Rath des Vetters angeschafft werden sollte. Provisorisch brachte man das Geld im Wäschekasten zwischen den Leintüchern unter, nachdem Elise diese Gelegenheit benützt hatte, um den Schrank von oben bis unten auszuräumen und durchzufegen. Spät kamen die Schwestern zur Ruhe, und kaum eingeschlafen, erwachte Johanna mit Herzklopfen, weil ihr träumte, die Wohnungsthür, welche Elise doch vor ihren Augen versperrt und verriegelt hatte, sei von selbst aufgesprungen, und durch sie herein sei der Hausmeister getreten, im Costüm Rinaldo Rinaldinis und mit einer Kanone in jeder Hand.

Am Morgen begann die Berathung von Neuem.

„Eine Kasse anschaffen, — leicht gesagt; aber wie bringt man sie herein, ohne daß die Leute es merken?“ meinte Elise. „Und wenn die Leute merken, daß man eine Kasse hat, vermuthen sie gleich, daß etwas drin ist. Und das ist sehr gefährlich.“

Dagegen wandte Johanna ein, daß es doch strafbarer Leichtsinn wäre, die Capitalien dem Wäscheschrank bleibend anzuvertrauen.

Man war noch zu keinem Resultat gelangt, als die in Rede stehende Kasse von selbst erschien. Herr Julius Moser schickte sie seinen Basen zum Präsent, durch zwei kurz angebundene, sehr resolute Männer. Rasch hatten die beiden Cyklopen den besten Platz für die Kasse ausgemittelt: in der Ecke des zweiten Zimmers, zu Füßen von Johannas Bett. Ohne viel zu fragen, stellten sie das schlanke, eiserne Ding dort auf, unterrichteten die Damen im Gebrauch der Schlüssel, überreichten dieselben sammt den Doubletten, nahmen ihr Trinkgeld in Empfang und entfernten sich.

Elise hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Spuren wegzutilgen, welche die staubigen Stiefel des unerwarteten Besuches auf dem Fußboden hinterlassen hatten. Johanna holte die Capitalien aus dem Schrank. Sie befreite die Obligationen von ihrer groben Umhüllung, und als sie bemerkte, daß dieselben nachlässig gefaltet waren, ergriff sie das Falzbein. Mit einem Muthe, den Elise nur anstaunen konnte, handhabte Johanna die großen, prächtigen Bogen, glättete sie und legte sie wieder vierfach, jetzt

aber Kante auf Kante, zusammen. Dann holte sie aus ihrem Vorrath an Schreibpapier das stärkste herbei und verlegte sich auf die Fabrikation von Couverts, wie sie, so zierlich ausgeschnitten, so fest geklebt, nirgends und um keinen Preis zu kaufen gewesen wären. Jedes derselben hatte eine Aufschrift erhalten; Obligation Nummer Eins, hieß es auf der ersten; Obligation Nummer Zwanzig auf der letzten. Sie bildeten einen erfreulichen Anblick, so lange sie auf dem Tische zum Trocknen ausgelegt blieben, und eine stattliche Reihe im Tresor, in welchem Johanna sie endlich aufgestellt.

Danach hatte sie das Tabernakel verschlossen und die Schlüssel an sich genommen, mit dem Vorsatze, sich in keiner Stunde des Lebens von ihnen zu trennen. Als sie sich zur Ruhe begab, legte sie das kleine Bund unter ihr Kissen und konnte in dieser Nacht, wie schon in der vorigen, lange nicht einschlafen. Die Worte des Vetters: „Verliert die Schlüssel nicht!“ summten ihr im Ohre; das Gefühl der übernommenen Verantwortlichkeit lag ihr schwer auf dem Herzen.

Am Morgen erwachte sie später als gewöhnlich. Die Bedienerin, die täglich kam, um Elise bei der Hausarbeit zu unterstützen, war seit geraumer Weile da und machte sich am Ofen in Johannas Zimmer zu schaffen, als diese die Augen aufschlug.

Sie fuhr empor, — ihr erster Blick fiel auf die Kasse, ihr erster Gedanke war: Wo sind die Schlüssel? . . . „Elise,“ rief sie plötzlich, „Elise!“

Die Schwester kam herbei geeilt, und Johanna, die Stimme zum Geflüster senkend: fragte:

„Die Schlüssel? . . Hast Du sie genommen?"

„Gott bewahre!" erwiderte Elise. „Du hast sie, — unter Deinem Kopfpolster hast Du sie."

„Nein!" hauchte Johanna, „ich habe schon gesucht . . ."

Elise überlief's, aber sie faßte sich. „Wir wollen noch einmal suchen, besser suchen."

Es geschah, die Schlüssel wurden gefunden, man lachte, man neckte einander wegen des ausgestandenen Schreckens.

Auf einmal rief's aus der Gegend des Ofens: „Fräul'n, haben Sie mir das zum Unterzünden herg'richt?" . . . Eine kohlengeschwärzte Hand hob sich in die Höhe und schwenkte Papiere in der Luft.

„Was denn, Resi? Was ist's denn?" fragte Elise, von einer unbestimmten Bangigkeit durchzittert.

Resi erhob sich aus ihrer kauernden Stellung, kam auf die Damen zugetrampelt und präsentirte eine Anzahl durcheinander geworfener Papierbogen, bei deren Anblick den Schwestern der Athem stillstand.

„Johanna!" rief Elise.

„Elise!" rief Johanna.

„Wo haben Sie das hergenommen?" preßte Elise zur Bedienerin gewendet, hervor.

Die Frau wunderte sich über die Frage und besonders über die Art, in welcher dieselbe gestellt wurde. Wo

sollte sie „Das“ hergenommen haben? Vom Sessel halt, auf dem „Das“ gelegen, vom Sessel beim Ofen, neben dem Kanapee.

„Gut,“ murmelte Elise, „gehen Sie jetzt nur in die Küche.“ Resi gehorchte.

Starr bis zur Unheimlichkeit blickte Johanna vor sich hin: „Sessel! . . . Dort habe ich sie hingelegt,“ sprach sie abgebrochen und tonlos, hingelegt, — um sie dann hineinzulegen in die . . . Du weißt.“

„Hast Du's denn nicht gethan?“ fragte Elise.

„Es scheint, — nein,“ erwiderte Johanna und drückte das Haupt in die Kissen.

Elise setzte sich; ein kalter Schauer nach dem andern lief ihr über den Rücken. „Schwester,“ sagte sie, „so hätten wir denn vergessen, die Capitalien in die Couverts zu thun, bevor wir die Couverts in die Kasse thaten.“

Johanna sah die Schwester dankbar an für dieses großmüthige „Wir“. „Es scheint so, — obwohl ich es mir nicht denken kann. Viel eher schiene es mir möglich, liebe Schwester . . .“ Die tiefe Zerknirschung, unter deren Last sie eben noch geseufzt hatte, machte einer freundlichen Ahnung Platz, „daß unsere Obligationen im Tresor liegen, und daß diese hier andere sind, mit denen uns Jemand,“ — ihre Augen begannen zu leuchten, und sie schloß innigst gerührt, — „eine angenehme Ueberraschung gemacht hat.“

Elise fuhr zürnend empor: „Mit Deinen Ueber-

raschungen, — das ist eine fixe Idee! Ueberraschung — ja! Die Resi war nahe daran, uns eine Ueberraschung zu machen, — aber eine, von der wir uns unser Lebtag nicht mehr erholt hätten."

„Du hast recht," versetzte Johanna, und wir sind diesem Weibe zu ewigem Danke verpflichtet. Wenn die Klugheit uns auch räth, ihr zu verschweigen, wie groß der Dienst ist, den sie uns geleistet hat, — weil sie sonst allen Respect vor uns verlieren könnte, — wollen wir sie für denselben doch reichlich belohnen." —

So aufregend waren für die Schwestern die ersten Tage nach dem Antritt der Selbstverwaltung ihres Vermögens gewesen. Und noch gar manche böse Stunde folgte. Den Kassenschlüsseln schien eine eigene satanische Kunst innezuwohnen, sich unsichtbar machen zu können; sie verschwanden einem unter der Hand, — aus der Hand. Und die Raub-Attentate, die Einbruchs-Diebstähle, von denen man täglich hörte, die waren auch nicht danach angethan, viel beizutragen zur Seelenruhe alleinstehender Capitalistinnen.

Indessen, man gewöhnt sich an die Nähe von Kaisern und Königen; die Fräulein gewöhnten sich an die Anwesenheit des großen Herrschers Mammon in ihrem einfachen Haushalte.

Für Elise blieb der Gedanke an den Staub, der sich im Winkel zwischen der Kasse und der Wand angesammelt haben mußte, und dem auf keine Weise beizukommen war, freilich ein sehr peinlicher. Für Johanna waren die

zwei schlimmsten Tage im Jahre diejenigen, an welchen Vetter Julius kam, um die Coupons abzuschneiden.

Er setzte sich schon so verdrießlich und mit einer so höhnischen Miene an den Tisch, trieb zur Eile, ärgerte sich über die Couverts und riß die Obligationen mit einer Rücksichtslosigkeit heraus, deren nur Männer fähig sind. Die Aufschriften verspottete er: „Obligation Nummer Fünf? Was heißt das? Ich bitte Euch, gebt Euch mit dem Nummerschreiben nicht ab. Es wäre fatal, wenn wir uns auf die Nummern verlassen müßten, bei einer allenfallsigen Amortisation."

„Was meinst Du damit, lieber Vetter?" fragte Johanna; „wann wird die stattfinden?"

Er wandte seinen großen Kopf nach ihr und glotzte sie bös an mit seinen runden, vorquellenden Augen: „Wenn Euch die Papiere gestohlen würden," erwiderte er barsch.

„Gestohlen!" rief Elise. Johanna bedeutete ihr zu schweigen. „Ich bitte Dich, erkläre mir das, lieber Vetter; was bedeutet Amortisation?"

Er lachte tückisch und sprach: „Ein anderes Mal, heute habe ich keine Zeit." Und das sagte er jedes Mal, stopfte die Coupons in seine alte, schmutzige Brieftasche und empfahl sich dann, — vorausgesetzt, daß er Muße dazu fand. Oft ging er auch, ohne sich zu empfehlen, und Johanna hatte nachher lange Zeit mit dem Ordnen der Papiere, Elise mit dem Klopfen des Kanapees und dem Reinigen des Teppichs unter dem Tische zu thun.

„Es ist doch etwas Schreckliches um so einen Mann ... Nein, wenn man denkt, daß man das ganze Jahr neben so Einem existiren müßte!" meinten die Schwestern, drückten einander die Hände und freuten sich, daß sie nicht geheirathet hatten.

„Was das nur heißt mit der Amortisation?" sprach einmal Elise.

„Amor heißt Liebe," versetzte Johanna nachdenklich.

„Was kann aber die Liebe mit gestohlenen Obligationen zu thun haben?" forschte Elise weiter. „Bedeutet es vielleicht: Diebstahl aus Liebe zum Gelde?"

Johanna entgegnete, nach dem Rathe Kants, das Bequeme und mehrentheils Vernünftige: „Ich weiß nicht," und fügte aus eigenen Mitteln hinzu: „Es scheint ein Börsen-Ausdruck zu sein, und ich bin nie in andern als in spezifisch weiblichen Denkdisciplinen unterrichtet worden."

Am 27. October 1884 wurden die Schwestern durch einen Zettel, den Vetter Julius ihnen sandte, in einer Weise überrascht, die Johanna mit dem besten Willen nicht angenehm finden konnte. Julius schrieb, er verreise auf vier bis sechs Wochen und könne die Einlösung der Coupons dieses Mal nicht besorgen; seine Basen möchten das selbst thun oder auf seine Rückkehr warten.

Nun, von dem Letzteren konnte nicht die Rede sein. Auf den Kreuzer ging's bei den Fräulein immer aus. Sie hatten keine Schulden, aber auch keine Ersparnisse; sie brauchten ihr Geld und brauchten es zur rechten Zeit.

So rief denn Elise: „Was sein muß, muß sein!" Und Johanna ging mit großem Bedacht und mit einer Sorgfalt, an der sich Julius ein Beispiel hätte nehmen können, an die feierliche Handlung des Coupon-Abschneidens.

Eine halbe Stunde später stand Elise schon gerüstet zur abenteuerlichen Fahrt nach der Wechselstube. Hochgemuth zog sie aus, ihre Aufregung hinter einem kühnen Wesen verbergend. Ihr Stumpfnäschen war leicht geröthet, ihre braunen Aeuglein blitzten. Während sie die Treppe hinabging, gaben die stählernen Ketten der Handtasche, in welcher die Coupons lagen, einen Ton von sich, — beinahe wie Sporengeklirr.

Johanna erwartete die Rückkehr der Schwester in großer Sehnsucht. Anfangs im Zimmer, später in der Küche, in welcher Resi scheuerte, zuletzt auf dem Gange.

Eine Stunde verfloß. Endlich erschien Elise, aber — welch' ein Anblick! — im Zustande vollständiger Fassungslosigkeit. Mit bebenden Knieen wankte sie in die Küche, ließ sich auf den Sessel neben dem Anrichtebrett sinken und vermochte nur zu sagen: „In sechs Jahren . . ."

Johanna labte sie, suchte sie zu beruhigen, brach aber selbst in Thränen aus, als die Tapfere ihr weinend in die Arme fiel.

Elise hatte furchtbar gelitten in der Wechselstube, in welcher ein entsetzliches Gewühl geherrscht hatte, war gedrängt, gestoßen und schließlich verhöhnt worden. Als es ihr nach unsagbarem Bemühen gelungen, einem Cassirer ihre Coupons einzuhändigen, hatte der — flegelhaft, wie

sie heute sind, die jungen Leute, — die Papierchen angesehen und sie Elisen schmunzelnd und unter dem Gelächter der Umstehenden mit den Worten zurückgegeben: „Kommen Sie in sechs Jahren wieder.“

„In sechs Jahren?“ sprach Johanna erbleichend.

Resi jedoch, die dem Bericht des Fräuleins aufmerksam und mit einem sehr klugen Ausdruck in ihrem derben Gesicht zugehört hatte, stemmte den Arm in die Seite und sagte: „Ja, — Schnecken!“

„Wie?“ riefen die beiden Schwestern, „was meinen Sie?“

„Die Fräul'n wer'n halt die böhmischen Papiere haben, die Bodencredit.“

„Böhmische? Das sind die unseren!“ sprach Elise, und Johanna hauchte tonlos: „Ja!“

Beide erstarrten, während ihnen Resi versicherte, weder in sechs Jahren noch je würden sie für ihre Coupons auch nur einen Groschen bekommen. Die ganze Stadt sei voll von der Geschichte mit den böhmischen Bodencredit, im Extrablatt könne man sie lesen. Damit zog Resi die letzte Nummer desselben aus ihrer Tasche und präsentirte sie den Damen. Und diese, die geschworenen Feindinnen der Journalistik, überwanden ihren Abscheu gegen jede, irgend einen Namen habende Zeitung und lasen, Wange an Wange gepreßt und vor Erschütterung bebend bis ins Mark, die trostlosen Berichte über die Entwerthung der Papiere der Böhmischen Bodencreditanstalt.

„Wenn nur Vetter Julius da wäre!“ sprach Johanna plötzlich mit einem trockenen Schluchzen.

„Der?“ rief Elise, von Mißtrauen ergriffen. „O Gott, wenn seine plötzliche Abreise nur nicht im Zusammenhange steht mit dieser miserablen Crida-Katastrophe.“

„Dergleichen,“ entgegnete Johanna, „dergleichen wollen wir nicht annehmen, — nie. Wir wollen vielmehr . . .“ Sie stockte, sie konnte nicht gleich sagen, was sie wollte; sie fühlte nur, daß man sich regen, daß man etwas thun müsse. Elise war von derselben Empfindung durchdrungen, und so beschlossen die Schwestern, zu dem Grafen Linden, dem Präsidenten einer großen Bank, in dessen Hause Johanna vormals Unterricht ertheilt hatte, zu gehen und ihn um seinen Rath anzuflehen.

Gesagt, gethan, sie führten den Vorsatz aus und waren eben daran, sich mit gebührender Umständlichkeit beim Grafen melden zu lassen, als er ihnen, zum Ausgehen gerüstet, im Vorzimmer entgegen trat.

Der vielbeschäftigte Herr schien auch heute große Eile zu haben, gab aber nicht zu, daß die Fräulein, wie sie es in edler Discretion durchaus wollten, sich unverrichteter Dinge wieder entfernten. Sie mußten sagen, was sie hergeführt, und hatten kaum die Worte: „Böhmische Bodencredit“ verlauten lassen, als er ausrief: „Was? Sie haben auch Böhmische Bodencredit-Actien?“

„Nur solche, Herr Graf!“

„Ei, ei, das ist bös!“ Er machte ein finsteres Gesicht,

nagte ein wenig am Schnurrbart, überlegte und sprach: „Da muß etwas geschehen. Ich bitte Sie, zu warten. Meine Frau und meine Töchter sind leider nicht zu Hause."

Damit öffnete er, ehe der Diener ihm zuvorkommen konnte, die Thür des Salons und ließ die Schwestern ein, er selbst aber entfernte sich wieder durch das Vorzimmer.

Johanna und Elise hatten sich noch nicht über die Art geeinigt, in welcher sie dem Grafen, der die Weitschweifigkeit haßte, ihre Angelegenheit vortragen sollten, und schon war er wieder da, mit einem Briefe in der Hand, den er Johanna überreichte. Ihren Dank und ihre Fragen schnitt er kurz ab, indem er sagte: „Diesen Brief werden Sie die Güte haben, an seine Adresse zu befördern," der älteren Schwester den Arm reichte und die jüngere mit einem einladenden Wink zu folgen ersuchte. Am Fuße der Treppe angelangt, pfiff er dem Fiaker, der im Hofe stand, hob die Schwester in dessen elegantes „Zeugerl", rief: „In die Bank!" und sausend rollte das Gefährt über das Pflaster.

Johanna versuchte nun zu sprechen: „Da fahren wir! Das ist eine Ueberraschung!" Elise sagte nichts. Der Wagen hielt vor dem Thore des Bankhauses, der Portier stürzte ihm entgegen. Alle Thüren öffneten sich vor den Ueberbringerinnen eines Schreibens des Herrn Präsidenten an den Herrn Director.

Dieser, Herr Eduard Plößl, ein kleiner, breiter, feierlicher Mann mit langem, braunem Bart und einer

Glatze, die sogleich Elisens Vertrauen und Sympathie erregte, weil sie so schön glänzte, empfing die Schwestern in seinem Bureau und bot ihnen Sitze an, auf welche sie sich niederließen, während er den Brief seines Chefs aufmerksam durchstudirte. Nach einer Weile sprach er: „Der Graf empfiehlt mir dringend, mich Ihrer Sache anzunehmen, meine Damen. Mein Rath soll Ihnen bestens zugehen, — bedaure nur den geringen reellen Nutzen. Sie haben böhmische Bodencredit-Actien?"

„Ja wohl," erwiderte Johanna, „Böhmische Boden-Obligationen, Herr Director."

Er sah die Schwestern eine Weile prüfend an; der Antheil, den er ihnen anfangs nur pflichtgemäß geschenkt, steigerte sich und bekam allmälig etwas Inniges, etwas Väterliches.

In der Verhandlung, welche sich nun entspann, legte Herr Plößl eine unerschöpfliche Geduld an den Tag; er gab auf zehnmal wiederholte Erkundigungen zehnmal dieselben Auskünfte und machte es den Damen endlich klar, daß es nur zwei Möglichkeiten für sie gäbe: ihre Papiere zu behalten und den Verlust des ganzen Vermögens auf die Hoffnung hin zu wagen, daß die Liquidation hintangehalten werden könne, oder sich rasch zum Verkauf zu entschließen und ein kleines, aber sicheres Capital zu retten. „Ich rathe dringend zum Letzteren," sagte der Geschäftsmann, „und zwar rathe ich zum allerdings verlustvollen Umtausch Ihrer Papiere gegen Grundentlastungs-Obligationen."

„Was Sie uns rathen, das werden wir thun,“ versicherte Johanna.

„Ueberlegen Sie's heute noch, und morgen bitte ich wieder um Ihren Besuch, — mit den Papieren, — wenn Sie sich zum Verkauf entschließen.“

„Und unsere Renten in dem Falle?“ fragte Elise. „Wie würden sie sich zu den bisher genossenen verhalten?“

„Kaum wie ein Drittel zu einem Ganzen,“ erwiderte Herr Plößl.

Im Laufe des Nachmittags kamen die Schwestern heim.

„Es war ein trauriger, aber ein stolzer Tag,“ sprach Johanna. „Mein Glaube an die Güte der Menschen ist neuerdings befestigt worden . . . Dieser Graf! . . . Hast Du bemerkt, wie sein Benehmen gegen uns sogleich viel freundlicher und ordentlich respectvoll wurde, als er vernahm, daß wir ins Unglück gerathen sind? Und dieser Herr Director, ist das ein gewiegter, scharfsinniger Geschäftsmann, und dabei wie theilnehmend und fürsorglich . . . Er hat ein goldenes Herz.“

„Und seine Glatze glänzt wie Silber,“ versetzte Elise.

„Wir haben unser Geld verloren, aber einen alten Gönner erprobt und einen neuen Freund gewonnen,“ fuhr Johanna fort; „solche Erfahrungen kann man nicht theuer genug bezahlen.“

„Besonders, wenn man's hat,“ meinte die praktische Elise. „Wir haben es aber eigentlich nicht. Wir sind jetzt arm.“

„Thut nichts,“ entgegnete Johanna, völlig verzückt

vor Hoheit der Gesinnung. „Der fromme Maler, Fra Angelico da Fiesole, nennt arm sein den Schatz, der vor vielen unnützen Bedürfnissen sicher stellt."

„Er wird vermuthlich in seinem Kloster mit Kost und Kleidung versorgt worden sein und dort auch freies Quartier gehabt haben . . ." Elise sah sich traurig um in der blanken Stube. „Wir — werden unsere liebe Wohnung verlassen müssen."

„Wer weiß!" sprach Johanna. „Es sollte mich nicht wundern, wenn die Hausfrau uns einen Theil des Miethzinses erließe, sobald sie von unserem Mißgeschick erfährt."

„Wie bringen wir aber das Uebrige herein?"

„Wir fangen wieder an, Lectionen zu geben."

„Wenn wir Jemand finden, der sie nimmt."

„Der Herr Director empfiehlt uns seiner Familie."

„Wenn er eine hat."

„Der Herr Graf verwendet sich zu unseren Gunsten bei seinen zahlreichen Connexionen; es wird uns an Beschäftigung nicht fehlen."

„Aber vielleicht an der Kraft, sie auszuüben. Wir sind nicht mehr jung; wo ist die Zeit, in der wir noch Fünfzigerinnen waren?" warf Elise ein.

Alle ihre Bedenken jedoch vermochten nicht, Johannas Hoffnungsfreudigkeit und Zuversicht zu erschüttern. Den ganzen Abend baute sie an ihren Luftschlössern fort.

Am folgenden Morgen allerdings, als sie die Couverts

mit den Obligationen aus der Casse nahm und, der Ordnung wegen, auch noch die erst in sechs Jahren fälligen Coupons dazu legte, da wurde sie sehr betrübt und weich, und die Schwestern getrauten sich nicht, einander anzusehen auf dem dornenvollen Wege zur Bank.

Dort angelangt, erhielten sie sogleich Audienz bei ihrem huldreichen Beschützer. Johanna überreichte ihm die Werthpapiere und bat ihn, mit denselben nach seinem Gutdünken zu verfahren, während Elise mit nervösem Kopfnicken ihre Zustimmung anzeigte.

„Das heißt so viel, als Sie sind entschlossen zum Verkaufe?"

„Entschlossen," — „Entschlossen," sprachen die Schwestern nach einander.

Herr Plößl gab seinen Beifall zu erkennen, setzte sich, öffnete das erste Couvert, zog Obligation Nummer Eins hervor, — stutzte, sagte lebhaft: „Nu!" und griff nach Obligation Nummer Zwei. Das Verfahren erneute sich bei dieser und bei der dritten, nur daß die Miene des Herrn Directors immer erstaunter, immer heiterer wurde, bis sein Gesicht im Reflex des goldenen Herzens strahlte, gleich einer Sonne in Taschenformat.

„Ja, was wollen Sie denn?" rief er, „Sie haben ja vortreffliche Papiere! . . . Sie haben ja die, welche ich für Sie kaufen wollte! . . . Aber bitte, — nehmen Sie Platz," fügte er ganz erschrocken hinzu, als er die Damen erbeben und wanken sah unter dem Eindrucke der unerwarteten Nachricht.

„Vortreffliche Papie . . .“ die letzte Silbe erstarb auf Elisens zitternden Lippen.

„Wie ich Ihnen sage.“

„Ist's möglich? O Gott!“ stammelte Elise, und Johanna, die bisher sprachlos geblieben, legte die flache Hand auf die Brust, hob die Augen zum Himmel und seufzte selig: „Nein, diese Ueberraschung . . . nein, — die wäre zu groß!“

„Sie werden sich dennoch mit ihr befreunden müssen,“ sprach der Herr Director, war bereit, einen Eid auf seine Behauptung zu leisten, und sagte endlich, indem er nach der Uhr sah und sich leicht verbeugte: „Sie haben böhmische Papiere, aber nicht die entwertheten, sondern gute, nämlich böhmische Grundentlastungs-Obligationen. Und somit empfehle ich mich Ihnen bestens, meine Damen.“

Die sonst so überaus feinfühligen Fräulein verstanden diesen Wink trotz seiner Deutlichkeit nicht. Ihr Jubel hatte sich durch Zweifelsnacht an den Tag gerungen und verlangte sein Recht. Die Schwestern fielen dem Herrn Director beinahe zu Füßen; sie nannten ihn im Taumel einer Dankbarkeit, die er vergeblich als gegenstandslos bezeichnete, ihren Wohlthäter, ihre Vorsehung. Unter Thränen der Begeisterung stellten sie fest, daß er einer der ersten lebenden Geschäftsmänner und der scharfsinnigste Kenner in seinem Fache sei.

Herr Plößl vermochte kaum, sich Gehör zu verschaffen, um den Damen den Antrag zu stellen, die verfallenen halbjährigen Coupons ihrer Obligationen ein-

lösen zu lassen. „Dieselben sind nämlich noch nicht abgetrennt,“ sagte er.

„O, o, — wie so?“ fragten die Fräulein.

„Hingegen fehlen die Coupons von Mai 1890,“ bemerkte der Herr Director, und offenbar bestrebt, die gute Meinung, welche die Damen von seinem Scharfsinne hegten, zu rechtfertigen, äußerte er die Vermuthung, jene Coupons dürften wohl irrthümlicher Weise anstatt der richtigen abgeschnitten worden sein.

Die Betroffenheit, in welche Johanna durch die Aufstellung dieser, nur zu bald als richtig erkannten Hypothese versetzt wurde, ging rasch vorbei, um neuen Ausbrüchen der Bewunderung und des Entzückens Platz zu machen. Ein Weilchen wisperten die Schwestern mit einander, dann traten sie an den Director heran und flüsterten ihm die Bitte zu, die von ihm entdeckten Coupons zu Gunsten seiner Armen einzulösen. Er protestirte auf das Ernstlichste, aber da wurden sie höchst aufgeregt, fochten mit den Händen in der Luft herum, hielten sich die Ohren zu und wollten davonhuschen.

„Ihre Obligationen!“ rief Plößl, „meine Damen, was geschieht mit Ihren Obligationen?“

„Bleiben in Ihrer Verwahrung!“ — „Sind gut aufgehoben,“ erwiderten die Fräulein, und — fort waren sie. Sie fühlten das Bedürfniß zum Grafen zu stürzen, um auch ihm ihren Dank und ihr Glück, besonders aber den Ruhm seines Directors zu verkündigen. Unterwegs, in der freien Luft, verflog ihr Wonnerausch ein wenig,

und als sie an der Thür des Grafen anlangten, tippte Johanna zagend an den Schellendrücker, und beide Fräulein athmeten erleichtert auf, als es hieß: Niemand zu Hause.

Eine gewisse Verlegenheit, eine Art Beschämung lastete einige Tage lang auf den Schwestern, doch machte sie einem wahren Hochgefühle Platz, da ein großer Brief aus der Bank eintraf, der nichts Geringeres enthielt, als — nebst den, leider doch ausbezahlten halbjährigen Interessen ihres Capitals — einen Depotschein. Einen Depotschein, den Damen direct zugestellt und im reinsten Geschäftsstyl abgefaßt. Die Schwestern lasen und eine versicherte der anderen, sie verstehe jedes Wort. Triumphirend hob Elise das werthe Schriftstück empor und schwenkte es wie eine Fahne. Johanna sah verklärten Angesichts zu ihm hinan:

„Die Bank anerkennt unser Guthaben, da steht's!" sprach sie, „was wird Vetter Julius dazu sagen? — wir erfahren Anerkennung von einer Bank!"

Comtesse Muschi.

1.

Schloß Sebenberg,
3. November 1882.

Die Treibjagden sind vorbei, alle Gäste abgereist. Wir langweilen uns wie die Möpse, und ich habe Zeit, Dir zu schreiben, liebe Nesti.

Der arme Fred ist auch fort.

Er war wieder furchtbar herzig und amüsant, obwohl er ganz unglücklich ist.

Mir ist leid um ihn, aber ich kann ihm nicht helfen. Sein Rahn im Gebirge trägt gar nichts, und man lebt nicht von der Luft, die freilich dort sehr gut sein soll.

Aber ich habe Dir etwas viel Interessanteres zu erzählen und will Dich gleich in milias res versetzen. Lateinisch, meine Liebe! kommt von milieu. Wo ich das aufgeschnappt habe? — Gott weiß es. Ich bin halt schrecklich bildungsfähig, wie meine Gouvernante, die arme Nagel, die ich erzogen habe, heute noch behauptet.

Also: spitz die Ohren!

Wie ich gestern die Briefmarken einsammle (für eine Million bekommt man wirklich ein chinesisches Kind, es

ist kein Aufsitzer, Du kannst Dich d'rauf verlassen und mir ein paar Tausend schicken, wenn Du sie beisammen hast), seh' ich darunter eine würtembergische.

Wer schreibt uns denn aus Würtemberg, Mama? — „Das ist ein Geheimniß," sagt die Mama, und ich seh' ihr an, daß sie d'rauf brennt, es auszuschwatzen. Paar Minuten später weiß ich Alles.

In seiner Jugend hat Papa in einem Regiment mit dem Grafen Aich-Kronburg gedient. Beide haben sich um dieselbe reiche Erbin beworben, und der Schwabe hat sie erobert, und Papa war der Erste, der ihm dazu gratulirt hat. So sind sie Freunde geblieben. Und jetzt schickt der Dynast aus Schwabenland seinen Erbgrafen auf Reisen, und der soll sich in Sebendorf aufhalten und sich bemühen, dem Papa und der Mama zu gefallen und am allermeisten . . . Wem? hat sie mich errathen lassen und hat mich umarmt, wie die Mütter uns umarmen, wenn sie hoffen, uns bald los zu werden.

Einen Schwaben also, denk Dir! — Wenn ich nur wüßte, wie er ausschaut, ob er nicht gar zu große Füße hat, auf denen er am Nachmittag „zum Bier" geht mit seinen Beamten.

Nach dem Souper aber, mein Kind, da war es bei uns so, daß ich mir gedacht habe: und wenn er Elephantenfüße hat, ich nehm' ihn doch!

Ein Abend ohne Gäste, wie er jetzt manchmal vorkommt in Sebenberg, ist rein zum Auswachsen!

Papa redet sich ein, daß er die Sportszeitung liest,

schläft aber. Mama strickt ein weißes Umhängetuch mit Dessins, gebildet durch die herabfallende Asche der Esceptionales, die sie immer im Munde führt. Der Onkel spielt Festung mit der Singlehrerin und die Tante löst Silbenräthsel auf mit Fräulein Nagel. — „Das siebenundfünfzigste Wort, Fräulein?“ — „Ein Dorf in Serbien.“ — „Mein Gott, in Serbien!“ — „Es fängt mit einem K an und endet mit einem E.“ — „Bitte um den Meyer.“ — „Ich habe schon nachgesehen, da steht es nicht.“ — „Ich bitte also um den Ritter.“ — Und jetzt fallen sie über den Ritter her.

Das ist Tisch Nr. 1.

Am Tisch Nr. 2, am andern Ende des Saales, spielen „die Kleinen“ mit dem Erziehungsdepartement Pocherl, und ich sitze auf dem Pouf allein, zwischen dem Alter und der Kindheit, wie Dido auf Naxos. Da war ich wieder gelehrt, Du mußt verzeih'n — die Langweile macht einen dumm.

Meine Dogge streckt sich und gähnt mich an: — Venez! sag' ich ihr, gehen wir auf den Balkon, wir zwei. Vielleicht fliegt zu unserer Unterhaltung eine Fledermaus vorüber. Kaum lehn' ich am Geländer, wer kommt nachgestiefelt? — Papa. Er lehnt sich auch ans Geländer und sagt erst gar nichts. Auf einmal fängt er an: — „Du, Katz!“ — „Was Papa?“ — „Was machst denn?“ — „Ich verhöre Fledermäuse, Papa.“ Er lacht. — „Ich sag' Dir was, aber plausch nicht, hörst?“ — „Nein, Papa.“ — „Wirst nicht plauschen?“

— „Nein Papa.“ Er droht mir mit den Augen: — „Auch nicht mit der Mama, verstehst?“ .... Darauf hin erzählt er mir die Geschichte vom Erbgrafen.

Ich habe mich nur erkundigt, ob die Kronburgs Rennpferde halten. Papa weiß es nicht, glaubt aber eher Nein als Ja. O weh!

Deine

Muschi.

2.

Schloß Sebenberg,
10. November 1882.

Liebe Resti!

Sei nicht so ungeduldig; ich kann nicht den ganzen Tag am Schreibtisch sitzen und Dir „berichten“, was bei uns vorgeht. Wir sind nicht so weit, wie Du glaubst, von Gratulationen annehmen keine Rede, ich verbitte mir überhaupt alle Sentimentalitäten. Der „Bräutigam“ — Du bist lächerlich, meine Liebe! heißt Karl, wie unser Kammerdiener, der seit seiner Anwesenheit immer beim Familiennamen gerufen wird. Er ist nicht so groß wie Papa, aber doch eher groß als klein, und hätte ganz hübsche Füße, wenn er nur besser chaussirt wäre. Aber er trägt Stiefel, an der Spitze so breit wie über den Ballen.

Angekommen ist er in so einer Art Waffenrock aus Tuch, den er sich vermuthlich eigens zur Reise hat machen lassen, der Arme! Bei welchem Schneider, muß ich erfahren, um alle meine Bekannten vor ihm zu warnen. Ein Unglück ist, daß er Handschuhe trägt wie

ein Weinreisender, oder wie die Elegants in deutschen Romanen ....

Du begreifst, liebes Kind, daß ich noch total unentschlossen bin.

Was köstlich ist, das ist die Liebenswürdigkeit Papas und Mamas. Die machen Geschichten mit ihm — ich sag' Dir, zum Platzen. Papa war sogar am Abend ganz aufgekratzt, und er, den sonst an den Leuten nichts interessirt, als ihre Pferde und Hunde, hat eine große Fragerei angefangen, und sich nach der Forstwirthschaft erkundigt, und ob sie in Schwaben verpachten und ob sie viel am Lande leben, und wie es mit der Jagd ist, et. z. r. a. Das heißt: und so weiter. Aufrichtig gestanden, habe ich mir nie merken können, wie man's schreibt.

Der Graf hat recht nett geantwortet, nur genirt er sich noch und glaubt, daß er immer im Imparfait sprechen muß, was highly affectirt herauskommt. Gegen neun Uhr hat es angefangen, recht fad zu werden, da ist aber zu meiner allerangenehmsten Ueberraschung Fred gekommen, mit seinem Bruder, und mit die zwei Hochhaus. Sie waren auf dem Wege nach Raigern zum Offiziersrennen, und haben um ein Nachtquartier gebeten. Ich habe gleich eine Circus-Production arrangirt, mir eine Viererpeitschen kommen lassen und zuerst den Fred vorgeführt, als den in Freiheit dressirten Vollbluthengst Arabi. Es war zum Todtlachen, wie er über die Sesseln gesprungen ist und traversirt und gewechselt, und zuletzt mein Sacktuch mit den Zähnen vom Boden

aufgehoben hat. Dann hat die Nagel ans Klavier gemußt, und die vier Herren haben die Heroldsquadrille zum Besten gegeben. Köstlich waren sie! So liebe Buben! Der kleinere Hochhaus, der herzige Kerl, hat wirklich ein Gesicht wie ein Pferd. Zuletzt ist Fred seinem Bruder auf den Buckel gesprungen, und hat sich präsentirt als Mlle Pimpernelle auf dem großartigen Schulpferd Rob-Roy. Ach, wenn Du das gesehen hättest! . . . Die koketten Augen, die er gemacht hat, und le petit air pincé, und das ruckweise Grüßen mit dem schiefen Kopferl — man kann sich nichts Spaßigeres denken. Wir haben uns königlich unterhalten, auch Papa und Mama. Nur der Graf ist so bocksteif gewesen, daß ich mir gedacht habe: Du kannst mir gestohlen werden, ich lass' Dich nicht austrommeln.

Das Schönste an unserer Renz-Production war, wie der Pips auf einmal genug bekommen hat von der Reitgerte der Pimpernelle, und zu Fleiß gestolpert und hingeschlagen ist mit sammt seiner Reiterin, daß alles gescheppert hat.

Wir waren ganz echauffirt vor lauter Lachen, und ich habe zur Abkühlung ein jeu d'esprit von meiner Erfindung proponirt. Die ganze Gesellschaft hat sich um den Tisch setzen müssen, es ist eine Schale voll gestoßenen Zucker gebracht worden, und Einer nach dem Andern hat seine Nase hineingesteckt. Wie das fertig war, hab' ich kommandirt: Eins, zwei, drei! und jetzt hat Jeder sich eine Riesenmühe gegeben, den Zucker mit der Zunge von

seinem Nasenspitzl abzulecken . . . Wer's zuerst getroffen hat, der hat gewonnen . . . Nein, mein Kind, was für Grimassen wir da geschnitten haben, und wie die gute Nagel indignirt war und doch hat mitlecken müssen, — das kann sich Niemand vorstellen, der nicht dabei gewesen ist.

Im Anfang war der Papa Sieger, dann Kuni Hochhaus, dann ich — und nur Fred ist bis zuletzt durchgefallen, mit seinem hübschen aufgestülpten Naserl. Er war schon ganz fuchtig, der Arme! Er ist so ein guter kleiner Kerl!

Deine

Muschi.

3.

Schloß Sebenberg,
19. November 1882.

Sauf votre respect, meine Beste, Du bist pedantisch wie ein alter Blaustrumpf. Mach nur so fort, und Du wirst total schofel, und fangst noch an, Romane zu componiren in die Zeitungen.

Ich habe Dir keine Personsbeschreibung von ihm gegeben? Na wart', ich will ihn um seinen Paß bitten. Da wirst Du lesen: Blaue Augen, blonde Haare, röthlichen Schnurrbart, Wangen und Kinn rasirt, Mund, Stirn, Nase regelmäßig. Weißt Du jetzt was? Du weißt gerade so viel wie früher. Plump? — Nein, plump ist er nicht. Seine größte Schönheit sind seine Ohren, die sind klein, fein eingesäumt, dicht angewachsen. Und die Gemüthsart? Ueber die soll ich auch etwas sagen? Je nun, eine gute Gemüthsart, ein bisserl still, mit einem Stich ins Altväterische. Aber ich will ihn schon modernisiren, den Armen. Ich hab' ihm neulich gesagt, daß sich die Herren bei uns alle Jahr wenigstens ein Paar Anzüge aus England kommen lassen und auch ihre seidenen

Strümpfe, und daß ein schlecht angezogener Mann in der Welt unmöglich ist. „Wieso?“ hat er gefragt, — „erklären Sie mir das.“ Diese Naivetät hat mich geärgert, und ich habe geantwortet: „Das braucht man nicht zu erklären, es versteht sich schon von selbst.“ — „Himmel, ruft er, wenn es Kleider sind, die uns in der Welt möglich machen, wie hoch müssen wir den halten, der sie verfertigt! Man sollte eigentlich nie anders erscheinen, als Arm in Arm mit einem berühmten Schneider. —“

Hast Du schon einmal etwas so Dummes gehört? sag's aufrichtig.

Gestern haben wir Hasen gehetzt. Ich auf meinem Harras war weit voraus, hab' mich übrigens um die ganze Jagd nicht geschoren, bin nur so weiter galoppirt, dem Sturm gerad' entgegen, was ich so gern thu', da kommt ein kleiner Graben, und mein Esel von einem Pferde, hang it! macht einen Satz, als ob's über eine Hürde ging, und ich — ich Nesti — ich — flieg herunter.

Da lieg ich, und der Harras steht und schnauft mich bös und wildfremd an. Er kennt mich nicht, er glaubt nicht, daß ich's bin, er will schon ausreißen, und ich kann nach Haus zotteln zu Fuß . . . Nesti, mir hat das Herz geklopft . . . Langsam bin ich aufgestanden, daß er nicht erschreckt, und habe immer mit ihm gesprochen: „Harasserl, bleib' da, es war ja nur ein Spaß, Harasserl“, und wie er mich wieder anschnauft, erwisch' ich glücklich den Zügel und schau' mich um und seh keinen Menschen. Gott sei

Dank! denk ich mir, führe den Harras in den Graben und will schon aufsitzen — da bricht er aus und ist nicht zum Stehen zu bringen, denn warum? Er hört den Galopp von einem Pferd, und richtig, muß der Kuckuck den Grafen daher schmettern. — „Was ist geschehen, Gräfin?" fragt er. — „Nichts," antworte ich und wende mich ab, damit er nicht sieht, wie ich roth werde. — „Ich habe mir nur etwas am Sattel gerichtet." — „All right?" — „All right." Er springt vom Pferd, und ohne ein Wort zu sagen, streckt er die Hand aus, und ich stelle den Fuß hinein und lasse mich in den Sattel heben, lasse mir auch die Falten vom Reitkleid richten und habe immer noch keine Idee, ob er weiß, was mir passirt ist. Endlich zieht er sein Sacktuch aus der Tasche und fangt an mich abzustauben, und jetzt erst bemerke ich, daß ich voll Erde bin, von der Schulter bis zum Rocksaum.

Du kannst Dir denken, wie mir war.

Gut also! — Der Graf steckt sein Sacktuch wieder ein und sitzt auf, und ich geb' dem Harras Eins hinauf, und spring ihn fünfmal nach einander hin und her über den Graben. Aber nicht da, wo er schmal und trocken ist, sondern weiter, wo er breit ist, und mit Wasser gefüllt.

Dann reiten wir zusammen ganz ruhig dem Papa entgegen. Lange hat's gebraucht, bis ich mich habe entschließen können, zu reden: doch hat's ja sein müssen, sonst wäre ich den ganzen Tag nicht aus der Unruhe heraus gekommen. So habe ich denn gesagt: „Ich bitte

Sie, sagen Sie Niemandem, daß ich vom Pferd gefallen bin."

Er hat geschmunzelt: „Mein Wort darauf, ich verrathe Sie nicht."

Da waren wir einen Moment ganz gute Freunde, und ich habe mir wirklich schon überlegt — ob ich ihn nicht vielleicht doch nehmen soll. Es hat aber nicht lang' gedauert, und jetzt ist mir der ganze Mensch zuwider . . . Liebes Kind, er ist ein alter pedantischer deutscher Schulmeister . . . Höre nur zu . . .

Wir kommen zur Remise, da raschelt's drin, knistert, und unten durch die Sträucher seh' ich ein paar kleine bloße Füße. Ein Holzdieb! . . . Hei! das ist etwas für mich — den erwisch' ich! . . . Ich gebe dem Grafen einen Wink, stehen zu bleiben, und spreng' hinüber zu dem Durchschlupf, den das Gesindel sich im Holz gemacht hat . . . Dort paß' ich auf . . . Richtig — nicht lang und mein lieber Spitzbub kriecht heraus, und zieht einen ganzen Pack Reisig hinter sich her . . . Er guckt, sieht mich, schreit wie ein Has' und rennt, was er kann, dem Dorf zu. — Ich ihm nach, hab' ihn natürlich gleich, bück' mich, reiß ihm sein Mützel herunter und sag' ihm, er soll ins Schloß kommen sich's holen. Jetzt hat er die Geschichten gemacht, die man kennt, geflennt, gebettelt, sich niedergekniet, bis mich's gelangweilt hat, und ich ihm endlich sein Mützel ins Gesicht geworfen hab' . . . Und was hat er dann gethan? Eine lange Nase hat er mir gemacht, war auch noch so frech, sein Bündel aufzuheben

und damit Reißaus zu nehmen. Ich hab' ihm wirklich nachsetzen, und ihn durchwichsen wollen, aber da ist der Graf daher geritten mit einem ellenlangen Gesicht und hat die Impertinenz gehabt, mir zu sagen: „Sie sind ja ein vortrefflicher Waldhüter." — „Wird bei Ihnen der Wald vielleicht nicht vor Diebstahl behütet?" habe ich ihn gefragt. — „O ja", hat er geantwortet, „nur überlassen wir diese, doch eigentlich untergeordnete Beschäftigung, unseren Hegern."

Wenn ich jetzt darüber nachdenke, finde ich die Antwort nicht einmal gar so grob, aber wie er mich dabei angeschaut hat, und daß ich mir so dumm vorgekommen bin — — —

Deine

Muschi.

4.

Schloß Sebenberg,
28. November 1882.

Wir sind wieder gut zusammen. Wir sind gut worden durch meine jungen Rattler und durch das chinesische Kind. Du mußt wissen, meine Liebe, daß Papa seit der Ankunft des Grafen ganz curios ist. Er, der mir schon, wie ich sechs Jahr alt war, ein Poni geschenkt und mir erlaubt hat, Hunde zu haben, so viele ich will, rumpelt mich jetzt alle Augenblicke an: — „Weißt denn von nix zu reden als von die Pferd? . . . Wenn ich nur wüßt, — wo Die die Passion für die Hund' her hat!" . . . Und die Mama sagt: — „Die Muschi muß halt alles übertreiben," — und steckt sich eine Cigarre ins Gesicht, die neunte seit dem Frühstück. Ich zähl' sie manchmal per Spaß. Das End' vom Lied war, daß Papa, wie meine Pinkerl jetzt ins Wochenbett gekommen ist, gedroht hat, er wirft die Jungen beim Fenster hinaus, wenn er sie im Schloß sieht. Da ist mir also nichts übrig geblieben, als die ganze Wirthschaft in der Bibliothek zu etabliren. Dorthin kommt nie eine Seele, und die Hunderln bleiben doch in meiner Nähe.

Sie sind zum Fressen herzig und wohnen excellent in ihrem Korb unter dem Tisch, der vor dem Kamin steht, und über den der Teppich bis auf den Boden herunter hängt. Dreimal im Tage besuche ich die Alte und bring' ihr eine Milch.

Heute früh große Freude. Zwei Hunderln machen schon die Augen auf. Ich gratulire ihrer Mama und sage: Ist's nicht gefällig Bewegung zu machen, Sie Faulpelz Sie! Auf, auf! — Aber die Pinkerl reckt steife Haxeln und fangt an zu bellen . . . Und ich in Todesangst, pack' ihre Schnauze und halte sie ihr fest zu und drohe ihr: — Sei still, sonst sind deine Jungen hin!

Im selben Moment lacht Jemand und wünscht mir einen guten Morgen . . . Du weißt den Fauteuil im Fenster, der seine große Lehne dem Kamin zukehrt. Auf dem kniet der Graf, stützt die Arme auf die Lehne und schaut heraus wie aus einer Loge.

Hol Dich Dieser und Jener, Du Polizeispitzl! habe ich mir gedacht, und die folgende Conversation hat sich entsponnen:

Ich: Wie sind denn Sie hereingekommen?

Er: O ich war lange vor Ihnen da.

Ich: So? und was haben Sie da gemacht?

Er: Ich habe gelesen.

Ich: — Gelesen? . . . Wenn Sie glauben, daß ich mir solche Bären aufbinden lasse, irren Sie sich.

Er: Mich wundert Ihr Zweifel. Warum soll ich nicht gelesen haben?

Ich: An so einem Tag? Wenn man auf die Jagd reiten könnt? — da müßt' man doch Tinte gesoffen haben.

Er. (Springt vom Fauteuil herab und kommt auf mich zu mit einem zuwidern Gesicht): Ihre Meinung von dem Vergnügen, das man aus Büchern schöpft, scheint sehr gering zu sein.

Ich: Darauf können Sie Gift nehmen.

Er. (Sein Gesicht wird immer zuwiderer): Um keinen Preis! dazu ist mir mein Leben viel zu lieb.

Ich: Mein Ehrenwort — Sie riskiren nichts.

Er. (Wie ein alter Professor, der examinirt): Sie befassen sich wohl nur wenig mit Lesen.

Ich: Just so viel als nöthig zur Abbüßung meiner Sünden und zur Uebung im Englischen.

Er. (Mit einer Art väterlicher Fürsorge, die mir lächerlich vorkommt, und mit einer Strenge, die mich ärgert): Und im Französischen üben Sie sich doch auch?

Ich: Auch.

Liebes Kind, ich bin roth geworden, weil mir das gewisse Buch eingefallen ist, das mir Fred im vorigen Winter verschafft hat, und aus dem ich nicht einmal Dir hab' erzählen wollen, so schön Du auch gebeten hast.

Er. Sie kennen die neuen Pariser Sittenschilderungen?

Ich. (Schon recht ungeduldig): Ich könnt' sagen nein, und Sie würden mir glauben, aber mich langweilt's zu lügen, und ich sage ja, weil ich ein ehrlicher Kerl bin.

Er. (Schaut mich an, eine ganze Weile; gar nicht mehr bös, aber ordentlich traurig und brummt): Schade! ... Ehrlicher Kerl ist übrigens prächtig . . . Sagen Sie mir, lieber Freund . . . verzeihen Sie! ich wollte sagen, verehrte Gräfin, lesen Sie nie ein deutsches Buch? es giebt deren wunderschöne.

Ich: Von Goethe und Schiller — o, ich weiß . . .

Resti, eine ungeheure Langweile hat mich angegähnt — ich habe uns schon sitzen sehen, wie das junge Ehepaar auf den Vignetten der illustrirten Zeitungen. Er — vorlesend, natürlich aus dem Schiller, ich, „sinnig lauschend", schmiege mich an seine Schulter, und das Bébé auf dem Arm eines „Mädchen für Alles", das blättert schon in einem Family-Goethe . . .

Wenn er sich unsere Häuslichkeit vielleicht so vorstellt, habe ich mir gedacht, das will ich ihm gleich austreiben, und wie er sehr empressirt fragt: „Sie kennen Goethe und Schiller?" antworte ich resolut — „Peuh! mit dem Klassischen lassen Sie mich aus, ich habe immer gehört, daß der Goethe unmoralisch ist, und der Schiller, der ist mir doch gar zu geschwollen."

Enfoncé! ein für allemal! Wir haben dann von anderen Sachen gesprochen, hauptsächlich von den Rattlern, die er „reizend" findet, und geschworen hat, nicht zu verrathen. Auch war er recht nett, wie ich ihn gebeten habe, Briefmarken für mich zu sammeln. Es hat freilich eine Weile gedauert, bis er begriffen hat, was ich damit will, und daß man sie nach China schickt, wenn man

eine Million beisammen hat, und dafür ein Kind kaufen kann. „Und was wollen Sie mit dem Kinde anfangen?“ hat er gefragt. Ich habe ihm erzählt, daß ich es taufen lassen werde und erziehen zu einem kleinen Bedienten, der bei Tisch hinter meinem Sessel steht in einem gelben Kleid, und mit einem langen Zopf und mir die Teller wechselt.

Der Graf hat sehr gelacht (man muß ihn gern haben, wenn er lacht) und mir die Hand tüchtig geschüttelt und gesagt — gut denn! dabei will ich mithelfen, das ist wenigstens eine ideale Bestrebung. Addio.

Deine

Muschi.

5.

Schloß Sebenberg,
6. December 1883.

Du kannst mir's hoch anrechnen, daß ich Dir heute noch schreibe, es ist zwei Uhr, und ich bin hundsmüd'. Ach, meine Liebe, was giebt's bei uns für eine Hetz! Der Fred und die andern Herren sind von Raigern zurückgekommen und haben einige Offiziere mitgebracht. Die alte Aarheim mit ihren vier Töchtern ist auch da, und der Teich ist dickgefroren, und der Schnee liegt klafterhoch.

In der Früh sind wir im Stall und auf der Reitschul, nach dem luncheon kutschiren wir im Schlitten herum und laufen auf dem Eis, am Abend spielen wir kleine Spiele oder tanzen, oder ruhen uns auch nur aus. Coclo kokettirt, was Zeugs hält, mit dem Grafen (ich lache mir im Stillen den Buckel voll). Mitzi hat noch immer ihre unglückliche Liebe für Fred, und die Kitzi und der Pips, die setzen's durch, die kriegen sich. Was sollen die Eltern anfangen, wenn die Kinder nicht nachgeben? Ein Unsinn freilich so eine Rittmeisters-Menage.

Mein Gusto wäre das nicht, aber die zwei Narren antworten auf jede vernünftige Vorstellung, daß sie sich lieben. Als ob es einen dümmeren Grund geben könnte, einander unglücklich zu machen.

Der Graf sticht von den anderen Herren kaum mehr ab. Er macht alles mit, seine Faxen und tiefen Komplimente hat er aufgegeben, er wird noch ganz tschink werden, — und Du mußt wissen, meine Liebe, ich habe mich entschlossen — ich nehm ihn.

Fred, der natürlich gleich weg gehabt hat, was der Besuch des Grafen heißen soll, benimmt sich so gescheit, daß man ihn gar nicht genug loben kann. Er ist halt ein braver Mensch. Du erinnerst Dich, wie er im vorigen Fasching für mich montirt war, und doch — damals kein Wort, das mir hätte das Herz schwer machen können, und jetzt auch nicht.

Heute früh longire ich ein Fohlen, Fred führt die Peitsche und sagt: — „Wie gefällt Ihnen der Graf? mir gefällt er. Er hat eine Million Mark alle Jahre. „—“ Und nicht einmal einen Rennstall,“ sag' ich. D'rauf hat er mich angeblinzelt mit seinen pfiffigsten Augen und geantwortet: — „Das wird bald anders werden. — Wenn Sie dann einen Master first rate brauchen, denken Sie an Ihren Freund in Rahn im Gebirge . . .“

Ich glaub's, daß ich an ihn denken werde! Er soll der Erste sein, den ich nach Schwaben einlade, daß er mir die Leute dort tüchtig aufmischt.

Good night, Nesterl, ich schlaf schon . . . den Mo-

ment war ich noch munter, aber jetzt' hab ich an die vortreffliche Clara Aarheim gedacht, und der Gähnkrampf ist da . . . „Meine unelegante Tochter," wie die Alte sie nennt, weil sie sich nicht mehr genirt und schon die Hoffnung aufgegeben hat, sie anzubringen, „meine unelegante Tochter" ist fader denn je. Die könnt einen Major heirathen, meinetwegen einen von der Infanterie, die lebt von der Gage! . . . Sie will heuer nicht mehr in die Welt gehen, sie findet dort kein Vergnügen. Das wird wohl heißen — keine Tänzer. Sie ennuyirt ja alle Leute mit ihrer Maulsperre und ihrem ewigen Rothwerden.

Sie ennuyirt auch den Grafen, der mit ihr gar nicht so lustig ist wie mit uns . . . Uebrigens behauptet er, daß sie schön ist. Ja, ein Bild ohne Gnaden; ich mag diesen genre nicht, er erinnert an die Statuen, bei denen wir mit niedergeschlagenem Blick vorbeizugehen haben, in Gegenwart der Mamas . . . die armen Mamas! wenn die wüßten, was wir wissen! . . . . Stell' Dir vor, daß der Graf auch boshaft sein kann, er hat die Clara steigen lassen vor uns Allen, und sie unbändig gelobt über ihre Reiterei. Wir haben uns gewunden vor Lachen, und sie hat sich geschämt, ach geschämt! . . . und ich bin aufgesprungen, hab' ein Buch in die Hand genommen und ernsthaft gesagt: „Ich werde die Ehre haben vorzutragen ein Couplet," und habe gesungen: „Nur langsam voran, nur hübsch langsam voran, daß sie uns nur ja nicht herabplumpsen kann —."

Gute Nacht, ich fall' um, mein Abendgebet werd' ich erst morgen früh machen . . . Und, denk' Dir, der Graf hat gesagt: „Sie haben eine charmante Stimme, wie schade, daß Sie nicht singen lernten . . .“

Ueber dem „lernten“ bin ich gestern eingeschlafen, die Feder ist mir aufs Papier gefallen, und Du bekommst einen Brief mit Schweinderln garnirt.

Ich hab' Dir noch etwas Köstliches zu erzählen von der edlen Clara. Sie schwärmt für den Grafen, und er hat mir gestern eine Predigt gemacht. — Mit diesem — ach, ein Schwung war in dem „diesem“, und ihre Augen sind in bengalischem Feuer gestanden — mit diesem Mann solltest Du doch anders umgehen, liebstes Herz! Du solltest doch mit ihm nicht dieselben Gespräche führen, wie mit Deinem Snobs. Du gefällst ihm, das sieht man, und wie sollte es auch anders sein? aber man sieht doch auch wieder, daß er manchmal förmlich erschrickt über Deine Reden und Manieren . . .

Und jetzt ist sie losgegangen gegen die Stallpassion, die Jockey-Ausdrücke und gegen die Frivolität und die Leseschen und die Denkscheu, und was weiß ich! . . . Ich bin by Jove! keine Stubenmädelnatur, alles was der Uebelnehmerei gleich sieht, ist mir ekelhaft, wie sie mir aber die Sachen so herunter geputzt hat, die mir lieb und theuer sind, da ist meine Geduld — sie war von jeher fadenscheinig — wurzab gerissen. Ich hab' ihr zuerst eine Grobheit gesagt, und dann, sie soll sich heimgeigen lassen. Da hat sie genug gehabt, und ist

abgezogen wie ein begossener Pudel. — Und ich habe mich gleich in der ersten Furie hingesetzt und habe sie gezeichnet, wie sie thront in ihrer Näh- und Strickschule, die sie sich zu Haus eingerichtet hat. Unter jedem Arm hat sie ein Buch und in einer Hand eine Ruthe, und in der andern einen Strumpf — ohne Zwickel. Und auf der Nase, die aussieht wie ein Trampolin, tanzt ihr ein kleinwinziges Schulkind herum. Im Salon habe ich die Carricatur coursiren lassen, und Jeder hat, verstohlen natürlich, gekichert, und die Nagel hat das neue Malheur deplorirt, wär' aber bei einem Haar herausgeplatzt. Die Clara selbst, der hat das Bild den größten Spaß gemacht, was gar nicht meine Absicht war, und der Graf war ganz erstaunt über mein Talent und hat mich versichert, daß es sehr zu beklagen ist, daß ich nicht zeichnen gelernt habe. Den Rest des Abends hat er sich der Clara gewidmet — und mit ihr gesprochen — vermuthlich über ihre Nähschule, der Arme!

Deine

Muschi.

Ich mache meinen Brief wieder auf, um Dir anzukündigen, daß mich der Graf um eine „Unterredung" gebeten hat. Jetzt wird's Ernst. Die Eltern sind selig. Ich telegraphire Dir, wann die Verlobung deklarirt werden darf.

6.

Schloß Sebenberg,
28. December 1883.

Ja, meine Beste, wir kommen bald nach Wien, und ich freue mich damisch, Dich wiederzusehen. Ich freue mich auch auf den Fasching, — schad', daß er heuer so kurz ist, man wird nicht sich einmal austanzen können, und ich habe rechte Lust, mich wahnsinnig zu unterhalten. Leider wird Fred nicht da sein, er bringt den Winter in Old-England zu, hat dem Papa neulich von dort geschrieben und sich entschuldigt, daß er keinen Abschiedsbesuch gemacht hat. Papa ist bös', weil ihn Fred beim letzten Pferdshandel übers Ohr gehaut hat — als ob das . . .

Gerade kommt Dein Brief, der dritte, in dem Du mich mit Fragen bombardirst. Begreif doch endlich, daß ich Dich hab' anlaufen lassen! Wie kannst Du nur denken, daß ich mich nach Schwaben setzen werde, wo die Herren Hausväter sind aus Beruf, und die Frauen Socken flicken aus Ueberzeugung . . . Eine Unterredung haben wir freilich gehabt, der Graf Karl und ich, aber ganz anders war sie, als Du Dir einbildest.

Er hat damit angefangen, daß ihm der Aufenthalt bei uns unvergeßlich sein wird, daß er ganz neue Eindrücke empfangen, eine ganz neue Welt kennen gelernt hat.

„Dafür, daß sie Ihnen ganz neu war, haben Sie sich recht prompt hinein geschickt," habe ich ihm geantwortet.

„Kein Wunder, wenn man einen solchen Führer hat, wie Sie, ein solches Vorbild in allen ritterlichen Künsten und Uebungen."

„Soll das vielleicht ein Witz sein?"

„Durchaus nicht, ich kehre reicher als ich kam zu meinen Penaten zurück."

„Wohin?"

„Zu meinen Hausgöttern."

„Aha!"

Darauf ist die „Unterredung" in eine Stockung gerathen, ich habe sie aber wieder in Gang gebracht mit der Frage, worin der Gewinn besteht, den er bei uns gemacht hat.

„— In einem Freunde!" hat er ausgerufen, „einem jungen, lieben, verläßlichen Freunde, der sich Gräfin Muschi nennt."

„Pardi!" sage ich, und er nicht faul, ergreift meine Hand, wird feuerroth, und seine Stimme wackelt.

„Einen Freund, auf dessen Hülfe und Unterstützung ich zähle in der wichtigsten Stunde meines Lebens."

„Was ist das für eine Stunde?"

„Diejenige, die über das Wohl oder Weh aller, die

für mich noch kommen sollen, entscheidet . . . diejenige, in der Sie die Gnade haben wollten, anzufragen bei —", und jetzt ist ihm die wackelige Stimme ganz umgekippt.

„Bei wem soll ich anfragen? Bei mir selbst vielleicht?" rutscht es mir heraus . . . aber zum größten Glück hat er in seiner Agitation von dieser bévue nichts gemerkt, sondern geantwortet:

„Bei Gräfin Clara Aarheim."

Da muß ich riesig verdutzt dreingeschaut haben, weil er gerufen hat:

„Sie sind nicht einverstanden? . . . Es ist zu spät? Gräfin Clara ist nicht mehr frei?"

Nesti, jetzt ist mir ein Seifensieder aufgegangen, und ich habe gesagt: „What a sell!" worüber der arme Graf Karl in neue Bestürzung gerathen ist und mich beschworen hat, aufrichtig zu sein und ihm nur zu gestehen, daß er sich die Sache aus dem Kopf schlagen muß . . . Es wäre ja auch ein Wunder gewesen, wenn ein Kleinod, wie die Clara, nicht schon längst einen Bewerber gefunden hätte, und daß er ein Thor gewesen ist, auf ein solches Wunder zu hoffen.

„Chineser!" denk' ich und sage: „Gar kein Thor! Ich kenn' die Clara auswendig. Der hat noch nie Jemand die Cour gemacht."

„Ist's wahr? Ist's wahr?" . . . (Er küßt mir stürmisch die Hand.) „Und sie? interessirt sie sich nicht etwa für Jemand . . ."

„Keine Spur! so unpraktisch wird man doch nicht

sein, sich für Leute zu interessiren, die sich nicht um einen kümmern. Das giebt's nicht."

Er hat tiefmächtig aufgeseufzt: „Sie ahnen nicht, wessen ein Mädchen fähig ist, das zu Ihren Kreisen gehörend, den Muth hat, unelegant zu sein."

„Mit dem Muth lassen Sie mich aus, er sieht dem wirklichen so ähnlich, wie der Galgenhumor der guten ehrlichen Lustigkeit."

— „Ich weiß doch nicht, es kann ja einen höheren Standpunkt geben, als den Ihrer Welt."

„Das ist der Trost für Alle, die aus ihr ausgeschlossen sind."

„Gönnen Sie ihn den Armen, die müßten sonst verzweifeln," sagt er, lacht mich gutmüthig an, und auf einmal ist er wieder dasig worden und hat mir nicht genug recommandiren können, unvermerkt aus der Clara herauszuquetschen, ob er ihr nicht unsympathisch ist.

Ich habe ihm geantwortet, daß ich mir die Müh' ersparen kann, und daß keine Rede ist von unsympathisch sein.

— „Und Sie glauben, ich dürfte hoffen, mit der Zeit . . ."

— „Mit der Zeit? heute, wenn Sie heute anfragen."

— „Gräfin!"

„— Was wundert Sie denn so? Es wird der Clara nicht einfallen, Ihnen einen Korb zu geben. Wann hätte die sich's träumen lassen, daß sie eine Partie machen wird, wie Sie eine sind?"

„Ach — Partie?“ wiederholt er ganz breitgeschlagen — „wenn nur darum . . . Tiefer konnten Sie mich nicht entmuthigen, als Sie es mit dem einen Worte thaten.“

Aus lauter Entmuthigung hat er dann eine Masse geredet von Liebe, Verständniß, Uebereinstimmung der Charaktere, und daß in der Ehe gar nichts so wichtig ist, wie diese Sachen. — Ein armer Teufel, der nichts Gutes kennt, und der vom Werth des Geldes keine Idee hat, hätte nicht anders sprechen können.

Schrecklich sonderbar! es ist mir nicht wie ein Unsinn vorgekommen, wenigstens nicht die ganze Zeit; es waren Momente, in denen ich gedacht habe, vielleicht hat er wirklich nicht so Unrecht, vielleicht kommt es wirklich mehr darauf an, daß die Menschen, als daß die Verhältnisse zu einander passen. (Freilich färben halt die Verhältnisse gar so ab auf die Menschen, die in ihnen stecken!) Und weiter habe ich mir gedacht: — Du bist gut und gescheit, und ich bin nicht bös und nicht dumm, warum sollten wir zwei nicht zu einander passen? . . . Wer weiß, ob ich Recht habe, dir da den Freiwerber bei der Clara zu machen. Aber diese Anwandlung ist gleich vergangen, ich habe mir die Glückseligkeit der Clara vorgestellt, und was für ein Jux es sein wird sie zu fragen, ob sie den Grafen will? habe mich auch an alle die Streiche erinnert, die ich ihr schon gespielt habe, und an ihre schlecht belohnte Freundschaft für mich, und habe meine biedere Rechte ausgestreckt und gesagt: „Top!

schlagen Sie ein. Ich hol' Ihnen die Erlaubniß, sich das Jawort zu holen. Alles in Allem genommen, die Clara paßt zu Ihnen, sie hat immer gesagt, daß man beim Heirathen mehr auf den Bräutigam schauen soll, als auf den unnummerirten Fiaker."

Meine rothen Sportshände sind schon oft geküßt worden, aber so brennheiß, wie damals vom Grafen, doch noch nie.

Genug Nesti: Alles war köstlich. Die Perplexität der Clara ungeheuer, und wie sie zuerst nein gesagt hat aus Demuth und Discretion; und wie der Graf dann erst recht ins Zeug gegangen ist und geschworen hat, man könne überhaupt nur Eine heirathen, die Einen nicht nimmt. Die Wonne der Casa Aarheim mal' Du Dir nur selber aus. Weniger heiter waren meine Alten. Die Mama hat an dem Tag ihrer neunzehn gedampft. Und der Papa hat mich angeschnauzt:

„Du, Katz'!"

„Was Papa?"

„Du bist eine Gans."

„Familiengeheimniß, Papa! Wenn Du's verrathest — Dein eigener Schaden."

Vor drei Tagen ist der Graf nach Hause gereist, um alles zum Empfang der jungen Frau herrichten zu lassen, die er sich im Fasching abholen kommt. Bald nach ihm sind die Aarheims abgefahren . . .

Beim Abschied des Brautpaares war, Gott sei Dank, keine Flennerei. Sie sind lang gestanden, Hand in Hand,

und er hat sie angeschaut, als ob er sagen möcht': Verlaß' Dich nur auf mich, und sie hat in demselben Dialekt geantwortet:

Unbedingt.

Es war ein hübscher, comme-il-faut'er Abschied, und ich habe mir gedacht . . . aber wozu soll ich Dir alles auf die Nase binden, was ich denke. Lebe wohl, mein liebes Wesen, und merke Dir: es ist nicht immer so angenehm, als man glaubt, eine Sportscomteß zu sein.

Deine

Muschi.

Comtesse Paula.

Gestern nach dem Theater kamen eine Menge Leute. Er war da, stiller und schweigsamer denn je. Er bekommt schon sehr bald einen anderen Posten und muß fort, — wahrscheinlich nach Serajewo.

Meine Freundinnen meinen, das sei für ihn gerade die rechte Station. Sie haben kein Herz — für einen Menschen, den sie unelegant finden, haben kein Herz.

Gräfin Albertine sprach lange mit dem französischen Secretär, neben dem er stand. Ich hörte den Secretär sagen, unsere deutsche Litteratur, die sonst so reich ist, leide empfindlichen Mangel an Memoiren. Der Gräfin war das Alles Eins: sie erwiderte nur: „Ah!" und lächelte so freundlich, als ob man ihr die größte Schmeichelei gesagt hätte. Er aber, der mir so gut gefällt, und den ich so hoch stelle, er, der so gescheit und patriotisch ist, sprach: „Das ist leider wahr."

Also wahr! dachte ich, der Franzose hat Recht, — in mir reifte ein Entschluß.

Wenn ich nicht heirathe, — und ich heirathe nicht, nie! — sitz' ich da und habe keinen Beruf. Wäre das nicht einer und ein ganz schöner, sich nach bescheidenen

Kräften zu bemühen, einem empfindlichen Mangel abzuhelfen?

Ich will's versuchen. Mir ist ordentlich feierlich zu Muthe. Mit Gott!

Meine Memoiren.

Am 15. Mai 1865 bin ich zur Welt und meinen Eltern recht ungelegen gekommen. Meine Schwester war schon Braut; mein Bruder bereitete sich auf die Maturitäts-Prüfung vor. Das ganze erste Jahr soll mich mein guter Papa nicht angeschaut haben. Ich machte mir aber nichts daraus und wurde groß und dick. Groß bin ich auch jetzt, aber dick, Gott sei Lob und Dank, nicht mehr. Und mein guter, alter Papa, wenn er mich wirklich einstmals nicht gemocht hat, jetzt verspürt man davon nichts mehr. Alles thut er mir zu Liebe, und ihm erst um Erlaubniß zu bitten, habe ich mir nachgerade abgewöhnt; ich bekomme ja doch keine andere Antwort als: „Do whatever you like."

In meiner Kindheit war ich fast immer allein, erst mit einer Kinderfrau, dann mit meiner Gouvernante, die ein Engel war und auch von irdischen Dingen nicht viel mehr gewußt hat, als ein Engel. Von der Botanik, unter Anderem, wußte sie eigentlich nichts. Fragte man sie, wie der Rittersporn auf Französisch heißt, gab sie zur Antwort: „C'est le coucou bleu," und die Butterblume war bei ihr „le coucou jaune," und das Blümchen Augentrost war „le coucou blanc." Sie hielt alle

Blumen, namentlich die Feld- und Wiesenblumen für „coucous“ von verschiedenen Farben. Uebrigens hatte sie ein Recht, bei meinem Unterricht nicht allzugründlich vorzugehen, und berief sich oft darauf, daß mein lieber, theurer Papa sie mit der ausdrücklichen Bedingung engagirt habe, er wünsche für seine Tochter eine gute „oberflächliche“ Erziehung. Die ist mir denn auch zu Theil geworden.

So habe ich lange Zeit geglaubt, die Weltgeschichte zu kennen, von einem Ende zum andern. Da bemerke ich auf einmal, daß mir Madame Duphot, auf Wunsch Mamas, ein ganzes Zeitalter escamotirt hat, — das der Reformation. Sie wollten vor mir den Luther geheim halten! Ich habe ihn aber entdeckt, — im elften Bande von Schlossers Weltgeschichte, der zufällig vergessen wurde und liegen blieb, als man sich entschloß, mit den alten Büchern meines Bruders aufzuräumen, und alle zum Antiquar spedirte.

Verzeih' mir's Gott, wenn ich eine schlechte Katholikin bin, aber ein solches Scheusal scheint mir der Doctor Luther nicht zu sein, daß man von ihm nichts wissen dürfte. Eine so freigeistige Ansicht sprach ich natürlich vor meiner frommen Duphot nicht aus; um ihre Ruhe wäre es geschehen gewesen, und sie hätte alle ihre armen Moneten hingegeben, um Messen lesen zu lassen für mein bedrohtes Seelenheil. Dem Herrn Kaplan jedoch, dem hab' ich's gestanden in meiner nächsten Beichte. Er hat mir ein Bußgebet mehr aufgegeben als sonst, — das

war Alles. An seiner gewohnten Ermahnung änderte er nichts, auch nicht den Satz, mit dem er immer schloß: „Und dann sagen Sie: Lieber Gott, ich danke Dir für alle Gnaden, die Du mir erweisest und meiner hohen Familie.“

Ich habe das von jeher sonderbar gefunden und eigentlich nicht passend zu dem Tone, in welchem wir zu Gott sprechen sollen, der von „hohen“ Familien nichts weiß, vor dem wir alle gleich sind.

Dieser Punkt war nicht der einzige, in dem der Herr Kaplan mir Gelegenheit gegeben hat, mich über ihn zu wundern. Er hatte in wissenschaftlichen Dingen Ansichten, die Niemand mit ihm theilte, außer höchstens Madame Duphot und ich, und selbst wir nur eine Zeit lang.

Ein Beispiel!

Meinen Unterricht in der Geographie erhielt ich von ihm, und wir fingen gleich bei der mathematischen an, weil das die Schwerste ist, und wenn man sie einmal im Kopfe hat, alles Uebrige Einem ganz leicht vorkommt. Da theilte unter Anderem der Herr Kaplan uns mit: „Am Nordpol ist es kalt, und am Süd- (freilich sprach er „Sied“), — am Südpol, meinetwegen, — heiß.“ Im Augenblick leuchtete uns das ein. Nachträglich aber stiegen in mir Zweifel auf, denn ich ersah aus meiner Sprachlehre, daß „Süd“ und „Sieden“ mit einander gar nichts zu thun haben.

Nun habe ich genug von meinen Studien gesprochen und gehe über zu meinem Familienleben.

Es war das Glücklichste. Wenn's Frühjahr ward, zog ich mit meiner Duphot nach Trostburg auf das Land, und zur Jagdzeit kamen meine Eltern auf mehrere Wochen dahin.

Lange, bevor die Sonne aufgeht, wird es schon licht, und lange, bevor ich meine Angebeteten da hatte, war mir die Seele hell vor freudiger Erwartung. Nach ihrer Ankunft konnte es natürlich nicht genau so zugehen, wie ich es mir eingebildet hatte. Die vielen Gäste, die fast zugleich mit ihnen einzogen, nahmen sie sehr in Anspruch, und gingen die Gäste, dann gingen auch sie. Wir begleiteten sie zum Wagen, Madame Duphot und ich. Papa umarmte mich mit innigster Zärtlichkeit, und Mama erlaubte mir, ihr das kleinwinzige Hündchen nachzutragen, von dem sie sich niemals trennte. Unter dem Vorwande, es ihr auf den Schoß legen zu müssen, stieg ich in den Wagen, nahm sie um den Hals und küßte sie nach Herzenslust. Man kann sich denken, ob das wenig war! . . .

Sie fuhren fort, und Mama winkte mir eine Weile noch zurück mit ihrer lieben Hand. Wenn ich sie vom Hofe aus nicht mehr sehen konnte, lief ich ins Thurmzimmer und wartete am Fenster, bis die Equipage, nur noch so groß wie ein Würmchen, im Hohlwege erschien, durch den sie fahren mußte, um zur Eisenbahn-Station zu gelangen. Und noch eine halbe Stunde, und eine dicke weiße Wolke glitt am Horizont vorbei und löste sich langsam in Flocken und Streifen auf. Und jetzt

wußte ich: sie sind fort; diese Wolke hat der heiße Athem der Lokomotive, mit dem mein Liebstes auf Erden davon saust, in die Luft geblasen.

Nach einem solchen Abschied habe ich immer noch bis zehn Uhr, — tief in die Nacht hinein, wie ich damals meinte, — in meinem Bette geweint, am nächsten Morgen aber schon angefangen, mich zu freuen auf das Wiedersehen in Wien.

Dort ging es mir noch viel besser. Papa kam sehr oft auf mein Zimmer, mich zu besuchen; Mama ließ mich in den Salon rufen, wenn fremde Leute da waren, die mich zu sehen wünschten; fast täglich begegneten wir uns im Prater, und — Gott weiß es! — etwas Angenehmeres konnte mir nicht begegnen. Auch Mama freute sich immer; um so mehr, je hübscher ich angezogen war. Ich bemerkte, daß sie mich am liebsten hatte, wenn ich mein graues mit Pelz verbrämtes Sammetkleidchen trug. Fiel es meiner guten Duphot einmal ein, mir ein anderes herrichten zu lassen, machte ich ihr Verzweiflungs-Scenen.

An einem Frühlingstage, einem sehr warmen, — nie vergess' ich ihn, denn es war just an meinem zehnten Geburtstage, — hatte ich denn wieder, ganz gegen Madame Duphots bessere Ueberzeugung, das Pelzgewändlein durchgesetzt. Ich glühte nur so darin und meinte vor Hitze zu vergehen, aber — mit Entzücken!

Im Wäldchen neben der Allee spielte ich mit anderen Kindern und lugte dabei beständig nach Mama aus, an die ich in einem fort dachte . . . Endlich kam sie mit

einigen Damen und Herren, und ich zeigte sie meinen Freundinnen und rief mit ungeheurem Hochmuth: „Seht, — das ist meine Mama, die größte, die schönste von allen Mamas!"

Die Kinder guckten und staunten; nur ein naseweises Ding, mit dem ich überhaupt schon oft Zank gehabt hatte, sprach: „Ja, wenn sie nicht so alt wäre! Meine Mama sagt, daß die Deine alt ist und schon eine Menge Falten hat, bei den Augen."

Das hören und mich auf sie stürzen und ihr einen Puff versetzen, das war bei mir Eins. Sie natürlich schlug zurück, und das Duell war fertig. Unsere Gouvernanten trachteten umsonst, uns zu trennen; sie richteten nichts aus, sondern erwischten nur hier und da einen Faustschlag, den eine von uns zweien der andern zugedacht. Plötzlich ruft mich meine Mama, und ich vergesse Alles, Zorn, Duell und Gegnerin, und renne in die Allee, wo sie steht, mit ausgebreiteten Armen auf sie zu.

Sie weist mich zurück, mit einem Blicke, der mich förmlich festbohrt an meine Stelle, und sagt: „Comme vous voilà faite!"

Da habe ich meine gute Mama zum ersten Male böse gesehen. Sie stellte Madame Duphot, die im Hintergrunde knickste, zur Rede, warum ich meine neue Frühlingstoilette nicht benütze, schritt vorbei, und wir vernahmen die Worte: „Sie sind unglaublich, diese Gouvernanten!"

Und ich, und ich! Ich hätte weinen mögen aus

Mitleid mit meiner Duphot und aus Beschämung für mich selbst, — weinen, aber Feuerfunken, wie jene Königin Shakespeares, von der ich damals freilich noch nichts wußte.

Drei Tage lang wagten wir uns nicht in den Prater.

So wuchs ich auf.

Von Jahr zu Jahr verlängerten meine Eltern ihren Aufenthalt in Trostburg, und jetzt verlassen sie es den ganzen Sommer nicht mehr. Das Leben meiner geliebten Mutter ist nur noch eine Reihe von guten Werken. Sie behandelt die Kranken im Dorfe homöopathisch und hat schon wunderbare Kuren gemacht. Sie hat eine Krippe errichtet und auch ein Correctionshaus, in dem die Arbeitsscheuen Beschäftigung und die Nichtsnutzigen strenge Zucht finden. Alles sehr praktisch, — Schade nur, daß man die Leute nicht zwingen kann, einzutreten, und von selbst gehen sie nicht.

Meine Duphot ist nun in ihrem Elemente. Sie begleitet die Mama täglich zweimal zur Kirche, liest ihr aus frommen Büchern vor und besorgt die homöopathischen Verdünnungen. Und ich leiste derweilen dem Papa Gesellschaft. Dieser gute Papa, — er ist so gut!

Wir unternehmen weite Ritte zusammen; in früherer Zeit gingen wir auch zusammen auf die Jagd, und es macht ihm Vergnügen, wenn ich einen Hasen niederknallte, — mehr als mir. Was mich betrifft, so könnten alle Hasen am Leben bleiben, auf Kosten der jungen Anpflanzungen und des Kohls. Im vorigen Herbst hat

sich jedoch etwas zugetragen, das mir die Jagd für ewige Zeiten verleidete.

Im Thiergarten wurde der Wildstand vermindert, und es sollten denn auch einige Gaisen abgeschossen werden. Papa, der für kurze Zeit verreisen mußte, betraute mich mit der Kommission. Er glaubte, mir eine große Freude zu machen, und ich hatte nicht das Herz, ihm zu gestehen, daß es mir gar keine war.

So wanderte ich denn eines Nachmittags mit dem Förster und mit meinem Stutzen in den Thiergarten hinaus, das heißt, eigentlich hinein, in seine zahme Wildniß, seine grüne Dämmerung. Auf dem moosbewachsenen Pfade, von dem aus ich so oft das Wild belauscht hatte, wenn es zum Wasser kam, erreichten wir den Weiher, umgingen ihn und sahen durch die Lichtung am anderen Ufer eine Gais aus dem Gehölz auf die Halde treten. Sie streckte den schlanken Hals, hob schnuppernd das Haupt und schritt dann langsam vor.

„Das ist die rechte, die Schmalgais," raunte mir der Förster zu. „Schießen, gut hinhalten, nicht fehlen!"

Die Wangen zitterten ihm vor Aufregung; seine alten grauen Augen waren voll Mißtrauen gegen mich. Und mich ergriff's mit heißer Hast und überrieselte mich zugleich eiskalt; mein Finger bebte am Stecher; ich wußte nur, daß ich zielte. Plötzlich fiel der Schuß . . . „Getroffen!" jauchzte der Förster und rannte mir voraus. Ich ging langsam nach; mein Herz pochte so stark, daß ich nicht laufen konnte.

„Mitten ins Blatt!“ rief mir der alte Waidmann von Weitem zu. „Ein kapitaler Schuß! Ich gratulire!“

Er war völlig trunken von meinem Ruhme, schwang seinen Hut und bat sich den meinen aus, um ein Fichtenreis daran zu stecken. Während er damit beschäftigt ist, und ich still da stehe und die weit geöffneten Augen des schönen jungen Thieres betrachte und sein sanftes kleines Haupt, erscheint am Rande des Gehölzes — ein Kitzlein ...

„Bayer,“ sag' ich, „um Gotteswillen!“ Und der Förster stiert hin: „Sapperment, hat die schon ein Kitz gehabt! Hätt' ich das gewußt!“

Das Kitzlein aber nähert sich uns vertrauensvoll und furchtlos. Die Menschen, vor denen eine Mutter so ruhig im Grase liegen bleibt, die werden ihm nichts thun, meint es und kommt und stößt mit seiner feuchten, glänzenden Nase die Mutter an, und geht dann ruhig hin, und trinkt und saugt die letzte Nahrung aus dem gewohnten Quell, und wie er nicht mehr fließen will, durchaus nicht, läßt es endlich ab, wendet sich und schaut fragend und erstaunt die Mutter an und uns ... Schaut so unschuldig, wie nur ein Thier schauen kann ...

Der Förster hat es in seine Arme genommen und nach Hause getragen. Der schönste Platz im Fichtenhain ist für das Kitzlein eingehegt worden; es hat eine Hütte gehabt und darin ein weiches Lager aus Moos und Heu. Ich habe meine Tage bei ihm zugebracht; ich hatte im Leben noch nichts so sehnlich gewünscht, als daß es sich an mich gewöhne, sich nicht mehr vor mir fürchte; aber

in der Freiheit arglos, — scheu und voll Mißtrauen in der Gefangenschaft, hat es sich nicht gewöhnt, es hat sich immer gefürchtet, es ist gestorben.

Als mein guter Papa nach Hause kam, sagte ich ihm, daß ich nie mehr auf die Jagd gehen werde. Er lachte mich aus; ich gerieth in Eifer und rief: „Du solltest es gar nicht von mir verlangen! Wenn ich heirathe und bekomme eine Tochter, und sie fände Freude daran, auf etwas Lebendiges zu schießen, untröstlich würd' ich sein!"

„Red' nicht solchen Unsinn! Ich glaube, Du bist närrisch!" erwiderte Papa und setzte in bittendem Tone hinzu: „Und überhaupt: Speak english!"

Jetzt werde ich von meinem geliebten Papa sprechen.

Ihn so recht deutlich zu beschreiben, daß jeder, der diese Memoiren liest, ihn vor sich zu sehen und zu kennen meint, vermag ich nicht; nur anzudeuten will ich suchen, wie er ist, und wie sein Verhältniß zu mir ist.

Er hat im Grunde recht viel an mir auszusetzen, findet mich zu laut und zu lustig und findet doch auch wieder, daß ich zu viel im Zimmer hocke und lese. Eine gelehrte Frau, sagt er, das ist die größte von allen Calamitäten. Er hält die Gelehrsamkeit für ein zudringliches Wesen, das einem gleich an den Hals springt, wenn man ihm nur die geringsten Avancen macht. Ich muß ihn immer trösten und versichern, daß ich meine Bibliothek von einem Ende zum andern auswendig wissen könnte

und doch keine Gelehrte wäre. „Geb's Gott!" pflegt er zu antworten. „Der Kopf der Frau soll in ihrem Herzen sitzen; aus dem Herzen, aus dem Gemüth muß bei der Frau alles kommen."

Weil er das gar zu oft wiederholt, habe ich ihm gestern eingewendet: „Es muß kommen, sagst Du, es kommt aber nicht. Es giebt Dinge, die auch eine Frau nicht aus den Tiefen ihres Gemüthes schöpfen kann. So hat neulich Baron Schwarzburg von Livland gesprochen, und ich habe nicht gewußt, wo das liegt, und mein Herz hat es mir nicht gesagt."

Aber ich greife den Ereignissen vor.

In meiner Bibliothek giebt es kein einziges schönes Buch, das mir nicht derselbe Papa geschenkt hätte, der stets gegen die „Bücher-Passion" eifert. „Schön" meine ich hier noch mehr in Bezug auf das Aeußere, als auf das Innere. Heil mir, daß es prachtvolle Einbände giebt und unwiderstehliche Illustrationen! Heil mir, daß Du gelebt und gezeichnet hast, Gustave Doré! Dir verdanke ich eine der Perlen meines Schreins, Dir auch allein, daß mein geliebter Vater beinahe ein Bücherwurm geworden ist, — in der Art nämlich, in der ich eine Gelehrte bin.

Der edle Junker von der Mancha war's, der es ihm zuerst angethan. Im Anfange hatten die Bilder ihn bestrickt, und ihnen zu Ehren erhielt ich das Buch. Das bischen Text, obwohl nicht einmal englisch, ging so mit in den Kauf. Die größte Ueberraschung dabei erlebte

ich. Ich hatte mich nur für ein Bilderbuch bedankt und welcher Schatz war in meinen Besitz gekommen! Ich vermochte meine Wonne darüber nicht für mich allein zu behalten, sondern erzählte Tag für Tag dem Papa, was ich gelesen hatte, und Tag für Tag wuchs sein Interesse an dem Ritter Dulcineas. „Was hat er heute wieder gethan, der Esel?" fragte er, und eine Weile ließ ich den „Esel" gelten. Nicht allzulange. Bald lachte ich nicht mehr, sondern zerschmolz vor Mitleid, brannte vor Bewunderung; ich liebte den immer Getäuschten und nie Enttäuschten, den stets Ueberwundenen und nie Besiegten, und erklärte meinem Vater, daß ich mir kein besseres Glück wünsche, als dereinst einem Don Quixote im Leben zu begegnen und seine Frau zu werden.

Gleich verlangte Papa nach einem andern Buche, weil mich dieses zu sehr exaltire. Und von nun an legte er sich's auf, über meine Lectüre zu wachen, und thut zu dem Ende, was er sonst nie gethan, — er liest; und etwas Liebenswürdigeres, als die Hingebung und Versunkenheit, die sich dabei in den großen Zügen seines edlen Wallenstein-Gesichts, in jeder Falte seiner Stirn ausspricht, kann man nicht sehen. Manchmal seufzt er und wickelt den Zwickelbart mit förmlicher Wuth um den Zeigefinger; der Zwicker sitzt nach und nach ganz schief, die Augen beginnen zu schielen und werden roth von der ungewohnten Anstrengung. Ich halte es nicht mehr aus; ich stehe auf, nähere mich, küsse ihn so leise auf die Schulter, daß er leicht thun kann, als ob er nichts be-

merkt hätte, und sage: „Gehen wir ein wenig spazieren, Papa; man wird ganz steif vor lauter Dasitzen.“

„Auf Ehre, ich spür's auch,“ sagt er, und mir thut's wohl, wie er sich emporrichtet und völlig befreit aufathmet. Doch folgt er nicht ohne Weiteres meiner Einladung; erst wird das Merkzeichen bedächtig eingelegt. „So, bis hierher.“ Er nimmt die durchlesenen Blätter zwischen seine flachen Hände:

„Wird es Dir nicht zu wenig sein?“

Und ich, indiscret, undankbar, wie ich sein kann, habe mich schon öfters so weit vergessen, zu antworten: „O, viel zu wenig; das ist ja beinahe nichts. Du mußt mir erlauben weiter zu lesen, Papa.“

Er schließt das Buch und schüttelt langsam den Kopf, sieht mich an, geht mit sich zu Rathe, sieht mich wieder an, und nun ist's entschieden: „Do whatever you like!“

Da flieg' ich ihm in die Arme, daß er sich meiner nicht erwehren kann. „Nein, nein, nur was Du likest, nicht was ich like, wird geschehen, heute und immer!“

„Du hättest mir das ebenso gut ganz auf Englisch sagen können,“ erwidert er.

O mein geliebter Papa!

Im vorigen Jahre brachte meine Schwester, zum ersten Male seit ihrer Verheirathung, den Winter in Wien zu. Wie die Sage ging, hatte ihr Mann schon auf der

Hochzeitsreise erklärt, sie dürfe nicht hierher zurückkommen, bevor er ihr die „Comtessen-Manieren“ ausgetrieben haben würde.

Er ist ein langer, kalter, stolzer Mensch, der kaum zwanzig Worte spricht an seinen geschwätzigen Tagen. Woran er wirklich Freude hat, das möcht' ich wissen. Zu zeigen vermag er nur einiges Interesse für sein Palais, seine Equipagen, die Livréen seiner Leute und die Toiletten seiner Frau. Sie macht Witze darüber, recht gute; aber mir scheint, sie sollte das lieber in seiner Gegenwart thun, als hinter seinem Rücken. Kinder haben sie leider nicht, was für mich sehr traurig ist; denn ich wäre so gern eine gute Tante geworden.

Zu den Bällen, die meine Schwester und mein Schwager geben, sollte ich erst nach meinem Eintritt in die große Welt geführt werden; zu den Soiréen in der Fastenzeit nahm Papa mich schon im vorigen Jahre öfter mit. Ich lernte viele Menschen kennen, und was mir am meisten auffiel, war bei der Quantität die Gleichartigkeit der Qualität. Mit siebzehn Jahren fängt man doch schon an zu denken, und so dachte ich mir: wenn man die Seelen aller dieser Damen und Herren (besonders der Herren) ihrer Körper entkleiden und frei herumlaufen lassen könnte, so wäre es mir nicht möglich, eine von der andern zu unterscheiden.

Ordentlich komisch waren mir die Conversationen. Ich konnte mir's an den Fingern abzählen; so oft die alten Fragen: „Werden Sie im nächsten Fasching in die

Welt gehen?“ „Tanzen Sie gern?“ an mich gestellt wurden, so viele Herren hatten sich mir vorstellen lassen; Keiner war mir auch nur im Geringsten anders, als die Andern vorgekommen. Da ließen mich eines Vormittags Papa und Mama in den Salon rufen, den kleinen, style Empire, weiß mit Gold. Meine Mama saß auf dem Canapé und strickte Pulswärmer für die Sträflinge. Sie trug ein schlohweißes Häubchen und ein Morgenkleid aus weißem Shawlstoff und sah aus wie eine Königin und wie eine Heilige. Papa saß neben ihr in einem Fauteuil, kerzengerade und in großer Gemüthsbewegung, die man ihm leicht anmerkt, weil er da immer so stark blinzelt. Meine Duphot hatte sich in ihrer unverwüstlichen Bescheidenheit wieder das kleinste Tabouret mit den allerdünnsten Beinen ausgesucht, und der Anblick der corpulenten alten Frau auf dem filigranenen Untersatz war geradezu athemraubend.

„Ist's gefällig, sich zu placiren?“ sprach Papa mich an, in gezwungen scherzhaftem Tone, und ich placirte mich denn möglichst nahe zu meiner Duphot, um ihr gleich beispringen zu können im Falle einer Katastrophe.

Die Mienen meiner Eltern wurden immer feierlicher; mich ergriff eine große Bangigkeit, und in aller Eile erforschte ich mein Gewissen . . . Es war rein, Gottlob, sonst wäre mir übel zu Muthe gewesen.

Mein Vater blickte meine Mutter erwartungsvoll an:

„Nun, Karoline, willst Du so gut sein?“

„Ich dachte, Du wolltest,“ . . . erwiderte meine Mutter.

„Nicht doch, ich bitte Dich,“ sagt er, — und sie faßt einen Entschluß, läßt die Hände mit dem Pulswärmer in den Schoß sinken und spricht zu mir: „Paula, Du bist nun ein erwachsenes Mädchen, — fast achtzehn Jahre . . .“

„Und siehst aus wie zwanzig,“ ergänzt Papa, und meine Duphot flicht eine Bejahung ein, ist scharlachroth und wankt auf ihren Zahnstochern.

Meine Mutter fährt fort: „Im nächsten Jahre, liebes Kind, sollst Du in die große Welt eingeführt werden.“

„Ich freue mich darauf, liebe Mama.“

„Freust Dich, weil Du nicht weißt, wie karg und nichtig im Grunde die Vergnügungen sind, die Dich dort erwarten, und wie theuer man sie erkauft.“

„Ja, ja,“ bestätigte Papa, „und man muß sich fragen, wozu, was ist denn der Zweck?“

Mama fiel ihm ins Wort: „Schließlich kein anderer, als der, sich zu erproben und zu dem Bewußtsein zu gelangen, que le jeu ne vaut pas la chandelle. Man macht das Spiel mit, liebe Paula, weil es so üblich ist.“

„Und sehr amüsant, Mama, und weil man jung ist und gern tanzt!“

Sie nickte: „Aber die Erkenntniß der Schalheit bleibt bei denkenden Menschen nicht aus, und dann

wenden sie sich dem Ernst des Lebens zu und bereuen oft bitter die verlorene Zeit. Ich frage Dich nun: Wäre es nicht besser sich das Spiel ganz zu ersparen und gleich mit dem Ernst zu beginnen?"

„Es ist nur eine Frage," sprach Papa mit unendlicher Güte, und ich las in seinen Worten den stummen Nachsatz: „Do whatever you like."

„Ja wohl, nur eine Frage," bestätigte Mama. Meine Duphot erläuterte: „Une question" und die Schweißtropfen standen ihr auf der Stirn.

Ihre Aufregung, ihre Bangigkeit bemächtigten sich auch meiner; ich dachte, Gott im Himmel, was haben sie mit mir vor? Und plötzlich gerieth ich in Todesangst und rief: „Soll ich vielleicht ins Kloster?"

Mama lächelte, Papa lachte, und Madame Duphot platzte heraus: „Au contraire!"

Ich wurde noch bestürzter, und es durchzuckte mich wie ein Blitz: da soll ich also heirathen!

Papa klopfte mir freundlich auf die Schulter: „Du mußt wohl bemerkt haben, daß einer der Herren, welche Du bei Deiner Schwester kennen lerntest, Dir besondere Aufmerksamkeit erwiesen hat."

„Nein, Papa, ich versichere Dir, ich habe gar nichts bemerkt."

„Er hat doch jeden Abend mit Dir gesprochen, das letzte Mal eine halbe Stunde lang."

„Wer?"

„Der junge Graf T."

„Ein großer, brauner Herr?"

„Nicht doch, ein mittelgroßer, hellblonder."

Endlich besann ich mich. Ja, ein mittelgroßer, hellblonder Herr hatte allerdings öfters mit mir gesprochen. Was? Die Folter würde es nicht aus mir herausgebracht haben, so völlig war es mir entschwunden.

Mama und Papa theilten mir nun mit, daß er ein ausgezeichneter Mensch sei, der Augapfel seiner Mutter, die sich nie von ihm getrennt, die ihn in den strengsten Grundsätzen erzogen habe. Meine Eltern überboten sich in Lobeserhebungen des Grafen, und Madame Duphot vergoß Thränen der Rührung und sagte begeistert: „Quel bonheur, mon enfant!"

Die Glocke des Portiers schlug zweimal an.

„Sie kommen," sprach Mama, und mein Vater warf mir einen Blick zu — einen fürchterlich lieben! Ich kann ihn nicht anders bezeichnen, denn mochte er auch eingehüllt sein in ein tyrannisches „Du sollst, Du wirst!" ich entdeckte in ihm doch wieder das alte, milde, beschämend gütige: „Do whatever you like!"

Und mein gepreßtes Herz klopfte von Neuem frank und frei, mein gesunkener Muth hob sich, es überkam mich sogar eine unüberwindliche Lust, zu lachen, weil Madame Duphot, die eilig Anstalt getroffen hatte, von ihrem Tabouret, — es stammte in Wahrheit aus dem Salon Josephinens — aufzustehen, schwer auf dasselbe zurückfiel, und ich sagte ihr: „Nehmen Sie sich in Acht! Sie werden noch zusammenbrechen wie das Kaiserreich."

„Kind! Kind!“ warnte Mama, und: „Nur keine Blaustrümpfeleien!“ setzte Papa noch eilig hinzu, denn schon hatte die Thür sich geöffnet und die Gräfin T. und ihr Sohn traten ein.

Und von dem Tage an traten sie regelmäßig zweimal die Woche um drei Uhr Nachmittags bei uns ein, und überdies sah ich den Grafen jeden Sonnabend in den Soiréen bei meiner Schwester. Meine Eltern behandelten ihn mit der größten Auszeichnung; Madame Duphot nannte ihn „un jeune homme accompli“; mein Schwager, den ich noch nie zuvorkommend gesehen hatte, war es gegen ihn. Des Grafen Mutter wiederholte mir, so oft sie mit mir sprach, daß ihr Sohn ihr im Leben nie eine trübe Stunde bereitet habe, und daß sie glücklich zu schätzen sei vor allen andern Müttern.

Ich wäre in Widerspruch mit meinen geliebtesten Menschen und mit solchen, die ich schätzte, getreten, wenn ich an dem Grafen auch nur das Geringste auszusetzen gefunden hätte. Dazu aber verspürte ich merkwürdig viel Lust, ohne mir Rechenschaft geben zu können, warum.

Eine förmliche Bewerbung hatte nicht stattgefunden; mir war nur mitgetheilt worden, daß sich der Graf für mich interessire, und daß er durch seine Mutter um Gelegenheit habe bitten lassen, mich kennen lernen zu dürfen. Es muß ihm jedoch weniger darum zu thun gewesen sein, kennen zu lernen, als kennen gelernt zu werden; denn er

sprach immer von sich, seiner Lebensweise, seinen Gewohnheiten, seinen Liebhabereien. Besonders gern erzählte er von seiner Ordnungsliebe und von der Pünktlichkeit, die er von seiner Umgebung forderte. Er beschrieb uns ausführlich seinen alten Stammsitz, die Einrichtung der Zimmer, die Ausschmückung der Hallen und der Gänge. Weniger erfuhren wir von der Gegend, in der seine Güter lagen; und von den Menschen, die dort lebten, eigentlich nichts.

„Wie ist es denn mit der Nachbarschaft?“ fragte einmal meine Schwester, und Bernhard, mein Bruder, der bei uns auf Urlaub war, rief: „In Ihrer Nähe muß ja der Benno Schwarzburg gehaust haben, in seinen guten Tagen.“

Da habe ich den Namen, der mir später so theuer geworden ist, zum ersten Male nennen hören. Am 13. April 1882.

Sie begannen von ihm zu sprechen, wie von einem halben Narren, und machten sich beide lustig über ihn, Bernhard in gutmüthiger Art und stets wiederholend: „Ein Genie ist er aber doch!“

„Ja, ein verrücktes,“ meinte der Graf. „Er wird nie auf einen grünen Zweig kommen. Ich habe ihm das selbst gesagt, schon damals, als er seinen dümmsten Streich beging und gegen sich selbst Prozeß führte.“

„Wie war denn das?“ fragte ich. „Wie kann man gegen sich selbst Prozeß führen?“

„Ja, wie kann man!“ antwortete der Graf. „Ich

begreife es nicht, kein vernünftiger Mensch wird es begreifen. Sein Vater, der eine Menge Schulden hinterlassen hatte, ist doch noch so gescheit gewesen, kurz vor seinem Tode eine Schenkung aufsetzen zu lassen, die dem Sohne den unantastbaren Besitz eines kleinen Kapitals gesichert hätte. Der Vater stirbt, die Gläubiger fallen über Alles her. Waren meistens elende Wucherer, die sich mehr als bezahlt gemacht hatten. Nur eine Wittwe, natürlich mit fünf Kindern . . ."

„Pardon," unterbrach ihn Bernhard, „sie hat eine Tochter gehabt, eine blinde."

Der Graf liebt es nicht, daß man ihm widerspricht, und entgegnete ungeduldig: „Ich bitte Sie, das bleibt sich ja gleich! . . . Diese Wittwe also ist leer ausgegangen," wandte er sich wieder an mich. „Es ist nichts mehr da, hieß es, als sie auftrat mit ihrer Forderung. Wie so, nichts mehr da? Mein Kapital ist noch da! sagte Benno. Auf das haben die Gläubiger keinen Anspruch, erklärte der Advokat, der zugleich der Curator Bennos war. Einen Curator hat man ihm nämlich gesetzt, weil er schon früh Anlage gezeigt hat, im Punkte der Verschwendung dem Vater nachzugerathen. Er beweist es auch jetzt, will durchaus zahlen; der Curator giebt's nicht zu, und das Ende ist dann der Prozeß gewesen, in dem Benno gegen sich selbst plaidirt, den er gewonnen und dabei sein kleines Vermögen verloren hat."

Sie lachten und erzählten noch manches Stücklein von dem sonderbaren Kauz.

Ich aber dachte mir: alle dummen Streiche, die er begangen hat, — es giebt deren viele der verschiedensten Art, — stimmen in zwei Punkten überein: sammt und sonders liegt ein edles Motiv ihnen zu Grunde, sammt und sonders sind sie am denkbar schlechtesten für ihn selbst ausgefallen.

So sagte ich denn: „Dieser Baron thut lächerliche Dinge; er hat aber auch viel Unglück."

„Das sehe ich nicht ein," entgegnete der Graf; und damals hatte ich es schon weg, daß diese Worte in seinem Munde so viel bedeuteten, als: es ist nicht einzusehen. „Wenn ich lauter verkehrte Wege einschlage, darf ich es doch nicht Unglück nennen, daß ich ganz wo anders ankomme als am Ziele. Ueberhaupt was man so Unglück nennt, — meistens ist es Folge von Unvernunft. Ein vernünftiger Mensch hat selten Unglück."

Mein Bruder murmelte halblaut: „Krankheit, Tod, Hagelschlag." Wieder war an dem Grafen die Ungeduld bemerkbar, die er sogar bei dem bescheidensten Einwurf, der ihm gemacht wurde, nicht zu unterdrücken vermochte, und er sprach trocken: „Gegen Hagelschlag bin ich versichert."

Ein Groll stieg in mir auf gegen dieses Kind des Glückes, das so viel Neigung zeigte, sich als Verdienst anzurechnen, was das Geschenk unseres lieben Herrgotts war, und ich versetzte: „Wenn Sie einen Vater gehabt hätten, ebenso verschwenderisch, wie der des Baron Schwarzburg, würden Sie diese vernünftige Vorsicht nicht

ausüben können, weil Sie nichts besäßen, das zu ver-versichern der Mühe werth wäre."

Seine Mutter wurde feuerroth, meine Eltern wechselten einen bestürzten Blick, und ich erschrak nachträglich. Die größten Helden dürfen nachträglich erschrecken, heißt es; in mir war aber nichts Heldenhaftes vorhanden, sondern nur Beschämung und Verlegenheit und Angst; und diese grauen Gefühle, — wenn man so sagen darf, — hoben sich ab, wie Rauch von einem noch dunkleren Hintergrunde: Mißfallen an dem Grafen! Er sprach einige unzusammenhängende Sätze, die scharf und schlagend sein sollten, aber nur gereizt und verdrießlich klangen. Nicht zum ersten Male machte ich die Bemerkung, daß die hohe und noble Bescheidenheit, die meine Eltern an ihm rühmten, in engster Verbindung mit den ihm gezollten Lobsprüchen stand. Sie verwandelte sich in Anmaßung dem leisesten Tadel gegenüber. Diesen trachtete er nicht etwa zu widerlegen; er wies ihn entrüstet zurück, als etwas Albernes und Verächtliches, mit dem man nichts zu thun haben will.

Nachdem er uns verlassen hatte, machten meine Eltern mir bittere Vorwürfe. „Du benimmst Dich höchst ungeschickt; Du hast keinen Begriff von der Ehre, die Dir widerfährt, indem der Graf um Dich wirbt, ein solcher Mann, ein solcher Sohn!"

Ich bestätigte kleinlaut: „Der seiner Mutter nie eine trübe Stunde bereitet hat!"

„Das weißt Du, und es flößt Dir nicht die höchste Achtung ein?"

„Doch, was zu achten ist, achte ich ja an ihm."

„So bethätige es denn auch in Deiner Art und Weise. Du respectirst den Grafen und hast allen Grund dazu, warum es verbergen?" sagte Mama. „Ich bitte Dich, liebes Kind, zeige ihm, daß Du ihn respectirst."

Sie blickte Papa auffordernd an, und nun begann er mich zu bitten, meinen Respect für den Grafen deutlicher an den Tag zu legen, und wollte durchaus wissen, warum ich, so wohlwollend und freundlich gegen alle Menschen, — nur zu wohlwollend und freundlich, — gegen diesen ausgezeichneten Mann so zurückhaltend und gleichgültig sei?

Mein Gott, ich wußte keine Antwort darauf. Ich hatte mich selbst schon oft umsonst gefragt. Die kleinen Fehler, die mir an dem Grafen auffielen, waren ja nichts im Vergleich zu den großen Vorzügen, die er in den Augen meiner Eltern besaß. Und so versprach ich ihnen denn, von nun an viel höflicher und aufmerksamer gegen ihn zu sein als bisher.

Aber auch das war meinen Vielgeliebten nicht ganz recht. „Sieh, Paula," sprach Papa in ernstem und gerührtem Tone, „sieh, Kind, Deine Schwester lebt zufrieden und in glänzender Stellung an der Seite Eduards, der so gut gegen sie ist und überhaupt so brav und ein echter grand seigneur. Dein Bruder, nachdem er uns durch seinen Leichtsinn viele Sorgen gemacht hat, ist endlich auf den rechten Weg gekommen. Ueber die Zukunft Deiner Geschwister können wir beruhigt sein . . .

Wir haben nichts mehr zu wünschen, als auch über die Deine beruhigt sein zu können."

„Wir wären es," begann Mama von Neuem, „wenn Du Dich, liebes Kind, der Bewerbung des Grafen günstig zeigen wolltest."

„Ja," setzte Papa hinzu, „wir wären ruhig und glücklich."

Er reichte mir die Hand; ich ergriff und küßte sie und empfand plötzlich einen stechenden Schmerz in den Augen und sah das geliebte Gesicht meines Vaters wie durch einen zitternden Schleier immer weicher werden, immer sanfter, — und nun sagte der beste Papa: „Uebrigens . . ."

Aber der Nachsatz, der diesem Worte zu folgen pflegte, blieb aus. Ich wartete sehnlich, vergeblich, — er wurde nicht gesprochen.

An diesem Abend habe ich vor Schlafengehen andächtiger gebetet denn je. Und doch war mein Gebet das eines dummen Kindes. Ich flehte um Kraft zu freudigem Gehorsam gegen meine Eltern; ich hätte um etwas ganz Anderes beten sollen, — das lehrte mich schon die allernächste Zukunft.

Am 24. April 1882, einem der schönsten Tage, deren ich mich entsinnen kann, fuhren wir im offenen Wagen in den Prater, Papa und ich. Viele Kastanienbäume begannen schon zu blühen, Alles prangte in dem

hellen Grün des Frühlings, das so lieblich ist und etwas so unsagbar Freudiges hat. Eben erst an das goldene Licht hervorgebrochen, weiß es noch nichts vom Wüthen des Sturmes und vom Sonnenbrand.

Ganz langsam rollte unser Wagen an der Reiter-Allee dahin; Bekannte und Freunde trabten und galoppirten vorbei, und bald kamen uns auch drei Reiter im Schritt entgegen. Der mittlere war der Graf. Er ritt einen breiten, majestätischen Braunen. Mann und Roß machten den Eindruck behäbiger Selbstzufriedenheit. „Alles in Ordnung in der Welt, uns geht es gut," dachten sie, — wenn sie etwas dachten. Links vom Grafen ritt mein Bruder, schmuck und stattlich in seiner Ulanenmajors-Uniform, und rechts ein magerer Herr auf magerem Gaule. Er saß sehr gerade auf seinem Roß, und dieses war wie verzehrt von innerem Feuer, das ihm förmlich aus den wunderbar schönen und wilden Augen heraus-schlug. Im Uebrigen eine hochbeinige, knochige Mähre, geradezu häßlich. Und auch der Reiter konnte auf den ersten Blick nicht gefallen. Zum Glück für ihn wird es wohl Niemand bei einem Blick in dieses merkwürdige Antlitz bewenden lassen. Es ist länglich und schmal, und eine ganz ungewöhnliche Energie spricht sich darin aus. Die dunklen Brauen, die gebogene Nase, der große, in eine scharfe Spitze auslaufende Knebelbart, der Schnurr-bart, dessen Enden kühn geschwungen in die Höhe standen und den Mund frei ließen, mahnten mich an die Porträts der spanischen Edelleute aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Was aber an nichts mahnte und mit nichts verglichen werden konnte, als mit ihm selbst, das war der lebhafte und sympathische Geist, der aus den Augen funkelte.

Er grüßte feierlich und hielt den Hut noch in der Hand, als der Graf den seinen längst wieder aufgesetzt hatte. Eine edle, freie Stirn kam da zum Vorschein, in deren Mitte die leichtgekräuselten, dichten Haare ein schwarzes Flämmchen bildeten. Das Gehirn, habe ich einmal gelesen, baut sich selbst sein Haus, und das seine hatte sich eine Kuppel gewölbt. Ich weiß so manches, das sich unter einer Plattform bequemt.

Der fremde Herr sah mich mit außerordentlicher Aufmerksamkeit an; ich fühlte, wie roth ich wurde unter seinem Blicke und berührte Papa, der mit Bekannten in der Fahr-Allee Grüße gewechselt hatte, leise am Arm. Er wandte sich zu mir, und meinem Augenwink folgend, gewahrte er eben noch die Reiter.

„Hast Du ihn erkannt?" fragte ich.

„Wen?"

„Den von der Mancha," entgegnete ich mit einem sehr unpassenden Scherz, hinter dem die Verlegenheit, die mich ergriffen hatte, sich verbergen sollte.

Papa bemerkte es nicht und sprach obenhin: „Das ist ja der Narr, der Schwarzburg."

Meine Courage war gleich wieder da; ich wagte zu bitten: „Erzähle mir von seinen Narrheiten."

„Ich weiß nichts," antwortete Papa.

„O doch! Bernhard spricht so oft von ihm."

„Um sich lustig über ihn zu machen."

„Nicht immer! Im Grunde liebt und bewundert er ihn und sagt, daß er eine große Zukunft hat."

„Da müßte sich Vieles ändern."

„Nicht gar so Vieles, lieber Papa. Ein wenig Glück müßte er haben; bis jetzt hat er nur Unglück gehabt, von Kindheit an. Erinnere Dich, was Bernhard erst neulich wieder von ihm sagte. Seine Eltern geschieden, die Mutter wieder verheirathet und ausgewandert, und der Vater ein Verschwender, der sich um den Knaben nicht kümmert, und der ist schlimmer daran, als eine Waise. Im Institut mißhandeln sie ihn, weil nicht einmal sein Unterhalt regelmäßig bezahlt wird. Er wächst heran, er ringt sich durch, er wird in Jünglingsjahren schon ein Mann und verdient sich sein Brod . . . "

„Ja, ja, aber dann die Don Quixoterien mit seinem kleinen Erbe und seine lächerliche Liebesgeschichte."

„Liebesgeschichte? . . . Das ist aber sonderbar —"

Eine unangenehme Empfindung ergriff mich, und ich fand es sehr curios, daß mir Bernhard von dieser Liebesgeschichte nicht gesprochen hatte. Nach einer Weile fragte ich: „Wen liebt er denn, der Baron?"

Papa dachte nicht mehr an unsere frühere Conversation und wußte nicht gleich, wen ich meinte; dann sprach er kurzweg: „Jetzt kann er nur noch ihr Andenken lieben; sie ist gestorben."

„Wann?"

„Vor einigen Jahren, als die Frau eines Anderen,

den sie ihm vorgezogen hatte, — zum Danke für eine Treue, die ihn im Mittelalter berühmt gemacht hätte, und durch die man sich in unserer Zeit lächerlich macht."

„Das begreife ich nicht! Wie kann der Besitz einer Tugend lächerlich machen? und Treue ist doch eine Tugend!"

Papa räusperte sich: „Wenn die Tugend zu weit getrieben wird, dann ist sie keine Tugend mehr, sondern Unvernunft."

Vernunft, Unvernunft, — ich hatte einen Haß gegen diese Worte, die der Graf so oft aussprach. „Ach, geh, Papa," sagte ich, „mir scheint, die Tugend braucht nicht erst hineinzuwachsen in die Unvernunft, sie ist Unvernunft von allem Anfang. Deshalb habe ich auch vor der Vernunft so wenig Hochachtung."

„Das merkt man," versetzte Papa.

„Und deshalb schwärme ich auch für eine Treue, die keinen Lohn findet und dennoch besteht."

„So? Und wie albern das ist von einem Manne, sich geliebt zu wähnen, wenn er nicht geliebt wird? Sich in der Kühlwanne halten zu lassen? Niemanden glauben, der ihm sagt: sie macht sich nichts aus Dir? Wie albern das ist, das siehst Du nicht ein? Oder vielmehr, es gefällt Dir ja wohl, weil es gar so albern ist!"

„Hat sie ihn denn wirklich nicht geliebt?"

„In der Kühlwanne hat sie ihn gehalten, sag' ich Dir. Und er ist schmachtend herumgegangen unter ihren Fenstern, hat Jeden, der ihn auslachte, kurz abgetrumpft

und sich wegen der Dummheit mehr als einmal schlagen müssen."

Ich jubelte: „Das war recht! Das entzückt mich! Ich seh's von hier, und ich höre, wie er nach dem Kampfe, ob siegend oder besiegt, ausruft: Dulcinea von Toboso ist das edelste Weib der Welt, und ich bin der treueste Ritter auf Erden! Herrlich, bester Papa!"

„Zum Kuckuck, wenn Du nicht überschnappst ... Aber solche Narrheiten kommen von den vermaledeiten Büchern, und ich werde ... Uebrigens, enough of it!"

Nun war's Zeit für mich, zu schweigen; wenn mein lieber, guter Papa englisch kam, — allerhöchste Zeit!

Seit einigen Wochen hatte Mama wieder angefangen, täglich nach dem Theater Leute bei sich zu sehen. Sie wollte dem Grafen Gelegenheit geben, öfter zu uns zu kommen, ohne daß es auffiele. Half aber alles nichts! Obwohl seine Bewerbung so still war, daß selbst ich, Gott sei Lob und Dank, kaum Etwas von ihr merkte, neckten meine Freundinnen mich mit ihm. Die Meisten, — es ist unglaublich! — sagten mir, daß ich ein Glückspilzchen sei, und eine von ihnen, — ich will sie Dora nennen, — verfehlte nie, hinzuzusetzen: „Ein dummes, ein schrecklich dummes Glückspilzchen!"

Sie ist älter als ich, und gilt für sehr gescheit und unterrichtet. Als kleines Mädchen hat sie von einer alten Tante, die eine Gelehrte war, eine Bibliothek geerbt und in ihrem Zimmer aufstellen dürfen, weil ihre

Eltern alles thun, was sie will. Da studirte sie mit dreizehn Jahren schon den Kosmos von Humboldt und das Leben Jesu von Strauß. Sie hat mir aus diesem Buche Manches explicirt, aber nicht recht deutlich; ich habe es nicht begriffen.

Dora drohte mir oft: „Du, wenn Du den Grafen nicht zu schätzen weißt, so fische ich Dir ihn weg, das merk' Dir!" Und ich munterte sie jedesmal auf: „Fische Du nur, Du kannst mir keinen größeren Gefallen thun."

Sie nahm das die längste Zeit für Spaß. „Weißt Du denn," fragte sie, „sie haben die Fürstenkrone, die T. . . . . ?"

„Wie soll ich's nicht wissen?"

„Und denkst nicht, wie sich das machen würde, das Monogramm mit der Fürstenkrone im Taschentuch?"

Ich lachte sie aus. „Was hast Du davon, daß Du mit dreizehn Jahren den Humboldt und den Strauß gelesen hast, wenn Du mit zwanzig noch so kindisch bist?"

„O, das ist eine ganz andere Sache! Ich habe einen Weltblick. Ich verstehe das. Die größten Gelehrten legen Werth auf solche Dinge und wären über die Maßen froh, Aufnahme zu finden im Salon und mit Fürstinnen zu tanzen. Aber weil sie zu langweilig und pedantisch sind. . . ."

Ich war empört über ihr Geschwätz und rief: „Genir' Dich, so etwas vorzubringen! Was weißt Du von Gelehrten? Du hast noch nie einen lebendigen Gelehrten gesehen."

„Du ebenso wenig."

„Wir Alle zusammen nicht, weil sie in unsere Salons gar nicht kommen, sich's gar nicht verlangen. Aber so etwas kannst Du Dir nicht vorstellen. Du willst immer einen Weltblick haben und hast einen kleinwinzigen Blick, der nicht über den Salon hinausreicht. Auf den kommt bei Dir alles an!"

Sie war pikirt; sie ist es so gewohnt, bewundert zu werden wie der Graf, und verträgt so wenig wie er einen Widerspruch.

Wir hatten unsere Unterhaltung laut geführt zum Ergötzen eines Auditoriums von jungen Herren und Damen. Dora stand bei den Letzteren nicht in Gunst, und sie kicherten schadenfroh über meinen Ausfall.

„Unterschätze mich nur!" sagte Dora ärgerlich, aber so leise, daß nur ich es hören konnte. „Du wirst sehen, was geschieht, wenn ich nicht mehr Deine Freundin bin." Dabei blinzelte sie bedeutungsvoll nach der Thür, durch welche der Graf eben eintrat.

Ich verstand sie und entgegnete ebenfalls leise: „Wenn Dir Das gelingt, was Du meinst, dann wirst Du erst recht meine Freundin sein."

„Angenommen, die Herausforderung!" erwiderte sie und ahnte nicht, wie ich im Stillen ihren Entschluß segnete und ihm allen möglichen Erfolg wünschte. Der Graf stand da, und mir war, als ob die Luft schwerer und alles um mich her dunkler geworden wäre.

Dora räumte ihm ihren Platz mir gegenüber ein

und setzte sich auf die Armlehne meines Fauteuils. Sie sah in ihrem weißen Gazekleide und mit ihrer hübschen Frisur so allerliebst aus, wie das allerliebste Meißener Porzellan-Figürchen, und der Contrast zwischen ihrer anmuthig zierlichen Erscheinung und den Reden, die sie führte, war köstlich.

„Ich wette," sagte der Graf, „daß hier wenigstens achtundzwanzig Grade sind."

„Und wenn ihrer achtunddreißig wären," entgegnete sie, „ich spür's nicht, ich habe nie warm, ich bin der steinerne Gast."

Der Graf sah sie gleichgültig an und sagte: „So?"

„Ich habe aber auch nie kalt."

„Aha, Sie wollen originell sein. Ich bin gar nicht originell, ich bin ein prosaischer Mensch."

„O, — ich bin auch sehr prosaisch. Denken Sie nur — ich schnupfe."

„So?"

„Ich habe meine Dose immer bei mir."

„Es ist aber nichts darin."

Sie zog ein goldenes Döschen aus der Tasche, nicht größer als ein Guldenstück: „Es ist immer etwas darin, nur gerade heute nicht. Sehen Sie, ich habe mir einen Todtenkopf auf den Deckel graviren lassen. Ich habe auch Todtenkopf-Briefpapier. Ich denke immer an den Tod; ich glaube, daß ich durch Selbstmord sterben werde . . ."

Der Graf erhob die Augen zum Himmel.

„Ich trage auch immer einen Dolch bei mir.“

„Ah,“ sagte der Graf.

„Damit ich mich gleich erstechen kann, wenn mir einmal der Tabak, meine einzige Freude, nicht mehr schmeckt.“

Er lächelte, er begann sie ergötzlich zu finden, und als sie jetzt von einem alten eingelegten Kasten erzählte, der in einer Dachkammer ihres Schlosses gefunden worden war, interessirte ihn das wirklich. Ich benützte den Augenblick, in dem ihr Gespräch lebhaft wurde, um aufzustehen und mich auf gute Art von ihnen wegzustehlen. Wie ich mich wende, sehe ich Bernhard vor mir. „Ich suche Dich schon die längste Zeit,“ sagt er. „Man kommt ja nicht vorwärts in dem Gedränge.“ Und er sieht sich um und ruft: „Schwarzburg!“

Und ich, ganz überrascht und so freudig, als ob es sich um einen lieben, ungeduldig erwarteten Bekannten handelte, fragte: „Ist er da?“

Sogar Bernhard hat mich nachträglich wegen dieses: „Ist er da?“ recht ernstlich ausgezankt. Ich habe es nie bereuen können. Ich blickte, nachdem es ausgesprochen war, in ein Paar Augen, aus denen eine Glückseligkeit flammte, zu groß, als daß ich je bereuen könnte, sie erweckt zu haben. Schwarzburg verneigte sich tief vor mir, und mir war die Ehrfurcht, die sich in seinem Gruße ausdrückte, fast beschämend. Wie komme ich dazu, Ehrfurcht zu erwecken? . . .

Wir redeten lange zusammen, — viel zu lange,

wurde mir vorgeworfen. Ich kann darüber keine Auskunft geben; ich dachte nicht daran, daß die Zeit verfloß, und auch nicht, daß noch andere Leute anwesend waren. Schwarzburg sprach mit mir, und was er sagte, und wie er es sagte, war mir wichtig und angenehm, und es kam mir weiser und besser vor, als alles, was ich je gehört, und klang mir zugleich lieb und vertraut.

Wenn ich jetzt die Erinnerung an jenen Abend zurückrufe und mich frage: Haben wir uns damals kennen gelernt? muß ich antworten: Nein. Dessen bedurfte es nicht. Wir begrüßten einander wie Freunde, die ihren Bund längst geschlossen haben, und unser erstes Begegnen war ein Wiedersehen.

Unserem Gespräche wurde ein Ende gemacht durch Papa. Er wollte in einer ihm sehr am Herzen liegenden Angelegenheit unserer Gemeinde auf dem Lande, den Rath Schwarzburgs einholen und berief sich auf Bernhard, dessen Meinung sei, der Baron könne die Erledigung der Sache betreiben. Die beiden Herren vertieften sich in eine eifrige Conversation; ich sah, daß sie einander am Schlusse derselben die Hände schüttelten und fühlte mich sehr geschmeichelt. So konnte man doch ein vernünftiges Wort mit ihm sprechen, mit dem Narren, dem Schwarzburg, — er konnte Einem sogar nützlich sein! —

Die Soirée war aus, die meisten Gäste waren fort. Unter den letzten, die gingen, befanden sich Dora und ihre Eltern, der Graf und seine Mutter. Die comtesse douairière, wie meine Duphot sie nennt, bewies sich mir

beim Abschiede besonders freundlich. „Sie sind so gut, liebes Kind; ich habe Sie bewundert. Wie gut waren Sie heute gegen diesen Beamten, diesen armen Baron! Es ist nur die Frage, ob Ihre Güte nicht mißverstanden wird. Diese Gattung von Menschen ist manchmal übelnehmerisch und fühlt sich unangenehm berührt durch unsere zu deutliche Bemühung, sie à leur aise zu setzen . . .“

Ich wußte nicht recht, was ich aus dieser Bemerkung machen sollte, ob sie ein Lob enthielt oder eigentlich ein Tadel war.

Es ist mir nicht möglich, meine bescheidene Herzensgeschichte ausführlich zu erzählen. Daß meine Eltern mich dem kleinen Beamten, Baron Schwarzburg, zur Frau geben würden, glaubte ich nie; das Bewußtsein meiner Liebe und das ihrer Hoffnungslosigkeit erwachten zugleich in mir, und es wäre ein schweres Unrecht gewesen, mich der Ersteren hinzugeben. Ich habe mich ihr aber nicht hingegeben; sie hatte mich ergriffen, ehe ich mich dessen versah, und sie war damals so mächtig und innig wie heute. Ihm wird es auch nicht anders ergangen sein; seine Neigung zu mir kam wohl eben so plötzlich, wie meine große Liebe zu ihm. Nur weil er nicht eitel ist, hat er es lange Zeit für unmöglich gehalten, daß er mir ein wärmeres Gefühl, als das der Freundschaft einflößen könnte. Aber schon dadurch schien er aufs Tiefste beglückt, und was mich betrifft, — mir ist

ja ein neues Leben aufgegangen, seitdem er mich zur Vertrauten des seinen gemacht hat, und seitdem ich sein edles und selbstloses Herz ganz kenne. Er hat fast nur Unrecht erfahren, und doch sagt er immer: das Recht muß siegen; er hat zahllose Bitternisse durchgekostet, und ist doch unverbittert geblieben. Freilich, mit einem solchen Schatz von Menschenliebe und Kraft in der Brust, wie sollte man da am Guten verzweifeln!

Merkwürdig kommt es mir vor, daß er sich für ganz anders hält, als er ist. Er sagt, das Motiv der meisten seiner Handlungen und der Quell aller seiner Stärke sei — der Eigensinn. Als er neulich wieder diese Behauptung that, fragte ich ihn: „Haben Sie auch damals schon, als junger Jurist, den Prozeß gegen sich selbst aus Eigensinn geführt?"

Er zog die Augenbrauen zusammen: „Ist die alte Geschichte noch nicht vergessen?"

„Noch nicht."

„Da muß ich sie berichtigen. Ich habe nicht in lächerlichem Opfermuth gehandelt; ich habe meine Rechtschaffenschaft gegen mein Geld vertheidigt, etwas Unschätzbares gegen etwas Schätzbares. Meine Clientin war die Wittwe eines braven Mannes und alten Dieners, und die Summe, um die es sich handelte, dessen redlich Erworbenes und Erspartes. Vor wie vielen Jahren es dem gnädigen Herrn in devoter Vertrauensseligkeit zur Verfügung gestellt worden war, wußte die Frau nicht mehr. Sie wußte nur, daß der gnädige Herr ihr gar

oft versichert, die beste Hypothek, die er geben könne, solle sie haben. Was für eine Hypothek das war, — er selbst hatte keine Ahnung davon, und der Wittwe seines treuesten und ergebensten Dieners wird es doch nicht einfallen zu fragen: Bin ich auch wirklich sicher gestellt, und in welcher Weise? . . . Ja, sprach nachträglich der Advokat, warum war sie so dumm? Hat sie denn nicht gesehen, was vorging und wie gewirthschaftet wurde? Sie hatte alles gesehen, aber dem Worte ihres Herrn mehr getraut, als dem Augenschein. Und dafür sollte sie bestraft werden, und der Sohn dieses Herrn sollte es zugeben? Konnte er's? Was meinen Sie, Gräfin, und was hätten Sie an seiner Stelle gethan?"

Ich antwortete: „Was Sie gethan haben."

„Und damit etwas Außerordentliches?"

„Nur einfach das Rechte."

„Gott sei Dank!" erwiderte er, und eine stille mächtige Freude erhellte sein Gesicht, „einfach das Rechte, so ist es."

Er sah ganz glücklich aus. „Warum denn Gott sei Dank?" fragte ich.

„Dafür, daß ich mich vor Ihnen entschuldigen durfte."

„Entschuldigen? Aber ich bitte Sie!" rief ich, wirklich in Verlegenheit.

„Und dafür, daß Sie es mir so leicht gemacht haben, und daß Ihr Blick so hell und Ihr Sinn so gerade ist; dafür vor Allem, daß Sie zugeben: wir thun

nicht mehr, als das einfach Rechte, wenn wir das Recht auch auf Kosten des eigenen Vortheils vertheidigen."

„Ist denn das nicht natürlich?"

„Nein, natürlich ist der Egoismus. Und er wird jetzt sehr geschätzt. Sie können in jedem Zeitungsblatte kleine Excurse zu seinen Gunsten und zu denen seines Verwandten, des „gesunden Realismus," lesen. Das Zeitalter der Humanität bekämpft, — was unglaublich ergötzlich ist, — den Idealismus und nennt jede etwas weit getriebene Selbstverleugnung, diese Basis und Bedingung der Humanität, krankhaft und sentimental . . ."

Da wurden wir unterbrochen, und der Graf, Dora und meine Schwester, traten zu uns. „Aha, hier wird docirt", sagte der Graf, und Schwarzburg wandte sich förmlich betroffen zu mir: „Ist es wahr, habe ich docirt?"

„Es geschieht Ihnen manchmal," meinte der Graf, der sogleich die hochmüthig kühle Weise annahm, in welcher die eleganten Leute die nicht eleganten zu behandeln pflegen, und die mir immer so engherzig vorgekommen ist, so blöde, so gemein!

„Sie haben gar nicht docirt," rief ich, „Sie haben mir etwas Interessantes erzählt."

„Ein Geheimniß?" fiel Dora kichernd ein.

„Durchaus nicht."

„Dann möchten wir sie auch hören, die interessante Geschichte, besonders, wenn sie nicht lang ist. Aber sie ist lang, ebenso lang, als interessant. Ich habe Euch

beobachtet aus der Ferne, — Ihr seid immer so köstlich, Ihr Zwei."

Mir schoß das Blut in die Wangen, und Schwarzburg warf Dora einen Blick zu, der ihr die Lust verdarb, ihren tactlosen Scherz fortzusetzen. Doch hatte er seine Wirkung gethan und trug schlimme Früchte für mich. Graf T. wich den ganzen Abend nicht von meiner Seite, und wir führten ein trostloses Gespräch über Waffenhallen und antike Einrichtungen, — eine „Moder- und Schimmel-Conversation", wie Elisabeth sagt, wenn ihr Mann, der ja überhaupt so viel Aehnlichkeit mit T. hat, anfängt, über dasselbe Thema unerschöpflich zu werden. Sie sah manchmal von ihrem Platz aus mit unverhohlenem Mitleid zu mir herüber.

Am nächsten Tage kam sie zu mir, um mich zur Rechenschaft zu ziehen. Es war noch früh und ich eben erst vom luncheon in mein Zimmer zurückgekehrt. Da trat sie ein. Sie nahm ihren Hut vor dem Spiegel ab und richtete die Stirnlöckchen zurecht, die der Wind in Unordnung gebracht hatte. Scheinbar geschah's mit großer Aufmerksamkeit; allein ich merkte wohl, daß ihre Gedanken keineswegs mit dem edlen und schönen Bilde beschäftigt waren, das der Spiegel ihr widerstrahlte. Plötzlich sagte sie: „Hör' einmal, Kind, was willst Du eigentlich mit Deinem Schwarzburg-Cultus?"

Die unerwartete Frage brachte mich in Bestürzung, und ich entgegnete leise: „Was soll ich wollen?"

„Ich möchte es wissen; ich möchte wissen, was Du

denkst, was Du Dir einbildest! Du bist ganz verändert seit einiger Zeit, — weißt Du das?"

Mir wurde immer beklommener zu Muthe. „Worin denn verändert, Elisabeth?"

„Ach," sagte sie, „reden wir nicht so unnöthiger Weise herum! Die Auszeichnung, mit der Du Schwarzburg behandelst, fällt Jedem auf. Du trägst für ihn eine Art Verehrung zur Schau."

„Ich trage sie nicht zur Schau; ich verberge sie nur nicht."

„Und was soll dabei herauskommen?"

„Es wird nichts dabei herauskommen," antwortete ich kleinlaut; „in ein paar Wochen geht er nach Bosnien, und ich gehe nach Trostburg."

Sie zuckte die Achseln, machte ein paar Schritte und nahm Platz auf dem Sessel vor meinem Schreibtisch. Das Heft, auf dem mit großen Lettern geschrieben stand: „Meine Memoiren," fiel ihr in die Augen; ihr ganzer Ernst war verschwunden, sie lachte auf.

„Da sind sie ja, die Vertrauten! Es schreibt Memoiren, das Kind. Da steht wohl alles drin, man braucht nur aufzuschlagen ... Mach' kein so erschrockenes Gesicht! Ich bin wohl sehr neugierig, aber nicht indiscret."

Indeß ihre Lippen spotteten, sahen ihre großen blauen Augen so treuherzig, so voll Mitleid und Liebe zu mir empor, daß ich Muth faßte, näher zu ihr trat und sprach: „Du hast mich gefragt, was ich will ... Ich gestehe

Dir, was ich nicht will: ich will den Grafen T. nicht heirathen."

Sie entgegnete phlegmatisch: „Bravo, das ist gelungen. Und der Graf, der heute oder morgen förmlich um Dich anhalten wird?"

Ich rief tödtlich erschrocken: „Woher weißt Du das?" Sie antwortete: „Von ihm selbst."

„Merkt er denn nicht, wie gleichgültig er mir ist?"

„Nein, er merkt nicht so leicht etwas."

„Und wie sehr, wie unaussprechlich ich ihm einen Andern vorziehe?"

„Das am Wenigsten. Ein Graf T. hält es für unmöglich, daß ein Baron Schwarzburg ihm vorgezogen werden könnte."

„Und Dora, die tausendmal besser für ihn paßt, die mir versprochen hat, ihn wegzufischen, auf die ich gehofft habe, — warum hält mir Dora nicht Wort?"

„Weil sie nicht kann; was an ihr lag, hat sie gethan. Alles umsonst. Sie mißfällt dem Grafen. Ein Verwöhnter wittert eine Verwöhnte und weicht ihr aus."

„Was thun, Elisabeth, was thun? Wenn ich den Grafen heirathen muß, — ich verzweifle!"

Sie legte die Arme um mich und zog mich zu sich heran; ich lehnte die Wange an ihren Scheitel. „Glaubst Du es wirklich?" fragte sie. „Ich meine, es ließe sich vielleicht doch friedlich mit ihm hausen. Nur ein Bischen klug müßte man sein. Man dürfte ihm nur nicht widersprechen in kleinen Dingen, dann hätte man in großen

freie Hand. Man müßte sich sehr hüten, seine Eitelkeit zu verletzen und es so oft wie möglich zu einem Lobliedlein bringen."

„Schmeichelei!" rief ich, „loben, was ich nicht billige! Schmeichelei, o pfui, Schmach und Schande!"

„Keine großen Worte," sprach sie. „Eine schlechte Ehe führen, das allein ist Schmach und Schande. Dagegen wiegen die Demüthigungen leicht, die Du mit Dir selbst abmachen kannst. Und auf das Abwägen eines Uebels gegen das Andere, auf ein Pactiren mit dem Feinde, dem Elend des Lebens, darauf kommt es ja überhaupt an. Das volle Glück, das wolkenlose, wem wird das zu Theil? Wer bringt's auch nur zu einem rechten Traum von ihm?"

„Ach, wenn man nur zu träumen brauchte, da hätt' ich's gleich."

„Wahrhaftig? So fasse Vertrauen und träume laut."

„Darf ich? Soll ich?"

„Du sollst."

„Vergiß aber nicht, daß ich träume."

„Nun, wird's?"

„Ich träume, ich wäre sein, — Du weißt schon, wen ich meine, — und hätte keinen heißeren Wunsch, als ihm das Leben, das immer so hart gegen ihn gewesen ist, schön und süß zu machen. Und an seiner Seite würde ich gescheit, tüchtig und besser von Tag zu Tag. Jeder meiner Athemzüge wäre ein Loblied auf

ihn. Geschäh' aber einmal ein Wunder, und thäte er etwas, das mir Unrecht schiene, so würde ich es ihm sagen, frank und frei. Und dem Leiden ginge ich nicht aus dem Wege; trüg' er's doch mit mir und zusammen würden wir damit fertig. Was ist denn das Leiden, was kann mich treffen, so lang ich sein bin und er mich lieb hat?"

„Ja wohl," sagte Elisabeth dumpf und lautlos, „ja wohl."

„So sieht mein Traum aus, lautere Seligkeit! Aber die Wirklichkeit ist Entsetzen, — Entsetzen, Elisabeth! Du hast mich völlig vernichtet. Dieses Pactiren, dieses heuchlerische Kleinbeigeben, um den Schein der Einigkeit zu wahren, um den inneren Zwiespalt zu verstecken, — ich könnt' es nicht. Und Du? . . ."

Ein schrecklicher Gedanke hatte mich durchblitzt. Ich beugte mich vor; ich sah sie an: ihr Gesicht war thränenüberströmt. „Kannst denn Du's?" fragte ich, ließ mich auf die Kniee gleiten und umschlang sie. Sie drückte meinen Kopf heftig an sich, und qualerpreßtes Schluchzen hob ihre Brust: „Ich habe es gelernt!"

Eine Weile verharrten wir in tiefem Schweigen. Als ich endlich den Blick zu ihr erhob, lag wieder die gewohnte Ruhe auf ihren Zügen. Sie stand auf. „Komm mit mir zu den Eltern, Kind," sprach sie. „Zur Verwirklichung Deines Traumes werde ich Dir nicht verhelfen können, aber geopfert sollst Du nicht werden."

Mama saß in der Canapé-Ecke und häkelte; Madame Duphot las ihr vor aus Ozanams „Poëtes Franciscains."

„Dürfen wir eintreten, Mama? Wir hätten mit Dir zu sprechen," sagte Elisabeth.

Ohne aufzublicken, antwortete Mama: „Erlaubt nur, daß wir unser Kapitel schließen. Setzt Euch."

Wir setzten uns, und Madame Duphot brachte die hübsche Legende vom heiligen Franciscus und vom Wolf von Gubbio zu Ende. Dann legte sie ihr Buch, über das hinweg sie mich mehrmals flüchtig angesehen hatte, auf den Tisch und erhob sich. Ich ergriff ihre Hand: „Bleiben Sie!" flüsterte ich ihr zu, und Elisabeth fiel lebhaft ein: „Bleiben Sie, liebe Duphot, wir rechnen auf Ihre Unterstützung. Wir möchten auch mit Papa sprechen. Darf ich ihn herüber bitten lassen, Mama?"

„Laß ihn bitten."

Meine gute Mama, die so ahnungslos und friedlich ihre Arbeit fortsetzte und den liebenswürdigen Lehren des heiligen Franciscus nachsann, that mir schmerzlich leid. Wie gern hätte ich ihr den Kummer erspart, den ich im Begriff war, ihr zu verursachen, aber — konnte ich denn?

Die Thür öffnete sich; Papa erschien, aber nicht allein; mein Bruder begleitete ihn. Die Blicke beider richteten sich sogleich auf mich. „Da ist sie ja," sagte Papa streng und drohend.

Ich wollte mich erheben; aber meine Kniee zitterten

zu sehr, und so streckte ich nur die Hand aus, um die seine zu fassen, als er an mir vorüberging. Er zog sie rasch zurück und nahm Platz auf dem Canapé neben Mama. Mein Bruder ließ sich an seiner Seite auf einen Sessel nieder, und Madame Duphot, an der Seite Mamas, schob, bescheiden wie immer, ihr Tabouret ein wenig zurück. Meine Schwester und ich saßen ihnen in einer kleinen Entfernung gegenüber, wie der Schuldige und sein Advocat vor den Richtern.

„Lieber Papa, liebe Mama," begann Elisabeth, „ich möchte Euch im Namen Paulas bitten, dem Grafen zu sagen, er möge seine Bewerbung nicht fortsetzen. Paula kann keine Neigung für ihn fassen und ist entschlossen, ihn nicht zu heirathen."

Ich staunte und erschrak über die schroffe Art, in welcher sie das herorstieß. Madame Duphot seufzte; Bernhard murmelte: „Oho!"-Vater und Mutter schwiegen.

„Paula hofft innigst," nahm Elisabeth wieder das Wort, „daß Ihr, liebe Eltern, ihren Entschluß genehmigen werdet."

„Thut es," sprach nun ich, „habt die Gnade, ich werde Euch ewig dankbar dafür sein. Ich kann den Grafen T. nicht heirathen; ich habe für ihn nicht die geringste Neigung, eher das Gegentheil."

„Soll das heißen, daß Du eine Abneigung gegen ihn hast?" rief Papa sehr heftig. „Wer setzt Dir solchen Unsinn in den Kopf? Am Ende gar Deine ältere Schwester?"

„Um alles in der Welt, das denke nicht! Ich habe sie gebeten, meine Fürsprecherin bei Euch zu sein."

„Erstens," sprach Mama, „brauchst Du keine Fürsprecherin bei Deinen Eltern, sondern solltest Dich vertrauensvoll direct an sie wenden; zweitens hätte Deine Schwester dieses Amt nicht übernehmen, sondern Dich darauf aufmerksam machen sollen, wie thöricht es ist, eine Abneigung in sich aufkeimen zu lassen und ohne Weiteres auszusprechen, für welche nicht der geringste Grund vorhanden ist."

„Sie besteht, das ist ihr Grund!" entgegnete Elisabeth.

„Ihre Stimme, die eben noch etwas verschleiert geklungen, war wieder so scharf und hart, wie im Anfang unserer Unterredung. Ich rückte näher zu ihr und legte den Arm um sie; ihr ganzer Körper bebte.

„Unsinn! Unsinn!" wiederholte Papa. „Auf solchen Unsinn nehmen wir keine Rücksicht."

„Der Graf ist ein rechtschaffener, ehrenhafter Mann, wohlerzogen, von angenehmem Aeußern und guten Manieren, an dessen Seite Du glücklich werden mußt, Paula," fiel Mama streng und unerbitterlich ein. „Du liebst ihn jetzt noch nicht; Du wirst ihn aber gewiß lieben lernen, wenn es erst Deine Pflicht sein wird."

Mich überlief ein Schauder, und ich stammelte: „Nein, Mama, nein! Ich werde ihn nie liebgewinnen, weil ich . . ."

Das Geständniß, das ich hatte thun wollen, erstarb

mir auf den Lippen. Hülfeflehend sah ich meine Schwester an. Ihr schönes Gesicht glühte, sie hatte die Arme über die Brust gekreuzt und hielt unverwandt einen Blick voll Groll und Vorwurf auf Mama gerichtet. „Erinnere Dich," sagte sie, „daß Du mir vor siebzehn Jahren dieselbe Verheißung machtest, und genau mit demselben Rechte. Auch der Mann, der um mich freite, war rechtschaffen, wohlerzogen und von angenehmem Aeußern. Nun, liebe Mutter, weil Du es nicht gesehen, nicht errathen hast, so hör' es denn endlich einmal: Deine Verheißung ist nicht in Erfüllung gegangen . . ."

„Elisabeth!" riefen beide Eltern zugleich. Bernhard, der zuerst ungläubig lächelnd aufgehorcht, senkte plötzlich den Kopf. Madame Duphot hatte sich erhoben und war aus dem Zimmer geglitten, wie ein Schatten.

Mit einer Ruhe, die auf mich einen entsetzlichen Eindruck machte, fuhr Elisabeth fort: „Die Liebe, die in der Ehe von selbst hätte kommen und mich hätte einhüllen sollen in selige Blindheit, in glücklichen Trug, sie kam nicht. Mein Herz blieb kalt, meine Augen blieben hell, und mit diesen hellen Augen sah ich meinen rechtschaffenen, wohlerzogenen Mann durch und durch . . ." Sie lachte kurz und herb: „Es war kein begeisternder Anblick!"

Ich war über die Reden Elisabeths und besonders über die Bestimmtheit, mit welcher sie dieselben vorbrachte, so betroffen, daß ich nicht wagte, meine Eltern anzusehen. Verstohlen nur warf ich einen Blick auf die

Stelle, die Bernhard früher eingenommen hatte; sie war leer; mein Bruder war aufgestanden und ans Fenster getreten, in dessen Nähe Elisabeth saß. Er sah ernst zu ihr nieder, aber, wie ich dankbar fühlte, ohne Entrüstung.

„Was soll das heißen?“ fragte Papa. „Was hast Du Deinem Manne vorzuwerfen? Er hat nie etwas gethan, das nicht anständig gewesen wäre, sich nie ein Unrecht zu Schulden kommen lassen.“

„Nie! Er hat nie einen Menschen geschädigt an Ehre oder Gut,“ sagte Elisabeth, „er hat aber auch nie freudig und aus eigenem Antrieb geholfen, nie ein Opfer gebracht, nie sich selbst vergessen um eines Andern willen. Er hat keinen Sinn für die Großmuth und keinen für das Schöne, außer,“ — wie ein Blitz schoß ein schalkhaft heiterer Ausdruck über ihr Gesicht, — „außer, wenn es ihm etwa in Gestalt eines alten Schrankes begegnet oder eines Sporns, den ein Ritter, vielleicht bei der Plünderung eines reisenden Kaufmanns, vor vierhundert Jahren verloren.“

„Aber Elisabeth!“ sprach Bernhard, der nun hinter ihr stand und seine Hand auf die Lehne ihres Sessels gelegt hatte.

„Ich weiß, ich sollte so nicht sprechen,“ entgegnete sie, „doch geschieht es ja heute zum ersten Male, und es wäre auch heute nicht geschehen, wenn es sich nicht darum handelte, dieses Kind vor dem Schicksal zu bewahren, das mir bereitet worden ist.“

Die gute Mama war in höchster Bestürzung und völlig verwirrt. „Du treibst alles auf die Spitze," klagte sie; „Du beschuldigst Deine Eltern, Du sprichst ungehörig von Deinem Manne!"

Elisabeth nickte zustimmend: „So thu' ich! Aber ich habe meiner Schwester versprochen, ihr beizustehen in ihrem schweren Kampfe zwischen dem kindlichen Gehorsam, den sie Euch gern beweisen möchte, und zwischen ihrem Widerwillen gegen den Grafen."

„Widerwillen," murmelte Papa, „lächerlich!"

„Ich halte Wort, ich sage ihr vor Euch: gieb nicht nach! Du bist meine rechte Schwester, Du würdest, in dieselben Verhältnisse versetzt wie ich, ebenso elend werden wie ich," sprach Elisabeth, immer mit ihrer furchtbaren Ruhe, und Papa rief ihr zu: „Elend, — was das für ein Ausdruck ist!"

Sie darauf: „Wüßt' ich doch einen stärkeren, daß ich ihn gebrauchen könnte! Keiner ist stark genug für die Erniedrigung, in einer Nullität seine höchste Instanz anzuerkennen, — anerkennen zu sollen, versteht sich, — und was für eine Heuchelei das ist, sich scheinbar zu beugen vor einem kleineren, als man sich selber fühlt . . ."

„Hochmuth! Hochmuth!" seufzte Mama. Sie hatte die Arbeit sinken lassen, war schrecklich blaß, und in meiner Seele empfand ich es, wie sehr sie litt, als Elisabeth diesen Ausruf nur mit einem leisen Aufwerfen der Lippen beantwortete und eiskalt fortfuhr:

„Und wie man dabei innerlich verkommt, wie man

sich verachtet, aber nur, um gleich wieder in schuldiger Demuth unterzukriechen unter das „geheiligte“ Joch! Das versteht sich immer von selbst! . . . Wer macht denn einen Scandal? Wer läuft davon? Wer wirft sich ins Wasser? So Etwas thun ja nur die ordinären Leute, die keine Religion haben, oder die weichlichen Abkömmlinge von Gevatter Schneider und Handschuhmacher, die keine Courage haben und nichts aushalten können. Unsereins ist fromm, ist stark, hat Heldenblut in den Adern, unsereins desertirt nicht von seinem Posten! Darum Paula, überleg's, eh' Du Dich hinstellen lässest; es ist ein verteufelt heikler Posten . . .“

Sie wandte sich zu unseren Eltern:

„Lieber Vater, liebe Mutter, — wenn Ihr dem Kinde sagt: thu's, weil Du eine schöne Stellung in der Welt haben, weil Du in schönen Schlössern wohnen, ein großes Haus führen und herrliche Equipagen haben wirst, so mögt Ihr nach Eurer Ansicht wohl Recht haben; aber sagt ihm nicht: thu's, weil Du glücklich werden wirst. Das dürft Ihr dem Kinde nicht sagen, — das, glaubt mir, wäre eine Vermessenheit . . .“

Wer diese Worte nicht gehört, kann sich nicht vorstellen, welchen Eindruck sie machten, als Elisabeth sie sprach, ohne die Stimme zu erheben, ohne sie mit der geringsten Gebärde zu begleiten. Langsam und leise quollen sie hervor, wie Blutstropfen aus einer tiefen Wunde, und indem ich zuhörte, wuchs in mir der Wunsch empor, es möge doch Etwas auf Erden geben, etwas

ganz Ungeheures und fast Unmögliches, das ich vollbringen könnte für meine Schwester.

Mama war wie versteinert, und Papa hatte die Arme auf seine Kniee gelegt und sah auf seine verschränkten Finger herab. Seine Stirn war voll Falten, und zum ersten Male kam mir der Gedanke, daß er doch schon ein alter Mann sei. Bernhard unterbrach die Stille: „Liebe Eltern, ich bitte Euch, wenn die Sachen so sind, wäre ich dafür ... Ihr versteht mich schon ..."

Ach, eine wahre Wohlthat für uns alle, die herzliche Art, in welcher er das vorbrachte! Papa erhob den Kopf und dankte dem guten Bernhard mit einem Nicken der Zustimmung. Dann blickte er Mama fragend an: „Was meinst Du?"

Sie wollte antworten und konnte nicht; sie seufzte nur: „Mein Gott, mein Gott!"

„Was meinst Du?" wiederholte Papa. „Meinst Du nicht auch . . ."

„Ich weiß es nicht," brachte sie mühsam heraus. „Es ist sehr schwer . . ."

„Nichts ist schwer, alles ganz einfach," versetzte Bernhard. „Ihr sagt dem Grafen: Unsere Tochter fühlt sich geschmeichelt, und so weiter, aber sie kann sich noch nicht entschließen, zu heirathen; sie wünscht noch bei uns zu bleiben. Punktum!"

Es folgte eine lange, peinliche Pause. Papa machte ihr ein Ende, indem er sprach: „Ja, wenn sie durchaus bei uns bleiben will ..."

Zögernd fügte Mama hinzu: „Paula ist freilich noch sehr jung!“

„Viel zu jung!“ rief ich, dieses Auskunftsmittel war mir noch gar nicht eingefallen. „O, meine geliebtesten Eltern!“ . . . Ich wollte auf sie zustürzen; aber Mama winkte Elisabeth zu sich heran, und meine Schwester stand auf und trat vor sie hin.

„Du hast uns heute weh gethan, Elisabeth,“ sagte Papa, aber er reichte ihr die Hand. Sie küßte sie nicht. Wie muß es in ihr ausgesehen haben in diesem Augenblick! Der beste Papa hatte ihr voll Versöhnung die Hand gereicht, und Elisabeth hatte sie ihm nicht geküßt.

In dem Moment ließ der Graf sich anmelden, und auf dem Fuße folgte ihm mein Schwager, der seine Frau zu einer Spazierfahrt abzuholen kam. Beide Herren befanden sich in übler Laune, weil allerlei Reitzeug, das sie, ich weiß nicht woher, bestellt hatten, nicht nach ihrem Geschmack ausgefallen war. Bernhard bedauerte sie recht ironisch, aber sie nahmen es für puren Ernst.

Als Elisabeth und ihr Mann das Zimmer verließen, lief ich ihnen nach, und draußen, im Salon, warf ich mich an die Brust meiner Schwester und dankte ihr und kümmerte mich nicht um die Mißbilligung, mit welcher mein Schwager uns betrachtete. „Was sind das wieder für Exaltationen und Geschichten?“ fragte er.

Bernhard, der meinem Beispiel gefolgt war und sich

auch davon gemacht hatte, gab ihm zur Antwort: „Ja, mein Lieber, wenn Du erst hören wirst, was diese Person," — er zwinkerte mir zu, — „für Mucken hat! Denke Dir, diese Person will den Grafen T. nicht. Ein so amüsanter Mann, ein so nobler Mann, ein so hübscher Mann, und — sie will ihn nicht!"

Mein Schwager hielt das gewiß nur für einen schlechten Spaß, entgegnete aber doch: „Da seid ja Ihr da, um ihr den Kopf zurecht zu setzen. Er wandte sich zum Gehen und Elisabeth mit ihm. Wir sahen ihr nach, wie sie so gleichmüthig an seiner Seite dahinschritt, — die arme Frau.

„Mir hat schon lange vor dem gegruselt, was herauskommen wird, wenn die uns einmal reinen Wein einschenkt über ihr häusliches Glück," sprach Bernhard.

„Auch mir hat schon lange gebangt," erwiderte ich und konnte meine Thränen nicht mehr zurückhalten. „Ich habe mich nur gewundert, daß sie niemals klagt."

„Darüber hast Du Dich nicht zu wundern!" rief er. „So Etwas ist kein Conversations-Stoff; von so Etwas spricht eine anständige Frau, wenn's sein muß, einmal und nicht wieder. Merk' Dir das zur Beachtung ihr gegenüber." Freundlich klopfte er mir auf die Wange: „Der da drinnen kriegt jetzt seinen Abschied. Bist zufrieden, Kleine?"

Ich wollte ihm danken für seine große Güte gegen mich; er erlaubte es nicht, sondern sagte ungeduldig: „Ich bitte Dich um Gotteswillen, sei nur nicht fad'!"

Meine Eltern sprachen nicht wieder vom Grafen mit mir, und daß ich von ihm nicht sprach, ist natürlich.

Vor einigen Tagen, in der Soirée, nach welcher ich den Entschluß gefaßt habe, meine Memoiren zu schreiben, war auch seine Mutter erschienen und behandelte mich mit großer Freundlichkeit. Dieser Edelmuth ergriff und beschämte mich, und ich brauchte viel Selbstüberwindung, um die Gräfin nicht inständigst zu bitten, mir zu verzeihen und mir wohlwollend gesinnt zu bleiben. Doch wäre das vielleicht tactlos gewesen.

Als sie sich abwandte, kicherte Pierre Coucy, der so boshaft ist, hinter ihr her und sagte: „Sie ist heute mehr Crême, denn je, — aber saure."

„Kein Wunder," meinte sein Bruder, und sah mich verstohlen an, indeß er Elisabeth fragte: „Wissen Sie schon? Der Lord ist zu Schiff nach — Böhmen."

„Nein," versetzte Pierre, „zu Luftballon, in einem Korb."

Ich war betroffen über diesen schlechten Witz; Elisabeth jedoch sprach mit ihrer herrlichen Gelassenheit: „Sie dichten, — nun ist's heraus! Im Verdacht, daß Sie insgeheim fabuliren, habe ich Sie längst gehabt."

„Mit Unrecht! Ich bin mehr als ein Fabulist, ich bin ein Seher."

„Was man auch sein muß, um eine Sphinx, wie den guten T., zu durchschauen."

Sie fuhren fort, abgedroschene Späße zu machen, und da hat mir der Graf leid gethan, der diese Coucys

für seine Freunde hält. Sie müssen auch gegen andere Leute geschwatzt haben, denn als Baron Schwarzburg sich bei mir empfahl, — es geschah mittelst einer stummen Verbeugung, — stand es ihm auf der Stirn geschrieben und lachte es ihm aus den Augen, wie er so von ganzem Herzen dem Grafen eine glückliche Reise wünschte.

* *
*

Bei uns ist es jetzt merkwürdig, und nicht gerade sehr angenehm. Meine Duphot grollt zum ersten Male im Leben mit mir — in ihrer sanften Weise, versteht sich, und ebenso sehr zu ihrer eigenen Pönitenz, als zu der meinen. Mein vielgeliebter Papa ist verstimmt und sagt überaus oft zu mir: „Do whatever you like." Und die Worte, über welche ich sonst gejubelt habe, machen mich jetzt traurig. Ich fürchte immer, aus ihnen herauszuhören: „An unseren Wünschen liegt Dir ja nichts."

Mama scheint auch verstimmt; sie bringt noch mehr Zeit in der Kirche zu als sonst. Gewiß betet sie dort für Elisabeth, und sie hat auch mir aufgetragen, Gott täglich zu bitten, er möge das Herz meiner armen Schwester wandeln und in ihr die gebührende und pflichtgemäße Liebe zu ihrem Manne erwecken. So bete ich denn, muß aber aufrichtig gestehen, — ich weiß nicht, ob der Allmächtige sich gerade in dem Punkte etwas dreinreden läßt. Die Liebe, die wahre, die einen solchen Feuereifer für alles Gute in uns entflammt und sich nur mit heißer Andacht vergleichen läßt, die schickt unser Herrgott,

wenn er sie überhaupt schicken will, von allem Anfang an. Eine armselige, nachträglich zusammengebettelte Liebe, wen soll die beglücken?

Am 25. Mai.

Gestern habe ich diese Blätter überlesen und mich gefragt, ob ich da auch wirklich Memoiren schreibe? Memoiren handeln von interessanten Menschen, und ich spreche immer nur von mir; sie handeln von interessanten Zeiten, und ich spreche von unserer Zeit gar nicht, die ja sehr interessant ist. „Eine eminent politische Zeit!" hörte ich neulich einen alten Herrn sagen. Nun beschränkt sich aber meine ganze Meinung in der Politik auf eine entschiedene Vorliebe für die Statthalterei; die Gelegenheit, von ihr zu sprechen, ist mir stets willkommen, bietet sich auch oft, weil Papa dort seine Angelegenheit betreibt. Er will eine seiner Gemeinden hindern, gegen bessere Einsicht und eigenen Nutzen, den Wald auszuroden. Bisher klagte er oft über die Energielosigkeit der Behörde; auf einmal haben seine Klagen aufgehört. Ich hätte schon längst gern gewußt, warum, habe mich aber nicht getraut, mich zu erkundigen, eben wegen des Zusammenhangs unserer ländlichen Uebelstände mit der Statthalterei. Heute bei Tische endlich fasse ich Muth und frage: „Was ist's denn mit dem Gemeindewald, Papa? Wird er ausgerodet?"

„Wird nicht ausgerodet."

„So hast Du es glücklich durchgesetzt? Das ist gescheit!"

„Papa hat es durchgesetzt, weil er sich endlich an den rechten Mann gewendet hat," fiel Bernhard ein und ließ sich nicht hindern, fortzufahren, obwohl Papa abwinkte, — „an den Mann des Rechtes, der doch einmal nicht Unrecht gehabt hat, zu behaupten: das Recht muß siegen."

Mama und Madame Duphot haben immerfort versucht, den Uebergang zu einem andern Thema zu finden, und immerfort ist Bernhard auf das Seine zurückgekommen und hat nicht nachgelassen, bis es ihm gelungen ist, dem guten Papa das Geständniß abzuzwingen, daß Baron Schwarzburg ein Mann von Talent ist und von sehr bravem Charakter. —

Nachmittags wurde beschlossen, daß wir in acht Tagen auf das Land fahren. Elisabeth kommt zu langem Aufenthalt zu uns, — ohne ihren Mann. Der hat eine neue Besitzung in der Marmaros gekauft und baut dort ein Jagdschloß. Meine Schwester ist eine andere Person seit der Abreise ihres Mannes, viel lebhafter, viel lustiger, ordentlich übermüthig und den Eltern gegenüber zärtlich und voll Aufmerksamkeiten. Mit mir treibt sie es oft, wie mit einem Baby. „Wenn Du doch ein wirkliches Baby hättest!" sagte ich zu ihr.

Da rief sie: „Schweig'! Es ist mein größtes Glück, daß mir der Himmel keines schenkt! Ich könnte es ebensowenig lieb haben, wie . . ."

Sie ließ das Weitere unausgesprochen; ich aber verstand sie gar wohl und hatte mit ihr ein unendlich tiefes Mitleid.

Wenn ich sie so aufathmen sehe in ihrer Freiheit, erinnere ich mich immer jener schönen Esche bei uns daheim im Walde. Ein furchtbarer Sturm hatte gerast und den jungen Baum derart niedergedrückt, daß sein Wipfel sich im Geäst einer zausigen, krummen Kiefer verfing, die viel kleiner war als er. Und nun konnte die Esche nicht mehr loskommen. Ihr junger Stamm war gekrümmt wie ein Bogen; ihre zarten Zweige, die gewohnt gewesen waren, nur den Himmel über sich zu haben und sich zu regen und zu strecken, wie es ihnen gefiel, hingen welk und freudlos und zur Erde gezerrt in den dünnen Krallen des Bedrängers. Zum Glücke kamen wir vorbei, mein Vater und ich. Er ließ die Kiefer, an der nichts lag, abhauen: — die Esche war befreit, welche Seligkeit! Der elastische Baum richtete sich sogleich wieder auf, wonnig bebten seine Zweige, jedes einzelne Blatt begann ein Freudengeflatter zu erheben, und der schlanke Wipfel grüßte seinen Nachbarn und Gefährten, grüßte den Himmel, der ihm, wie zur Erwiderung, einen mild leuchtenden Sonnenstrahl zusandte.

Die Esche ist für immer gerettet; meine arme Schwester muß zurück in die Gefangenschaft, wenn der Sommer vorbei sein wird. Sie läßt sich durch diesen Gedanken die Freude nicht stören, die Tapfere! Sie sagt: man genießt das Gute, so lange man's hat. Das sind die vom Schicksal verzärtelten, die für ein Glück nicht danken, weil es nur ein vorübergehendes ist. Crösus hat keine ruhige Stunde, wenn er nicht darauf zählen kann,

daß er bis an sein Ende in Reichthum schwelgen wird; der Bettler läßt sich den Appetit an dem Brod, das du ihm schenkst, nicht verderben durch die Furcht vor dem morgigen Hunger.

Ich muß sie immer mehr bewundern und bedauern, und mein Loos im Vergleich zu dem ihren immer mehr preisen. Wie gnädig ist Gott gegen mich! Die selige Freiheit, die meiner Schwester nur für kurze Zeit gegönnt ist, ich werde sie beständig genießen und außerdem noch die große, stille Wonne, recht von Herzen an Ihn denken zu dürfen, der mir so unaussprechlich theuer ist. Obwohl von ihm getrennt, werde ich wandeln, wie unter seinen Augen, und bei allem meinem Thun und Lassen mich fragen: wäre ihm das recht, dem „rechten Mann", dem „Mann des Rechts?"

Merkwürdige Dinge müssen im Werke sein. Es finden geheimnißvolle Zusammenkünfte im kleinen Salon, lange Besprechungen im Schreibzimmer Papas statt. Confusion herrscht in allen Ecken. Mama hatte die letzten Soiréen, die bei uns noch stattfinden sollten, absagen lassen; dennoch erschien vor einigen Tagen Baron Schwarzburg und war sehr verwundert, uns allein zu finden; er hatte keine Absage erhalten. Ich bemerkte, wie Papa und Bernhard, als er eintrat, einen raschen Blick wechselten und dann nicht ganz ohne Besorgniß zu Mama hinüberguckten. Sie verhielt sich kühl, bei Weitem aber nicht so

kühl, wie meine Duphot. Die hat gegen Schwarzburg eine unbegreifliche Antipathie und vertraute mir schon mehrmals unter allen Symptomen des Abscheus, daß sie ihn für einen „esprit fort“ hält.

Er blieb eine Stunde, und mir war das Glück, ihn zu sehen und sprechen zu hören, sehr getrübt durch die Furcht, die ich immer hatte: jetzt wird er aufstehen und sich empfehlen, und ich werde ihn nicht mehr sehen, nicht mehr hören, jahrelang vielleicht, — wer weiß? — vielleicht nie mehr! ... Eine namenlose Ueberraschung war es für mich, als ihm Papa beim Abschiede die Hand schüttelte und sagte: „Auf Wiedersehen also, noch einmal vor Ihrer Abreise.“

Da konnte ich mir nicht helfen, — ich stürzte auf Papa zu und küßte ihm die Hand. Er sah mich streng an und brummte:

„Was hast Du? Ich glaube, Du bist wieder einmal närrisch.“

Am 30. Mai.

Ich will aufschreiben, was ich erlebt habe, — wenn ich kann, wenn meine Hand nicht zu sehr zittert, wenn mir die Gedanken nicht zu arg durcheinander schwirren. Ich war schon ruhig den ganzen Abend, habe unbefangen von gleichgültigen Dingen gesprochen, — warum jetzt wieder diese peinliche Bangigkeit? Es ist mir freilich vorgekommen, als ob meine Eltern und meine Geschwister die verkehrten Antworten, die ich ihnen anfangs gab, ab-

sichtlich unbemerkt gelassen hätten ... Täuschte ich mich? Sie machten alle so wichtige Mienen, und mir flogen die wunderlichsten Vermuthungen durch den Kopf. Aber das war nachträglich und, was sich vorher begeben hatte, Folgendes:

Heute Nachmittag befand ich mich allein im großen Salon und wartete auf die Rückkehr Mamas und Madame Duphots aus der Kirche. Da geht die Thür auf, und ohne daß er gemeldet worden, tritt Baron Schwarzburg ins Zimmer und sagt: „Ich komme, mich zu verabschieden, Gräfin, ich reise morgen."

Und ich, in meiner Ueberraschung, bringe nichts Anderes heraus, als: „Die Mama ist nicht zu Hause."

„Ich weiß es," antwortete er.

„Sie wird wohl gleich kommen," sagte ich. Darauf verneigte er sich schweigend.

Bei seinem Erscheinen war ich aufgestanden und wußte nicht, ob ich ihn bitten dürfte, Platz zu nehmen, und ihn dastehen zu lassen, war doch zu unhöflich. Das gab ein unangenehmes Dilemma, und der schöne Moment unseres ersten Alleinseins war recht peinlich. Er ging ans Fenster und sah eine Weile aufmerksam auf die Straße hinunter. Dann wandte er sich wieder zu mir. Er hielt seinen Hut in einer Hand und seine Handschuhe in der andern und klopfte mit den Handschuhen auf den Rand des Hutes. Um nur Etwas zu sagen, bemerkte ich: „Es ist heute recht staubig draußen."

Ein sehr liebes Lächeln spielte um seinen Mund. „Ach nein,“ sprach er, „es hat ja geregnet.“

Nun entstand abermals eine Pause, und es dauerte lange, bis der Baron ihr ein Ende machte und begann: „Sie wissen, daß ich sehr gern nach Bosnien gehe.“

Ich erwiderte: „Ich weiß es und weiß auch warum, — weil Sie dort eine große Aufgabe zu erfüllen haben.“

„In dem kleinen Bereich meiner Stellung,“ beeilte er sich zu berichtigen. „Und eben die Kleinheit dieses Bereichs läßt die Aufgabe groß erscheinen. Jedenfalls wird es lange dauern, ehe sie bewältigt werden kann, und früher will ich an die Heimkehr nicht einmal denken.“

„Aber einen Urlaub werden Sie doch hie und da nehmen?“

„Das gewiß!“

„Und uns besuchen?“

„O, — natürlich!“

„Das wird viele Menschen freuen, besonders mich.“

Diese so selbstverständlichen Worte machten auf ihn einen unglaublich starken Eindruck. Er wiederholte gerührt und warm: „Besonders Sie? Besonders Sie?“ schien noch etwas hinzufügen zu wollen, that einen Schritt auf mich zu, besann sich aber, hielt inne und warf nur plötzlich und heftig seine Handschuhe in seinen Hut, den er auf das Fensterbrett gestellt hatte.

Nun faßte ich mir ein Herz und sagte: „Setzen Sie sich doch, Baron Schwarzburg.“

Er folgte meiner Einladung, und wir setzten uns

einander gegenüber, auf die zwei kleinen Fauteuils vor dem Blumentisch, in der Nähe der offen stehenden Balconthür.

„Wie schwer und schwül ist diese Stadtluft!" rief er, und ich meinte, auf dem Lande würde es jetzt wohl bei Weitem angenehmer sein, und in Bosnien auch.

„O, — bei Weitem! Und Sie gehen sicherlich ebenso gern auf das Land, wie ich nach Bosnien gehe."

Ich bejahte es, und er verlangte eine Beschreibung meines Lebens in Trostburg, und ich gab ihm genaue Rechenschaft meiner Tageseintheilung. Er dankte mir herzlich dafür; es sei prächtig, zu wissen, wo seine Gedanken mich zu jeder Stunde zu suchen hätten, im Wald, im Garten, in meinem Zimmer oder in der Bibliothek, in die Lektüre eines schönen Buches vertieft ... „Und meine Gedanken werden Sie oft suchen," schloß er.

„Darauf zähl' ich," war meine Antwort.

„Werden auch Sie an mich denken?" fragte er und sah mir fest in die Augen.

Ebenso fest sah ich ihn an und sagte: „Immer."

Da ergriff er meine Hand und hielt sie in der seinen, ängstlich, fast wie ein Kleinod: „Das sollen Sie ja nicht thun! Auch an seinen besten Freund, und ich bin der Ihre, denkt man nicht immer. Er muß sich glücklich preisen, wenn Sie sich seiner manchmal wohlwollend erinnern."

Diese Genügsamkeit befremdete mich, mißfiel mir, und ich hatte den Muth, es auszusprechen. Wie von

ganzem Herzen lieb er mir ist, — sagte ich mir, — muß er ja wissen, und wenn ich so kühn bin, an seine Neigung für mich zu glauben, kann doch er von der meinen für ihn überzeugt sein. So blieb ich denn dabei: was mich beträfe, so würde ich immer an ihn denken und darin mein höchstes Glück finden. Daß ich mich verheirathen solle, verlangten meine guten Eltern von mir nicht mehr; mit der Gefahr sei es vorbei ein= für allemal. Ich bliebe bei ihnen, würde sie lieben und pflegen, so lange sie leben, und dereinst, wenn ich sie nicht mehr habe, ihr Andenken ehren, ihre guten Werke fortsetzen und das Dasein einer alten Jungfer führen, einer ehrsamen und glücklichen, vielleicht sogar einer hülfreichen und nützlichen.

Geduldig hatte er mir zugehört und entgegnete: „Gut, gut. Sie haben mich von allem unterrichtet, von Ihrer Tagesordnung zuerst und jetzt von Ihren Zukunfts= plänen. Gut, gut, — so wollen wir es halten. Sie eine freiwillige und zufriedene alte Jungfer, ich," — er zuckte die Achseln, — „durch die Nothwendigkeit gezwungen, ein alter Junggeselle."

„Durch die Nothwendigkeit?"

„Ja!" rief er. „Wo fände ich eine Frau, die sich herbeiließe, die harte Existenz zu theilen, welche ich ihr, wenigstens vorläufig, anzubieten habe?"

„Ach deswegen! Die harte Existenz, das ist doch kein Hinderniß."

„Und was sonst?"

„Der Wunsch der Eltern."

„Da stehen wir auf dem alten Fleck. Dieser Wunsch entspringt aus der Erkenntniß; die Töchter, die wir erzogen haben, dürfen eine schlechte Partie nicht machen; sie würden durch eine schlechte Partie höchst unglücklich und elend; sie kämen sich gesunken vor und gar nicht mehr anständig."

Er ereiferte sich immer mehr und sagte in der Heftigkeit Dinge, die nicht ganz logisch waren. Er spottete über die Vorurtheile der großen Welt und zwang sich doch mit peinlicher Selbstüberwindung, zu versichern, der Brauch habe diese Vorurtheile geheiligt, und Derjenige, der dem Kreise angehört, in welchem sie gelten, thue gut, sie zu ehren.

„Dann thun also Sie nicht gut," wandte ich ihm ein.

„Ich, ach Gott, ich! Sprechen wir nicht von mir! Ich bin ja, wie Sie von Jedem hören können, — ein Narr. Ich thue nicht gut, freilich nicht, und thue nicht gut aus Ueberzeugung, und deswegen bin ich ja eben ein Narr . . . Aber doch nicht Narr genug, Gräfin, nicht Narr genug, um einem Wesen, das ich liebe, zuzumuthen," — er preßte meine Hand, daß ich Mühe hatte, nicht aufzuschreien, — „meinem Beispiele zu folgen und mich zu begleiten auf meinem einsamen Wege!"

Er biß die Zähne zusammen, seine Augen rollten seine gewohnte Selbstbeherrschung verließ ihn, er sah entsetzlich aufgeregt aus, und ich würde mich gefürchtet haben, wenn ich ihn nicht so lieb gehabt hätte; aber weil ich ihn so lieb hatte, that er mir nur ungeheuer leid, und ich

sagte: „Ich weiß Eine, der Sie gar nicht nöthig hätten, das zuzumuthen, die es gerne von selbst thäte, wenn sie nur dürfte!"

Statt ihn zu beschwichtigen, brachten meine Worte ihn nur noch mehr auf.

„Heil dieser Thörin, daß sie nicht darf! Es ist ihr Glück; sie ahnt nicht, was sie unternähme, wie auch ich es unbewußt unternahm, und den Namen nicht kannte, der mir zukommt, und den ich erst erfuhr, als der Hohn der Anderen mich taufte: „Idealist". Sei Du es nur! Ringe gegen das mächtige Element, vergeude Deine Kraft im erfolglosesten Kampfe! ... Ringe Dich los von allen, die seinem frischen, frohen Laufe folgen, die Deinesgleichen, Deine Genossen, Deine Brüder waren, und deren Widersacher Du geworden bist, deren Interessen Du bestreitest, deren Ueberzeugungen Du verleugnest, und — an denen Du doch mit allen Fibern Deines Herzens hängst!"

Er schwieg nun. Auch ich vermochte nicht zu sprechen. Desto lauter jedoch, desto deutlicher rief es in mir: Thörin? Ja! weil du meintest, es sei genug, ihm aus der Ferne zu folgen. Bei ihm mußt du stehen, da ist dein Platz! Alle meine anderen Pflichten erschienen mir plötzlich als die geringeren, meine Angst vor meinem geliebten Vater kindisch ... Ich glaube, daß ich dann, wenn auch leise, doch nachdrücklich gesagt habe:

„Wäre es nicht besser, wenn man in einem solchen Kampfe einen Gefährten an seiner Seite hätte?"

„Einen Gefährten?“

„Der ebenso gesinnt ist, wie man selbst, es aber nur nicht ebenso geradezu eingesteht oder bisher eingestanden hat, weil er sich nicht getraute, sich noch nicht selbst ganz klar gewesen ist . . .“

Ich stockte, ich wagte nicht, ihn anzusehen: aber ich wußte, daß seine Augen auf mir ruhten, und er fragte sehr sanft und sehr liebevoll: „Ist er sich denn jetzt auch wirklich völlig klar geworden?“

„Ja, er weiß jetzt, daß er dasselbe ist, wie Sie, — ein Idealist.“

„Zeichen und Wunder!“ sagte er mit, ach, so gütigem Scherz und vergeblich unterdrücktem Jubel. „Soll mir Der wirklich begegnen, ein Idealist, in Ihrem Kreise? Heutzutage! . . . Es ist unmöglich!“

„Nehmen Sie's doch an.“

„Soll ich? Darf ich? . . . Würde der Idealist, den Sie meinen, es aushalten bei mir unbekanntem und obscurem Manne?“

„Natürlich, und ich wünsche es sogar von Herzen, daß Sie unbekannt bleiben und obscur, damit ich Ihnen um so mehr beweisen kann . . .“

Ich kam nicht weiter, denn jauchzend unterbrach er mich: „Sie! Sie! . . . Sie sind also der treue, hingebende Gefährte? Sie wollen es sein, und mir wäre beschieden, was fast unerhört ist, was das höchste Glück ist, — in dem Weibe seiner Seele den Gesinnungsgenossen zu finden, den Vertrauten aller, auch der kühnsten Gedanken, den

Berather im Zweifel, im Schmerz den süßesten Tröster und im Gelingen den innigsten Theilnehmer? Das alles wollen Sie mir sein? alles, — trotz allen?"

„Es wird wohl nicht trotz allen sein müssen," antwortete ich, verwirrt durch das leidenschaftliche Entzücken, mit dem er mich an sich zog, — „ich werde meinen guten Vater bitten . . ."

Da schrie er auf: „Ihr Vater!" und sprang empor und griff sich an die Stirn wie ein Verzweifelter. Und ich, zu meiner größten Ueberraschung, sah, daß Papa und Bernhard dastanden. „Nun," sagte Papa, „Wort gehalten?"

„Fragen Sie mich nicht! Fragen Sie mich nicht!" rief Schwarzburg ganz außer sich.

Bernhard lachte laut und rief: „Hast Du ihr den Baron Schwarzburg nicht ausgeredet? Das freut mich!"

„Mich nicht," versetzte Papa, „aber ich habe es so erwartet; ich bin kein Idealist, ich kenne die Menschen."

Bernhard platzte wieder heraus: „Wenn er wirklich ein solcher Don Quixote gewesen wäre, daß er . . ."

„Gieb Ruh'!" befahl Papa, doch Bernhard rief: „Ich hätte meine Hand von ihm abgezogen."

Ein Diener kam und meldete, daß Mama die Herren erwartete. Diese folgten sogleich dem Rufe, und mich schickte Papa auf mein Zimmer.

Da bin ich noch. Sie haben mich ganz vergessen, oder wollen von mir nichts mehr wissen. Niemand

kümmert sich um mich . . . Ach, wenn ich Dich nicht hätte, mein liebes Tagebuch, dem ich alles anvertraue, ich wäre sehr, gar sehr zu bedauern . . .

Epilog.

Theurer Leser, wenn Du mir bis hierher gefolgt bist, hab' Dank für Deine Treue. Wir nehmen nun Abschied. Die Memoiren, die zu schreiben ich mich vermaß, sind ohnehin in ein Tagebuch ausgeartet, und jetzt wird das Tagebuch sich in eine Correspondenz verwandeln, deren Inhalt das ewige Geheimniß zweier Menschen bleiben muß.

Willst Du wissen, wie das gekommen ist, so höre mich noch einmal freundlich an.

Schrecklich lange haben sie mich neulich allein gelassen. Es war dunkel geworden, und eine Stille herrschte, wie im Grabe. Sogar der unermüdlichste Sänger unter meinen Vögeln war verstummt und schlief zusammengeduckt auf seinem Sprößlein. Beneidenswerth fand ich den Frieden des winzigen Geschöpfes . . .

Endlich näherten Schritte sich der Thür, die kleinen Schritte meiner Duphot. Sie trat ein, sagte traurig und vorwurfsvoll: „Ah, ma chère!“ und hieß mich, ihr zu meinen Eltern folgen. Ein Herzklopfen, wie das, mit welchem ich gehorchte, sollte es nicht geben in der guten und schönen Welt, — es ist zu schlimm, zu arg . . .

Bei meinen Eltern befanden sich meine Geschwister und Schwarzburg. Er stand auf, als ich kam, und auch ich blieb stehen. Papa nahm augenblicklich das Wort:

„Paula, Deine Mutter und ich wollen uns nicht zum zweiten Male vorwerfen lassen, daß uns das Glück eines Kindes . . .“

Mama warf ein: „Oder das, was es dafür hält.“

„Nicht so wichtig ist,“ fuhr Papa fort, „wie es guten Eltern sein soll. Darum haben wir dem Baron Schwarzburg erlaubt, vor seiner Abreise mit Dir zu sprechen. Es ist geschehen . . .“

„Anders, als wir erwartet hatten,“ bemerkte Mama.

„Und wie ich höre, habt Ihr Euch geeinigt in der Idee . . .“

„Oder der Einbildung,“ meint Mama.

„Daß Ihr für einander geschaffen seid,“ sprach Papa, und ich sagte:

„Ja.“

„Ja,“ wiederholte Schwarzburg tief bewegt.

„Also, — wenn also zwei Menschen wirklich für einander geschaffen sind, — kommt übrigens selten vor, — da ist nichts zu machen. Aber beweisen muß es sich, und der Beweis braucht Zeit, — die Dauer ist der Beweis, also wartet.“

„Wir werden warten,“ sagte Schwarzburg, und Papa sagte:

„Drei Jahre.“

Mir schwindelte; ich konnte mein Glück nicht fassen. So hieß es denn nicht, wie ich zitternd und bebend mit

Bestimmtheit erwartet hatte: „Thu's, aber auf unsere Einwilligung verzichte!"

„Nur drei Jahre?" fragte ich.

„Keinen Tag weniger," versetzte Mama.

Und ich: „Das ist gar nichts! Zehn Jahre warten wir mit Freuden, wenn Ihr es befehlt, beste Eltern . . . Wir sind selig und wünschen nichts mehr, als nur hoffen zu dürfen . . ."

„Sprich für Dich!" fiel mir Bernhard ins Wort.

Schwarzburg machte auf einmal ein sehr erschrockenes Gesicht, und ich fragte ihn: „Finden Sie nicht auch? Warten, auf einander warten, — ist das nicht himmlisch?"

„Je kürzer, um so himmlischer," entgegnete er.

Elisabeth war auf mich zugekommen und hatte mich in ihre Arme geschlossen: „Seht, wie klug, wie vorsichtig! Drei Jahre der Prüfung sind ihr zu wenig, sie will zehn. O, die weiß es: Sterben ist nichts, aber Heirathen, das ist gewagt!"

„Scherzen Sie nicht, Gräfin, ich bitte Sie," sprach Schwarzburg: „drei Jahre, keinen Tag weniger, aber auch keinen mehr." Seine Stimme schwankte, aus seinen Augen jedoch blitzte eine kühne und unerschütterliche Entschlossenheit. „Es ist ausgemacht und muß dabei bleiben. Vor wenig Stunden noch," wandte er sich zu mir, „hätte ich das Glück, das ich jetzt erfahre, unerreichbar genannt, — aber ich habe es erfahren, es ist mein, und ich halte daran fest, wie ich gewohnt bin festzuhalten an meinen

hohen Gütern, und Sie, Paula, Sie sind mir das Höchste und zugleich, ich weiß es, das Sicherste."

Er reichte mir die Hand: „In drei Jahren, — aber dann fürs Leben!"

„Jetzt schon fürs Leben . . ." Mehr vermochte ich nicht zu sagen.

Er nahm Abschied von allen. Wie herzlich war dabei Elisabeth mit ihm . . . O, meine Schwester, Dir kann ich nicht genug danken!

Nachdem die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, da erst fiel das Bewußtsein der Trennung mir bleischwer aufs Herz . . . So war er fort, und wir hatten uns kaum, eigentlich gar nicht Lebewohl gesagt. Eine namenlose Sehnsucht ergriff mich, ich kämpfte mit den Thränen, die mich ersticken wollten. Niemand sprach. Plötzlich lachte Bernhard: „Da geht er jetzt, der Mensch, und hat nicht einmal einen Hut."

Sogleich fiel mir ein, wo der stehen geblieben war, und ich lief in den Salon, um ihn zu holen. Und in den Salon kamen sie mir nach, — Schwarzburg und Papa, — und wie es geschah, weiß ich nicht, aber im nächsten Augenblicke lag ich an der Brust meines Verlobten, und er küßte mich innig und zärtlich. Papa stand neben uns, nicht mehr der strenge Papa von vorhin, der milde, nachsichtsvolle von je und immer. Ich brauchte nur in seine lieben Züge zu sehen, um mein ganzes grenzenloses Vertrauen wiederzugewinnen und mit dem Muth dieses Vertrauens auszurufen:

„Papa, darf ich ihm schreiben?“

„Und ich ihr?“ fragte Schwarzburg.

Papa zögerte. „Warum? Zu was? . . . Schaut —“

Er seufzte, hielt inne, sah uns gerührt an, und sagte dann mit dem vollen Tone seiner unendlichen Güte das alte, hochgepriesene:

„Well, do whatever you like.“



Druck von G. Bernstein in Berlin.

Inhalt.

